
EX
BIBLIOTHECA
J.F.J. HEREMANS

Deutschlands Mundarten.

Eine Monatschrift

für

Dichtung, Forschung und Kritik.

Erster Jahrgang.

Die deutschen Mundarten.

Eine Monatsschrift für Dichtung, Forschung und Kritik.

Begründet von

Jos. Ans. Pangkofer,

fortgesetzt von

Dr. G. Karl Frommann,
Vorstande des Archivs und der Bibliothek beim germanischen Museum.

Erster Jahrgang.

Nürnberg, 1854.
Verlag der v. Ebner'schen Buchhandlung.
(J. M. Weydner.)

Für das studium der sitte, des glaubens und zugleich der sprache unsrer vorzeit behauptet die genaue kenntnis der mundarten keinen geringern reiz, als auch die der volkslieder, des aberglaubens und aller gemeinen überlieferungen hat.

Jac. Grimm.

(Deutsche grammatik, I², 24.)

Druck von B. J. Mäsch in Nürnberg.

Inhalt
des ersten Jahrgangs.

Seite

Mundartliche Dichtungen und Sprachproben:

Polyglotten:

Vorwort.

Nicht etwa, weil sich der Herausgeber anmaßlich für *eine* Autorität hielt, deren Name allein schon eine Sache zu fördern vermöchte, sondern rein nur aus Liebe zur Sache, und um andern Freunden derselben Gelegenheit zum Zusammenwirken zu bieten und hiedurch dem Wunsche Vieler, die aber nicht selbst den Anfang machen wollten, zu begegnen, unternahm er es, die Begründung dieser Monatschrift zu versuchen. Schon am Beginne des Jahres ging Programm und Aufforderung voraus. Persönliche Einladungen geschahen, und viele Zusagen erfolgten für die Mitwirkung; einige Zeitschriften begrüßten das Unternehmen freundlich als ein zeit- und zweckmäßiges. Allein die Beiträge floßen langsam und spärlich; der Beginn mußte verschoben und wieder verschoben werden, bis sich der Herausgeber endlich entschloß, von seinem Vorhaben abzugehen und mehr von eigenen Arbeiten für den Anfang zu verwenden, als ihm um der Manigfaltigkeit willen lieb ist. Er selbst ist nur mit einigen süddeutschen Mundarten vollständig vertraut; er beabsichtete nur die eine davon mit ihren Spielarten zu vertreten, und hie und da allgemeine Aufgaben und Stoffe zu besprechen. Noch den Druck dieses ersten Doppelheftes verzögerte er in der Erwartung anderseitiger, reicherer Unterstützung; aber endlich mußte es abgeschlossen werden, und nun liegt es vor und spricht eine freundliche und nachsichtige Aufnahme an. Der Herausgeber aber wiederholt die Bitte um Theilnahme und Unterstützung eines Unternehmens, das bei der Ankündigung freundlich begrüßt — und nun auch

*

begonnen ist, damit es die Sache fördere, gedeihe zur Ehre des Vaterlandes. Nur noch einige Worte zum Inhalt dieses Heftes.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der Anfang eines Unternehmens allgemeine Besprechungen desselben, seiner Aufgabe und seines Zweckes bringt, so hier nach der Einleitung Aufsätze über Sprachgliederung in Dialekte, über die Eigenthümlichkeit des Reimes und der Vokale in den Dialekten. Besonders willkommen war Herrn Dr. Gutbiers Aufsatz, so wie Trömmels Literatur der deutschen Mundarten.

Die Abtheilung Literatur macht auf die neueren Erscheinungen in diesem Gebiete aufmerksam, und die Rubrik: Mundartdichtungen und Sprachproben, enthält nebenbei Polyglotten mit den Motiven ihrer Bearbeitung. Gedichte in verschiedenen Mundarten sind zugesichert, und werden im nächsten Hefte folgen. Auch einer Kritik ante festum haben wir unbefangen Raum gewährt; warum und wozu? erklären die Bemerkungen hiezu. Und somit ist in Gottes Namen der Anfang gemacht mit der redlichen Absicht des Fortgangs und Fortschrittes, und wir schließen mit freundlichem Gruß an alle Theilnehmenden, und mit der Bitte um freundliche und nachsichtige Aufnahme.

Inhalt

des I. und II. Heftes des ersten Jahrgangs.

Programm und Einleitung.

> „Bald sind es fünf Jahrhunderte, daß die heutige Redaktion unserer Schriftsprache einen festen Boden sich behauptet hat. Lassen wir noch so viele Zeit vergehen, so wird sie nicht mehr dieselbe sein können. Die nächstfolgende Redaktion wird unseren Dialekten ähnlicher sehen, als der jezigen Schrift."
>
> Dr. Rapp, Physiologie der Sprache.

Sprachforschung und Sprachanwendung in der Literatur haben den Mundarten der deutschen Sprache in jüngster Zeit mehr und immer mehr die Aufmerksamkeit zugewendet, und dieselben sind hierdurch und mit Recht zu einer Bedeutung gelangt, welche sich täglich geltender macht, ja eine geregelte Behandlung und consequentes wissenschaftliches Studium fordert. Größere wissenschaftliche Arbeiten voll Gelehrsamkeit und Verdienst, Sprachlehren und Wörterbücher 2c. — dann anerkannte Dichterwerke in Dialekten und Sammlungen von mundartlichen Dichtungen bestehen, ein Literaturverzeichniß wird sie aufzählen; — aber ein periodisches Organ, welches die kleineren Arbeiten und zerstreuten Kräfte für lebendige Zusammen- und nachhaltige Fortwirkung vereinigte, und jedem Gebildeten, der sich hiefür thätig oder beobachtend interessiren will, Gelegenheit böte, welches dem Volke seine Sprachschätze vor Augen legte und bewahrte, — ist bisher nicht vorhanden gewesen. Ein solches hervorzurufen, ist unsere Absicht, indem wir hiemit Mundartsdichter und Sprachforscher und das deutsche Publikum überhaupt zur Betheiligung einladen. Mit Ueberlegung verfahren wir, wenn wir in der zu begründenden Monatsschrift drei Rubriken eröffnen. Die erste für die schriftstellerische Behandlung der deutschen Mundarten in Prosa und Versen; die zweite für wissenschaftliche Sprachforschung auf den Gebieten der Dialekte

Deutschlands; endlich die dritte für die kritische Besprechung der einschlägigen Werke, welche auf dem Büchermarkte erscheinen, dichterischer sowohl als sprachforschlicher, überhaupt Aller, welche förderlich für unsern Zweck sein können. In dem poetischen Theile der Monatsschrift bieten wir der Unterhaltungslektüre Stoff und der Forschung Mittel und Belege, und werden bemüht sein, nur möglichst Werthvolles zu liefern, was wir die Einsender zu berücksichtigen bitten. Schmückende Illustrationen sollen gelegenheitlich nicht fehlen. Der wissenschaftliche Theil soll gediegene Reflexionen, Sprachvergleichungen, mundartliche Literaturgeschichte, etymologische Wort- und Wurzelforschung, grammatikale Erörterungen, Topographisches, Ethnographisches und Geographisches ꝛc. auf die Mundarten bezüglich enthalten, überhaupt Materialien zur allgemeinen deutschen Sprachforschung, was den Gelehrten, wie den Liebhaber der deutschen Sprache interessirt. Alles dies soll in leicht- und allgemeinfaßlichem Vortrage gehalten, fern von aller strengen, professionellen Gelehrtthuerei sein. Endlich beabsichten wir im kritischen Theil der Schrift die Beurtheilung sowohl als auszügliche Besprechung, um den Betheiligten die Mittel der Weiterforschung und Vergleichung anzudeuten. Tendenz und Plan kann, wie es in der Natur einer Zeitschrift liegt, nur allmälig und bruchstückweise erfüllt werden und erst nach Verlauf einer Periode läßt sich sodann prüfend auf die Erfolge zurückblicken, welche durch Einhaltung eines bestimmten Systems etwa erzielt worden sind; nur vereinigten Kräften sind ersprießliche Erfolge möglich, und diesen wollen wir einen Mittelpunkt schaffen.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hält es für die erste, nothwendige Aufgabe, das vorstehende Programm zu erörtern, zu erweitern und tiefer zu begründen, um dem Unternehmen einen festen Boden zu schaffen, den Mitarbeitern und dem lesenden Publikum gegenüber. Dem Publikum gegenüber; denn er ist nicht gemeint, bloß todte gelehrte Arbeiten aufzusammeln, die als Curiosa der Spitzfindigkeit, des

Scharf- und Tiefsinns glänzen sollen. Aus dem Leben für's Leben möchte er wirken, — und Wirksamkeit veranlassen; denn sagt der Dichter (Leop. Schefer):

„Was nicht das Volk weiß, das weiß noch Niemand;
Was nicht das Volk thut, das ist ungescheh'n."

Vollstes Eigenthum aber des Volkes ist seine Sprache, sie ist sein Geschöpf und seine eigenste That — sie ist das Gefäß seines Wissens und Erkennens. Mit der Sprache stirbt das Volk und verschwindet aus der Geschichte. Das Volk lebt und webt in seiner Sprache. Todt nennt man die Völker, deren Sprache nicht mehr im Munde Jener lebt, deren Ahnen sie geschaffen und gebildet. Es kann ein Volk sich Jahrhunderte lang fortzeugen von Generation zu Generation, aber die lebendige Zeugschaft seines Daseins hat in dem Momente aufgehört, in welchem ihm seine Sprache abhanden gekommen, ob durch Verlust nun oder Zwang; aber auch dann schon, wenn sich die Sprache durch fremde Einmischung in der Weise umgestaltet hat, daß sie nicht mehr als dieselbe gelten und erscheinen kann. Jedoch auch absterbende, nicht bloß todte Sprachen sind denkbar. Ein Volk, auch von keinem andern unterjocht und zum Aufgeben seiner Sprache genöthiget, kann allmälig seiner Sprache verlustig gehen durch Verbildung und Entstaltung derselben; es kann den Genius seiner Sprache einbüßen, materiell, ideell und formell. Das Material der Sprache bildet der gesammte Wortschatz derselben. Je mehr vom Wurzelschatze der Sprache verloren geht, ausser Gebrauch kömmt und dadurch unverständlich wird, — um so schwächer wird die Urthümlichkeit einer Sprache; je mehr die gleichsam angeborene, geistige Bedeutung aus den Worten einer Sprache schwindet und sich umgestaltet, um so mehr büßt sie von ihrem ideellen Genius ein; endlich kann die formelle, grammatikale und syntaktische Entwicklung bis zu einer Höhe fortschreiten, von der aus eine weitere consequente naturgemäße Fortentwicklung kaum mehr denkbar ohne Willkür oder einseitige Manier, und bei diesem Punkte angelangt, fängt eine Sprache an zu degeneriren, oder es tritt ein Stillstand ein — der mit dem

Begriffe des Fortlebens nicht mehr zu vereinen; aber sagt derselbe Dichter, den wir schon angeführt:

„Das Schaffen nur hat Werth, nicht das Geschaffene.
Was **wird**, das **lebt**! Gewordenes ist todt."

Nichts Lebendes, eine Sprache am wenigsten, ruht in sich, schließt ab; die **deutsche** ist soweit formell entwickelt, daß sie sich schöpferisch in sich zurück wenden muß, soll sie lebendig fortschreitend gedacht werden. Bereits wird auf dem Wege der Etymologie und durch den Einfluß derselben auf die Orthographie vorgearbeitet; das neubelebte Verständniß der Sprach- resp. Wortwurzeln ist eine reiche Saat der Zukunft unserer Sprache; die physiologische Auffassung und das Eindringen in den Sprach-Organismus überhaupt führt zu praktischen Consequenzen. Die wissenschaftliche Bearbeitung des alten Schriftthums zeigt die Grundlage und Entwicklungs-Geschichte unserer Sprache, — und das vergleichende Sprachstudium bringt die Gesetze der Genesis der Sprachen überhaupt zum Bewußtsein und die Consequenzen daraus für die unsere. Insbesondere aber dürfte die Aus- und Durchforschung der deutschen Mundarten von tiefstem Einfluß für die lebendige Fortbildung unserer Sprache sein, — in seinen Mundarten lebt, webt und spricht das Volk; sie sind eigentlichst die Volkssprache, denn der geringste Theil der Nation bedient sich im Umgang der reinen Schriftsprache, — dieß ist insbesondere im südlichen Deutschland der Fall, wo selbst die gebildeten und gelehrten Stände mehr oder minder des Umgangs-Dialektes ihres Stammes sich bedienen. Die Hauptdialekte Deutschlands zur Kenntniß und zum Verständniß in größeren, allgemeineren Kreisen zu bringen mit ihrer wissenschaftlichen Analyse und ihrer sprachlichen Vergleichung zugleich, ist in Rücksicht auf ein allgemeines Publikum eine Hauptaufgabe dieser Zeitschrift. Mit der Kenntniß und dem Verständnisse, glauben wir, dürfte auch der Einfluß auf die Fortbildung der Sprache kaum ausbleiben, — denn in den Dialekten der deutschen Stämme fließen noch die ursprünglichen lebendigen Quellen der deutschen Sprache. Diese Ueberzeugung und der

zufällige Besitz einer durchlebten Mundart hat den Herausgeber zum Dialektsdichter gemacht, und ihm die Worte in den Mund gelegt:

„Sieh', ein Tempel ward gegründet
Uns'rer Mutter ehrenvoll,
Eine Nisch' im Mauerkreise
Jede Tochter haben soll.

Eingegangen viele Schwestern
Sind in Nisch' und Tempel schon,
Jede bringt besond're Gaben
Uns'rer Mutter auf dem Thron.

Ungern mag's die Mutter sehen,
Daß der Töchter eine fehlt,
Denen sie vertheilt die Schätze,
Als sie zogen in die Welt.

Sieh', so lang nicht All' versammelt,
Ist das Schatzhaus nicht gefüllt;
Von der Mutter Brautschmuck traget
Edelstein jed' Ebenbild."

Wir wollen uns zu dem Gesagten und der bereits anerkannten Bedeutung der Dialektsforschung nicht des Weiteren herauslassen, und die Hoffnung aussprechen, daß den Erfolgen auch noch durch die Schule in die Hand werde gearbeitet, und daß unser vertraktes Gelehrten- und Schul-Wesen werde allmälig in ein volksthümliches Geleise geleitet werden. Würde für den Unterricht in unserer Muttersprache auch nur die Hälfte dessen geschehen, was für die klassischen Sprachen verwendet und aufgewendet wird, so würden in Bälde ersprießliche Erfolge sichtlich werden. Wir wollen uns hiedurch keineswegs gegen das Studium der klassischen Sprachen erklären, denn welcher Gebildete könnte seine Bedeutung für die formelle und ideelle Entwicklung des jugendlichen Geistes verkennen? aber für den Unterricht in der deutschen Sprache muß mindest die gleiche Berechtigung

angesprochen werden. Die bayerische Staatsregierung hat jüngst bei der neuen Organisation der Gymnasien die Lektüre altdeutscher Dichtungen eingeführt, so wie den geschichtlichen Sprachunterricht, aber die Erfolge werden anfänglich sehr spärliche sein, da nach dem herrschenden Klassensysteme die Lehrer der alten Sprachen diese neue Disciplin zu betreiben haben. Sie selbst aber hatten weder Zeit noch Gelegenheit, sich das wissenschaftliche Verständniß des alten Schriftthums anzueignen und die Meisten müssen lernend lehren, denn das Studium der deutschen Sprache wurde bisher nur ausnahmsweise als Liebhaberei von den Philologen betrieben. Von einem sprachlichen Unterricht über die Mundarten in den Schulen ist überhaupt noch keine Rede, und dieser Gedanke erst ganz kürzlich von einem praktischen Schulmanne aufgenommen worden. Professor Gutbier in München hat für die Volksschulen, zunächst für seine Privatanstalt ein Werkchen über die deutschen Mundarten geschrieben, und beabsichtet den Sprachproben mit der Karte eine kleine Grammatik folgen zu lassen. Somit wäre ein Anfang gemacht, dem wir den gedeihlichsten Fortgang wünschen. Wenn sonach die einzelnen Mittel zusammengreifen, so wird eine Richtung in der Sprach-Entwicklung eingeleitet werden, welche, wie wir hoffen, eine praktisch fortbildende — und keine degenerirende ist. Jene Richtung aber ist nur denkbar bei einer Rückfundirung auf die Elemente der alten Sprache und unter dem Einfluß der Mundarten, welche den lebendigen Zusammenhang mit jener bilden, und dann dürfte mit der Zeit eintreten, was Rapp in seiner Physiologie der Sprache (Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1836) mit den Worten andeutet:

„Unsere Schriftsprache wird in der nächstkünftigen Redaktion unseren Dialekten ähnlicher sehen als der jetzigen Schrift."

Mit diesem Motto glaubten wir unser Programm einleiten zu sollen, weil es am klarsten die Zukunft unserer Sprache zeichnet, für die wir durch unser Unternehmen mitwirken möchten. Dieß dem Publikum gegenüber.

Zur Betheiligung an der beabsichteten Wirksamkeit dieses Unter-

nehmens haben wir im vorstehenden Programm diejenigen deutschen Schriftsteller und Gelehrten eingeladen, welche diesem Fache sich widmen. Denn der Einzelne kann für sich nur Weniges, höchstens veranlassen, anregen, Beispiel geben — zu einer Nationalsache müssen die Befähigten und Beflissenen zusammentreten und zusammenwirken, soll sie allmälig erfolgsam gedeihen. Diese Monatschrift möchte nun die Bestrebungen und Leistungen aufsammeln und der Oeffentlichkeit anbieten als Theile eines Ganzen, als Grundlagen des Fortbaues, als Gestein und Material, und wir rufen denen, die unsere Ansicht theilen, die ermuthigenden Worte Schiller's zu:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst Du kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied, schließ' an ein Ganzes Dich an.“

Dem Inhalt der Monatschrift haben wir drei Hauptrubriken eröffnet unter den Ueberschriften: **Dichtung**, **Forschung** und **Kritik**.

Sache der Dialektsdichter ist es nun, die in den Mundarten zerstreuten, unverstandenen, schier verloren gegangenen Schätze der Sprache zu sammeln, literärisch zu hinterlegen, dem Ohr und Auge auf angenehme Weise wieder einzugewöhnen, zugänglich und verständlich zu machen. Viel ist bereits geschehen, seit der unsterbliche Hebel den allemanischen Dialekt in der Schrift eingeführt, die meisten Mundarten Deutschlands sind im Schriftthume vertreten; Firmenichs Völkerstimmen Germaniens (Berlin) bieten einen überraschenden Reichthum von Beispielen. Aber nicht viele sind mit bewußter Rücksicht auf Sprache und Volksthümlichkeit und dennoch mit poetischem Sinne geschrieben und gedichtet. Ueber den Werth und die Bedeutung der Dialektspoesie spricht sich Rapp in seiner Physiologie der Sprache also aus:

„Es ist unverkennbar, daß die süddeutsche Dialekts-Poesie parallel mit der Blüthe neudeutscher Poesie erwachte und sich nach verschiedenen Seiten entwickelte. Einige Dialekte mögen ihren Sprachvorrath nahezu erschöpft haben, andere sind noch zurück in dem,

was man erwarten könnte, und es ist nun zu hoffen, daß dieser lustig grünende Baum im zunehmenden Wachsthum neben seinem stolzeren Nachbar gedeihe und Blüthen treibe, zum steigenden Verdrusse unserer lieben Puristen und gewisser Kunstrichter, welche sich kläglich gebärden, daß man wieder allerlei lernen soll, da das Bischen, was sie etwa wissen, ihnen schon sauer genug geworden. Die Forderung an den Dialektsdichter ist, seine Mundart in sich selbst characteristisch aufzufassen, wo er sie weder verhochdeutschend zu verbessern, noch in die abenteuerlichsten Seltsamkeiten zu verbauern braucht."

Zu den Anforderungen an den Dialektsdichter gehört aber wohl noch neben der richtigen Auffassung der sprachlichen Eigenheiten, die des Characteristischen seines Volkes, so daß er zugleich ein treues Bild von dessen Sitten und Gewohnheiten, Anschauungs-, Lebens- und Erzählungs-Weise darstellt, selbst hie und da auf die Gefahr hin, gegen die verfeinerte Convenienz der höheren Stände anzustoßen, was die unmittelbare Naivität und Natürlichkeit der Hypercivilisation gegenüber hinreichend entschuldigt, die wohl die gemeine Schweins-, aber nicht die pikante, freilich wälsche, Esels-Wurst verschmäht. Innigste Gemeinschaft mit dem Volke durch Abstammung und lebendigen Verkehr, durch Theilnahme an dessen Leiden und Freuden, an seinem Wesen und Treiben ist die Hauptbedingung für den guten Dialektsdichter, auf daß er den frischen Hauch der Unmittelbarkeit aufweise, gleich dem Dichter des alten Volksliedes, welches geblüht, ehe die damalige Schriftsprache gebildet gewesen, in der es durch Kunstpoesie untergegangen. Die Wiederaufnahme und Nachbildung des alten Volksliedes und die einfache volksthümliche Dichtungs-Weise überhaupt, dann die Würdigung der Mundarten versprechen Auffrischung und Verjüngung unserer abwelkenden, gelehrten und gemachten modernen Poesie, nicht aber die Extravaganz der Motive und Erfindungen und die Abglättung der Formen in Vers und Reim, wodurch wir nicht widersprechen, daß geläuterte Form eine Hauptbedingung für jede Dichtung ist, welche auf die Ehre eines Kunstwerks Anspruch machen will. Aus der Naturwahrheit muß die Dichtung gesundes Leben

schöpfen, doch vor Allem vom Dialektsdichter erheischen wir ein tiefes Eingehen in den Volksgeist, denn mit dem Dilletantismus im Volkston und Mundart ist nichts gedient. Dieß ist die Ueberzeugung, welche der Verfasser aus dem Studium der Dialekte und ihrer Dichter gewonnen.

Daß er der Dichtung in Prosa und Versen in der Zeitschrift Raum gibt, geschieht nicht allein der Sprachproben wegen, sondern insbesondere auch darum, weil die Atome der Sprache, die Worte, nur im Zusammenhang der Rede, ratio, im tiefen Sinn ihrer Bedeutung erscheinen für Gefühl und Verständniß. Die gelehrte Etymologie gibt nur todte Präparate, die nur der Gebrauch im Zusammenhang der Rede wieder beleben kann, wie die abgestorbenen Invusorien die befruchtende Quelle, in der das Licht des Tages sich spiegelt. —

Bei der Dialektsdichtung wären nun drei Elemente zu berücksichtigen, die wir als die materiellen, formellen und ideellen bezeichnen wollen. In erster Hinsicht vor Allem der Gebrauch der dem Dialekte genau eigensten Worte und Begriffsbeziehungen. Bei einigem Nachsinnen wird der Dialektskundige finden, daß jeder Dialekt fast für jeden Sinn sein eigenthümliches Wort bewahrt hat, wenigst eine originelle Bildung festhält. Zu diesem Sprachlichen kommt sodann eine eigene Vortragsweise, theils grammatikalisch, theils syntaktisch ausgeprägt, in welcher sich die Anschauungs- und Erzählungsmanier spiegelt. Selten zwar, aber doch haben einzelne Dialekte ihre originelle Versform, so zum Beispiel ist den gesammten süddeutschen Mundarten, welche wir unter dem Namen der bayerischen im Allgemeinen zusammenfassen, die originelle Form des sogenannten Schnaterhüpfels eigen. Wir werden dieser fast musikalischen Form einen eigenen Aufsatz widmen. Wo nun eine solche Originalform für einen Dialekt besteht, da wäre sie zu gebrauchen, wenn auch nicht ausschließlich. Die Anwendung fremd klassischer Formen, z. B. des Hexameters, ist für den Dialekt immer unnatürlich und thut ihm einen wahren Zwang an. Bei der Auswahl der Dichtungsthemen wären

hauptsächlich zu wählen: Mythe und Sagenwelt und solche Volksbegebnisse, in denen sich der Volkscharakter anschaulich macht; einfach und naiv müßte der lyrische Ausdruck der Gefühle sein, ohne alle moderne, sentimentale Geziertheit. Daß für die Dichtungen, als Produkte der schönen Kunst, die Rücksicht auf die natürlichen und herkömmlichen Gesetze der Aesthetik erwartet werden soll, ist wohl nur billig, — aber die Redaktion wird in dieser Beziehung mindest nachsichtig sein müssen, da sie neben dem dichterischen Werthe, den sprachlichen als mit hauptzwecklich zu berücksichtigen hat in Hinsicht des zweiten Theiles der Aufgabe. Was die Orthographie, die mundartliche Schreibweise betrifft, so kennt, wer je in Dialekten geschrieben hat, die Schwierigkeit zwischen der genauen und richtigen Darstellung der Aussprache und dem allgemeinen Verständniß beim Lesen die rechte und wahre Mitte zu halten und die präcise Vermittlung und Rückvermittlung zwischen Aug' und Ohr zu treffen, und wie dies schier unmöglich Lesern gegenüber, denen ein Dialekt gänzlich unbekannt. Der Verfasser hat sich für seine Gedichte die Aufgabe gestellt, die Auffassungen des Gehöres durch die Schrift unmittelbar zu veranschaulichen und so die Reproduktion für das Ohr möglichst zu erleichtern, ohne von einer künstlichen Vokalisirung Gebrauch zu machen, welche eines eigenen Commentars bedurft hätte und welche immer nur die Aufgabe eines rein sprachwissenschaftlichen Werkes sein kann. Wir lassen daher für die dialektische Orthographie einstweilen den alten allgemeinen Grundsatz gelten:

Schreibe, wie du sprichst.

Die erste Aufgabe des sprachforschlichen Theiles dieses Journals soll es aber sein, sich über ein Schreibsystem zu verständigen mit seinen Mitarbeitern, was natürlich erst allmälig und im Verfolge geschehen kann. Ein Aufsatz über ein Vokal- und Consonanten-System liegt zu diesem Behufe vor, den wir diesem Hefte womöglich noch einverleiben werden. Jeder Sprachforscher hat sich bisher seine eigene Methode gebildet, und wie sehr sie auch von einander abweichen, sie verstehen sich unter einander, und Jeder weiß, was der Andere will;

— aber einem größeren Publikum gegenüber, ausser dem Sprachgelehrten, ist die Erzielung eines einheitlichen, consequenten Systems unumgänglich nothwendig; zumal muß sie für jene Zeit vorbereitet werden, in welcher einmal eine allgemeine Vergleichungstheorie der Vokal- und Consonanten-Verwandlung eingeleitet und festgestellt werden soll. Der Dialektsforscher hat sonach die den Mundarten eigenthümlichen Worte mit Angabe ihrer alten Wurzeln und mit der Feststellung ihres generellen und dialektisch-speziellen Begriffes anzusammeln, und zwar auf Grundlage der bisherigen etymologischen Forschungen oder, wo solche fehlen, hat er so viel möglich objektiv auf die allgemeine alte Sprachforschung seine Analysen zu begründen. Das weitere Augenmerk ist auf die geographische Ausbreitung jedes Dialekts zu richten und die Begränzung durch Flüsse und Gebirge anzugeben. Dies wird ihn auf die Ansiedlungs-Geschichte des Volksstamms führen, dessen Dialekt er bearbeitet, so wie auf die Mischungs-Verhältnisse der benachbarten Mundarten und Volksstämme mit Rücksicht auf den Einfluß der fremdländischen an den Aussengränzen Deutschlands. Hiebei ist das Zurückweichen oder Vorschreiten der Sprachen über die Gränzen hin und her, ihr gegenseitiger Einfluß und die Wellenlinie der Begränzung anzudeuten Die Topographie, Fluß-, Berg-, Orts-Namen sind scharf in's Auge zu fassen und wo möglich zu etymologisiren auf Grundlage der ältesten und älteren urkundlichen Schreibweise, — und mit Herbeiziehung und Ausforschung der mundartlichen Aussprache; denn oft liegt diese der ältesten Schreibweise viel näher als die derzeitige, meist corrupte Benennung. Ortslage, Geschichte, Mythe müssen in Anspruch genommen werden, um der wurzelhaften Namenschöpfung und der etymologischen Bedeutung auf den Grund zu sehen. Hieher einschlägig ist das Studium der Sagen- und Mythenwelt des Volksstamms, denn viele Orts-, ja Familien-Namen sind wahre Sprachmonumente und Dokumente. Es gibt fast keine Hilfswissenschaft der Geschichte, deren Kenntniß der dialektische Sprachforscher entbehren könnte, so wie er hinwieder der Geschichte in die Hand arbeitet. Insbesondere aber muß er mit den

Monumenten und den Resten des älteren Schriftenthums bekannt, ja vertraut sein, so wie er den ältesten Urkunden und Rechtsdenkmälern die vergleichende Aufmerksamkeit zu widmen hat. Hieran schließt sich das vergleichende Studium der neuen mundartlichen Literatur. Wir verweisen die Interessenten auf „Die Literatur der deutschen Mundarten. Ein bibliographischer Versuch von Paul Trömmel. Aus Petzholdts Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft besonders abgedruckt. Halle. H. W. Schmidt. 1854." Wir werden die Besprechung und wo möglich Ergänzung dieser höchst fleißigen Arbeit gelegenheitlich nachbringen.

Aus allem Bisherigen ist ersichtlich, welch' weites, vielseitiges Gebiet der dialektischen Forschung aufgeschlossen werden muß und welche Masse von Material sie zu bewältigen hat, ehe sie Ergebnisse für eine allgemeine Dialektologie ziehen kann. Diese Wissenschaft muß von der Gegenwart aus bis in die Urgeschichte rückwärts arbeitend die verschütteten Quellen aufdecken, — und sie, wie wir eingänglich angedeutet, als lebendige Wasser in die Zukunft fortleiten, damit sie neu befruchtend und belebend wirken. Jahrtausende lang liegen, wie bekannt, oft vegetabilische Saamen todt in der Erde, bis sie aufgefunden, befeuchtet und belichtet wieder treiben, sprossen, blühen und Frucht tragen. Aber das Lebendige kann man nicht machen, es muß werden allmälig, wie von selbsten. Die Saamen gewinnen, den Boden urbaren, die Saaten säen kann der Landwirth, pflegen und jäten die Aufgegangenen; und also wollen wir thun, Jeder das Seine, und es der Vorsehung anheim stellen, Segen und Gedeihen zu spenden zu unserem Bemühen und zur Freude der nachkommenden Generationen; denn den Lebenden der Zukunft soll das Wirken derer zu Gute kommen, die sich der Gegenwart erfreuen.

Die dritte Rubrik der Zeitschrift: Die Kritik, belangend, so soll sie zum Objekte haben Alles, was die Dialekts-Literatur schaffend und forschend für sich selbstständig ausser diesen Blättern zu Tage fördert

oder in ihnen hinterlegt. Bei der Kritik ist zu berücksichtigen, zu fragen, zu prüfen: Ist der fragliche Dialekt eingehalten:

materiell in der Verwendung seiner eigenthümlichen Worte und Verwendungen?

formell in Bezug auf eigenthümliche Motive und Schreibweise?

ideell in Bezug auf Charakter- und Sitten-Schilderung?

Ferner:

Entsprechen die Dichtungen den schönheitsgesetzlichen Anforderungen?

Ist der Dialekt nicht zu verhochdeutscht, nicht zu sehr verbauert?

Aus den sprachforschlichen Werken sind die Forschungs-Ergebnisse zu prüfen, zu ergänzen, zu benutzen für die Besitzung der Wissenschaft. So soll Theorie und Praxis Hand in Hand gehen. Von Zeit zu Zeit in größeren Perioden sollen sodann Uebersichten des Geleisteten und Gewonnenen versucht werden als Wege- und Denksteine des Fortschritts auf der Bahn zum Ziele, das in dieser Zeitschrift nur anregend und indirekt angestrebt werden kann — dessen reelle Erfolge aber in der Sphäre des lebendigen Lebens, wenn auch spät erst merklich, nicht ausbleiben werden. Denn ist auch das kleinste Atom in der Natur nicht ausser dem Zusammenhang des großen Ganzen — um wie viel weniger kann es eine wissenschaftliche Bestrebung in der Region des Geistes sein! — Der Beginn dieser Monatsschrift hat sich um einige Monate verzögert durch Zufälle und Umstände, wie sie eben öfters der Vorbereitung und Einleitung eines Unternehmens unversehens entgegentreten; einmal im Zug und Gang, sind Unterbrechungen minder zu besorgen.

Die Verzögerung des Unternehmens werden wir in der Weise gut machen, daß nun bis zum Abschlusse des Jahres nur Doppelhefte in rascher Folge erscheinen. Indem wir Deutschlands Dialektsdichter und Forscher, so wie deutsche Sprachgelehrte wiederholt zur Mitwirkung einladen, sichern wir für Beiträge ein angemessenes Ho-

norar zu, sobald über die Kosten der Herausgabe einiger Ueberschuß sich berechnet; einstweilen werden Mitarbeiter durch Freiexemplare entschädiget werden. Beim Beginn der Honorirung werden, wie nur billig, vorerst diejenigen honorirt, welche mit ihren Beiträgen den Anfang gemacht haben.

Die Einladung zum Abonnement erlassen wir an das gesammte deutsche Publikum — aber insbesondere an die vielen Geschichtsvereine und sprachforschenden Gesellschaften des Vaterlandes, welche durch ihre Aufgaben unmittelbar an der Tendenz des Journals betheiligt sind. Die Verfasser einschlägiger Schriften und deren Verleger ersuchen wir um Einsendung der den Zweck der Zeitschrift entsprechenden Werke, weil wir durch Besprechung derselben gerne das Mögliche für ihre Verbreitung thun werden.

Als von Seite des Redakteurs und des Verlegers zur Herausgabe dieser Monatsschrift der Entschluß gefaßt wurde, schienen die friedlichen Zeitverhältnisse zu einem neuen wissenschaftlichen Unternehmen noch günstiger, — aber auch die Möglichkeit, daß Deutschland an den Verwicklungen der europäischen Differenz in Betheilung gerathen könnte, soll uns von der Ausführung nicht abhalten, da wir einestheils noch an der Nothwendigkeit des werkthätigen Eingriffs der deutschen Großmächte zweifeln, anderntheils eine rasche Entscheidung hoffen, wenn Deutschland seine einheitliche Macht in die Wagschale legt. —

Ueber Sprachgliederung
in
Dialekte und Mundarten.

„Dialekte sind große, Mundarten kleine Geschlechter," sagt J. Grimm. Dieser Unterschied ist bisher bei der Bezeichnung und Gliederung der landschaftlichen Sprachunterschiede durchaus nicht eingehalten worden. Eine ganz unbedeutende Sprachabart wird bald Dialekt, bald Mundart benannt. Es wäre zu wünschen, daß für diese und weitere Gliederungen ein festes Criterium festgestellt würde mit den sichern Bezeichnungen der Ein- und Unterordnungen. Wir wollen den Versuch machen, und vom obigen Satze Grimm's ausgehen: „Dialekte sind große, Mundarten kleine Geschlechter," und wir fügen daran: Alle Mundarten und Dialekte, welche sich eines gemeinsamen Sprachwurzel-Schatzes mit gleichem Verständnisse des innewohnenden Sinnes und Geistes erfreuen, deren Träger eine gemeinsame innere und äussere Geschichte durchlebt, — gehören unter ein Sprach-Idiom zusammen. So bildet die deutsche Sprache ein einheitliches Idiom, sie hat gemeine Wurzen, die gesammten Stämme verstehen sich unter einander, sie sind von einer Geschichte zusammengehalten und haben ein gemeinsames Schriftthum im dermaligen Neuhochdeutschen, das aber auch die Umgangssprache derer ist, welche auf der Grundlage dieses Schriftthums erzogen und gebildet sind. Anders ist es mit dem Volke und seinen Stämmen. Diese sprechen mehrere, ja viele von dem neuhochdeutschen Schriftthume und der gebildeten Umgangssprache abweichende Volkssprachen, die wir Dialekte oder Mundarten nennen. Diese haben nun entweder historische Unterscheidungs-Merkmale, die in der Urvergangenheit gründen, und überdieß schriftthümliche Monumente, oder sie haben sich später auseinanderlaufend gebildet und sich weiter und weiter zergliedert und abgestuft. Wir möchten jene geschichtlich dokumentirten Unterschiede derselben Sprachen ihre Arten heißen, und darnach das Ober-, Mittel- und Hochdeutsche die drei Spracharten des Deutschen benennen. Die Hauptunterschiede jeder dieser Arten wären nach den Volksstämmen mit

Dialekten zu bezeichnen; die Unterschiede in den Dialekten hinwieder in *Mundarten* mit geographischen Andeutungen nach Flußnamen. Darunter ordneten sich sodann die dialektischen Spielarten. An den Aussengränzen Deutschlands bilden sich durch den Verkehr die Mischarten. Mit besonderer Vorsicht müssen die Mundarten größerer Städte in Betracht gezogen werden, in denen sich meist ein Pöbel-Jargon bildet, der von den Mundarten der Landbewohner entstellend abweicht. Ganz aus den Mundarten auszuscheiden und ferne zu halten sind die Sprachweisen fremder, innewohnender, halbnationalisirter Völker, z. B. die Juden in Deutschland, welche der Landessprache, deren sie sich wo immer bedienen, einen entstellenden Zwang anthun. Wir meinen natürlich die gemeinen Juden, die höher gebildeten fallen mit den Gebildeten der Nation in eine Sphäre zusammen, denn auch sie sind nach dem nationellen, gelehrten Schriftthume erzogen und gebildet.

Nach den obigen Criterien gliedern die Rede-Unterschiede des *deutsch-nationellen Idioms* in drei *volksthümliche Sprach-Arten*: *Niederdeutsch*, *mitteldeutsch* und *hochdeutsch*; jede Sprachart wieder in *stammthümliche Dialekte*, diese sodann in *Mundarten* nach Strom- und Gebirgszügen, und sie gliedern sich weiter in gebietliche *Ab-* und *Spielarten*, an den Aussengränzen aber treten die *Mischarten* hinzu.

Wenn man die *Spracharten* mit römischen Ziffern von I—III, die *Dialekte* mit großen Buchstaben A—C, die *Mundarten* mit arabischen Ziffern 1—3, die *Spielarten* mit kleinen Buchstaben a—c bezeichnete und unterordnete, so ergäbe sich folgendes eventuelle Schema für das

Deutsch-nationelle Idiom.

I. Niederdeutsch:
- A. Niedersächsisch.
- B. Preußisch.
- C. Niederrheinisch.

II. Mitteldeutsch:
- D. Mittelrheinisch.
- E. Obersächsisch.
- F. Fränkisch.

} Ober der Donau.

III. Oberdeutsch:
- G. Allemanisch.
  - 1. Schweiz.
  - 2. Elsaß.
  - 3. Schwarzwald.
- H. Schwäbisch.

} Westlich. } Unter der Donau.

I. Oestreichisch-Bayerisch. 1. Tyrol. 2. Oestreich. 3. Bayern.	Ostlech.	Unter der Donau.

Auf diese Weise wären fürs Erste neun Hauptdialekte der drei Sprach-arten gewonnen, unter welche sich die Mundarten einreihten, wenn die Unter-scheidungscriterien für sie einmal festgestellt sind, wie dieß zumeist für die die bayerische Mundart durch Schmeller geschehen. Wir lassen das Detail-schema für Bayern folgen zum Beispiele der tieferen Abgliederung in die Spielarten.

III. I. 3. Bayerische Mundart.

- a. Oberbayern:
  - α. Ostbayerisch am Inn.
  - β. Tyrolisch-bayerisch.
  - γ. Oberbayerisch im Gebirge.
  - δ. Altbayerisch im Flachland.
- b. Niederbayern:
  - α. Altbayerisch bis zur Donau.
  - β. Wäldlerisch an der Böhmergränze.
  - γ. Roththalisch an der Roth.
  - δ. Passauisch Bisthümisch (Jargon).

In politischer Beziehung aber gehören zu Bayern auch Bruchstücke neuerer Mundarten und Dialekte in Franken, Schwaben und am Rheine. Einen Mischdialekt hat Bayern in keinem seiner Kreise, da es nirgends mit dem Auslande unmittelbar zusammenstößt. Den jüdischen Jargon ziehen wir nach dem oben Gesagten bei dieser Aufstellung vorläufig nicht in Betracht. Daß an eine strenge Abgränzung bei den einzelnen Mundarten nicht zu denken ist, hat man längst erkannt, sie soll durch irgend ein Schema auch gar nicht behauptet werden, sondern blos die einstweiligen Anhaltspunkte für die Weiterforschung liefern. Der Ergründung und Begründung der historischen und genetischen Gesetze, wie sie die physiolo-gisch-analytische und vergleichende Sprachforschung für die Entstehung und Bildung der Mundarten zu erzielen hat, geschieht durch die geographische Gliederung der Spracharten und Mundarten kein Eintrag. Endlich überlassen wir die mundartliche Ausfüllung der sechs nieder- und mitteldeutschen Dialekte den mit jenen Gebieten Vertrauteren, wir haben einstweilen die Spielarten der bayerischen Mundart angegeben. Interessant wäre es, wenn die Dreigliedung nach Spracharten, Dialekten, Mund- und Spiel-

arten sich endschlüßlich herausstellte und die Unterabtheilung der Mundarten sich auf sieben und zwanzig zergliederte. Paul Trömel in seiner „Literatur der deutschen Mundarten" stellt 23 Mundarten auf, zwischen denen mehrere Varietäten inneliegen; die Mundarten Siebenbürgens und Ungarns, Finnlands und Esthlands trägt er eigens nach. Es wäre hiedurch ein Gesetz gefunden, das aufklärend weit in die Geschichte zurückgriffe und sich schon in der griechischen Sprache nachwiese, die aus drei Mundarten (äolisch, dorisch, jonisch) zur attischen Gesammt- und Schriftsprache erwuchs.

Ueber Selbstlauter und Farben.

Es ist längst allenthalben die Nothwendigkeit anerkannt, daß sich Dialekts-Dichter und Sprachforscher über eine gleichheitliche Schreibweise der verschiedenen Sprachlaute verständigen, weil nur eine solche Gleichheit die Vergleichung der Dialekts-Verwandtschaften und Abweichungen ermöglichet, mindest sehr erleichtert. Poetische Produkte in mundartlicher Sprachweise haben meist nur die Bestimmung der Unterhaltung in provinziellen Kreisen, — ihnen ist darum die präzise Lautirung entbehrlicher, weil die Leser mit dem Dialekte bereits vertraut sind; — anders verhält es sich mit sprachwissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere mit Untersuchungen über die Mundarten. Seither hat sich jeder Forscher möglichst zu behelfen gesucht und sich ein eigenes System der Lautbezeichnung geschaffen, in das sich der gelehrte Genosse oder Leser einzustudiren und zurechtzufinden hatte. Es ist vom Gelehrtesten nicht zu erwarten, daß er mit den gesammten Mundarten Deutschlands durch's Ohr vertraut ist, — mit den meisten werden es die Meisten durch die vermittelnde Schrift, durch's Auge.

Wie kann aber das Auge richtig vermitteln, gleichsam hören, wenn die Schreibweise oder Lautabweichungen nicht eine consequente — eine allgemein verständigte ist? Einen derartigen Verständigungsweg vorläufig anzubahnen, beabsichten wir nachstehende Auseinandersetzungen und gehen hiebei von einer Analogie aus, welche schon ander Orts angedeutet, aber nicht mit allen Con-

sequenzen bisher verfolgt worden ist. Der Vokalismus der Sprache ist dessen Seele — hauptsächlich auf ihm beruht die charakteristische Originalität eines bestimmten Idioms für dessen Lautbarwerdung. Er ist dasselbe, was die Färbung in der Natur ist. Wie kein Gegenstand in der Natur farblos — so ist kein Wort, kein artikulirter Laut vokallos; der Vokal, Selbstlauter, ist sonach die charakteristische Seele des Wortes; die Zeichnung des Wortkörpers — vielmehr Wortleibes, bilden die Mitlauter, Consonanten. Was in der lebenden Sprache Wortleib — das ist in der Schrift Wortkörper. Um die Fixirung des hörbaren Wortleibes in den schaubaren Wortkörper handelt es sich in der Schrift, vor Allem aber um die richtige Erscheinung der Wortseele in ihrer speziellsten Farben-Schattirung.

Wir wollen es nun versuchen, ein Farbensystem für unseren Zweck zu erbauen und davon die Analogieen für das Vokalsystem zu ziehen. Dem Farbensystem senden wir vorerst die Bemerkung voraus, daß weiß und schwarz streng und systematisch genommen keine Farben sind, weiß, eigentlich farblos, ist das positive Licht, schwarz die negative Finsterniß. Sie dienen in der Farbenmischung zur Aufhellung oder Abdunkelung der übrigen reinen oder gemischten Farben; sie bewirken in der Farbenwelt den Eindruck für's Auge, welchen dur und moll in der Musik für's Ohr hervorbringen. Wir werden bei der Systematisirung der Vokale auf zwei Buchstaben treffen, welche der Sprache denselben Dienst leisten, und auf deren Verwendung hauptsächlich die charakteristische Seelenfärbung einer Sprache, — oder einer Mundart mit beruht. Wie die Musik auf dem Dreiklang der Töne sich erbaut, — so sind es auch drei Grundfarben, auf denen das ganze Farbensystem beruht, und diese reinen Grundfarben sind: roth, gelb und blau; aus ihren einfachen Mischungen zu Hälften entstehen die reinen Mischfarben roth + gelb = orange, gelb + blau = grün und blau + gelb = violett. Mit und nach dem Vorschlagen der einen oder andern Hauptfarbe wären die abgestuften Mischfarben am richtigsten zu bezeichnen: gelborange u. rothorange, gelbgrün und blaugrün, rothviolett und blauviolett. Alle diese Farben nach der Skala liegen zwischen dem weißen Lichte und der schwarzen Finsterniß mitten inne und erfahren durch Weiß ihre Aufhellung, durch Schwarz ihre Abdunkelung, d. i. Brechung. — Diesen Farben und ihrem also gewonnenem System entsprechen die Vokale.

„Wie in der Sprache überall, sagt J. Grimm und weist nach, — waltet auch für den Vokalismus Trilogie. Aus drei Vokalen stammen alle übrigen.“ Er nennt nun die drei Grundvokale A, I, U. Wir weichen von ihm ab und bezeichnen: A, I, O als die Grundvokale, welche nach dem Ge-

fühle den drei Grundfarben **roth**, **gelb** und **blau** entsprechen, und stellen **e** parallel mit **weiß**, **u** mit **schwarz**. Wie nun durch die Mischung von je zwei Grundfarben die einfachen Mischungsfarben **orange**, **grün** und **violett** entstehen, so bilden sich aus der Verschmelzung je zweier Grundvokale die reinen Diphtonge, Doppel-, vielmehr Misch-Selbstlauter. Die Aussprache gibt sie in Eins vereinigt, die Schrift stellt sie nebeneiander. Wir bekommen aber hiedurch zwei Diphtongen-Reihen a + i = $\frown{ai}$, o + i = $\frown{oi}$, o + a = $\frown{oa}$ und i + a = ia, i + o = io, a + o = $\frown{ao}$. Bei der zweiten Reihe treten aber zwei eigentliche Fälle ein. Erstlich das i verwandelt sich vor jedem Vokal in den anlautenden Halbvokal: j, mit wenigen Ausnahmen in Mundarten, wovon wir unten Beispiele anführen werden. Der Doppelselbstlaut ao aus a+o ist der reinere au-Laut des Vokalismus. Der andere verwandte Laut aus a und u = $\frown{au}$ erschien in der alten Sprache, der er eigenthümlich zugehört, als $\frown{oo}$ ausgesprochen, und bloß als au geschrieben, d. i. im Gothischen, z. B. nach Schmellers Gramm. § 18 in der Anmerkung heißt es: „Ulfila hat: daupjan, galaubjan, kaupon; und daneben schreibt er: Gaulgautha, Apaustaulus für Golgatha, Apostolos." Dieses gothische Au des Ulfilas entspräche nach unserm Farbensystem dem **roth**+**schwarz**=**braun**, d. i. a + u = $\frown{au}$ und nicht dem a+o=$\frown{ao}$, d. i. **roth**+**blau**=**violett**. **Violett** aber ist eine Mischung und **braun** bloß eine Abdunklung.

Zwischen Abdunklung und Tiefung aber ist ein großer Unterschied. Dieß führt uns zu einer weiteren Verfolgung des Systems. Jeder Vokal kann, abgesehen von der Mischung, andere Veränderungen erfahren: eine **Höhung** oder **Tiefung**, und, wie Oben angedeutet, eine **Hellung** oder **Dunkelung**, eine **Schärfung** oder **Stumpfung**; diese Veränderungen haben qualitative Folgen oder auch quantitative gleich der Kürzung oder Dehnung der Vokale.

Das A z. B. erscheint als kurzes a, als hohes á (im Dialekt statt ae) oder als langes $\bar{a}$, in der Schrift bezeichnet durch Verdoppelung aa oder durch den angehängten Aspiranten ah; das a tieft sich aber auch stufenweise ab von á bis zum o, insbesondere in den verschiedenen Mundarten. Diese Wandlungen erfährt es unter andern zumeist in dem Worte auch durch alle Dialekte, z. B. altbayerisch: á, oberpfälzisch: $\bar{a}$, im bayerischen Wald: o, schwäbisch und allemanisch: au, schweizerisch: u.

Bei der Bezeichnung der Kürzung und Dehnung der einfachen Vokale müssen wir aber auch e und u in die Reihe bringen, denn auch sie unterliegen dem quantitativen Wechsel, so daß fünf kurze ä, é, i, ó, ú, und fünf lange Vokale ä, $\bar{e}$, $\bar{i}$, $\bar{o}$, $\bar{u}$ erscheinen, welche aber die Schrift meist durch

Doppelung bezeichnet: aa, ee, oo, i und u erscheinen nicht verdoppelt nach dem bisherigen Schriftgebrauche.

Neben den reinen Diphtongen ai, oi, oa, die wir oben angeführt, kommen nun auch jene Vokale in Betracht, welche durch Aufhellung oder Abdunklung entstehen. Die Abdunklung geschieht mit u und es bilden sich die Diphtonge au, iu, ou, aber in den Dialekten auch die umgekehrten ua, ui und uo; endlich eu und ue = ü. Wollen wir sie mit Farbenmischungen bezeichnen, so entsprechen sie der Reihe nach dem Rothschwarz, Gelbschwarz, Blauschwarz; dem Schwarzroth, Schwarzgelb, Schwarzblau; dem Weißschwarz und Schwarzweiß (Grau).

Die Aufhellung mit e betreffend, so bilden sich die Laute ae, d. i. ä, das aber z. B. im bayerischen Dialekte nie vorkommt, der an dessen Stelle immer das hohe á hat, aber auch die umgewendete Mischung als Diphtong: ea, wo das a statt des Halbvokals r erscheint, z. B. da Bea, statt der Bär. — Die Aufhellung des i durch e ist gleichfalls eine doppelte, je nachdem e vor, ei, oder nach dem i, erscheint: ie, wo es nur die Dehnung des i bewirkt. Die Aufhellung des o durch e vertieft das e in oe = ö; die umgewendete Mischung diphtongisirt sich meines Wissens in den Dialekten nicht.

Aus dem hiemit gewonnenen Lautschema läßt sich leichtlich die Lautscala entwerfen, die quantitative wie qualitative. Die gesammten Dialekte werden so ziemlich diesen ganzen Lautvorrath erschöpfen und hinwieder zur schriftlichen Bezeichnung derselben ausreichen, den Dialektsdichtern aber muß es nach Gefühl und nach der Feinheit des Gehörs überlassen bleiben, die richtige Bezeichnung für jedweden Laut zu wählen und zu treffen. Das Analogon der Farben aber soll der Phantasie behilflich sein, sich die Lautfärbungen zum Bewußtsein zu bringen. Wir beabsichteten einstweilen nur anregend für die zu stellende Aufgabe zu wirken, an der wir mit Andern fortbauen wollen, um allmählig das Ziel einer consequenten Schreibweise zu erreichen. Das Vokalschema mit den Wortbeispielen werden wir im nächsten Hefte nachfolgen lassen, — später aber auch die Consonanten auf ähnliche Weise in's Auge fassen. — Eine andere Aufgabe wird es dann wieder sein, die Gesetze der Vokalumwandlungen in den Mundarten zu erörtern, wie sie J. Grimm für die verwandten alten Sprachen so geistreich und kenntnißvoll entwickelt hat (Gesch. der deutschen Sprache. II. Aufl. I. Bd. S. 191—208). Doch ist bei alledem nicht zu vergessen, daß, wie die Natur bei ihren Farbenbildungen mit einer gewissen Freiheit zu Werke geht, auch die Sprachbildung ausser

den bedingenden Einflüssen eine freie Bewegung der Fortbildung sich bewahrt, welche sich in überraschenden Anomalien ausprägt; daß daher, wie die Farben unbenennbare Schattirungen und Abwechslungen hervorbringen, auch in den Sprachen, zumal in den Dialekten Tondifferenzen vorkommen, welche sich durch die Schrift kaum mehr ausprägen lassen; wir führen z. B. die Triphtonge an, welche einzelnen Mundarten und Mundspielarten eigen, z. B. das oberpfälzische eian, im Zeitworte g'wëian, gewesen, das nur durch singenden Vortrag ausgesprochen werden kann.

Ideen

über die

Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache in der Volksschule

von

Dr. Adolph Gutbier in München.

Als ich im vorigen Jahre mein deutsches Sprachbuch, als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichtes, in Commission der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg, veröffentlicht hatte, in welchem von mir die Ansicht aufgestellt worden ist, daß schon auf der untersten Stufe der Volksschule der vergleichende Sprachunterricht beginnen könnte, wenn man das mundartliche Element in das Bereich des Unterrichtes zöge, war ich so glücklich, den Beifall vieler Schulmänner in Bezug auf diese Ansicht zu ernten; ja selbst einer unserer ersten deutschen Sprachforscher zollte mir seinen Beifall, bezweifelte jedoch, wie auch erstere, daß das von mir gelieferte Material schwerlich von irgend einem Schulmanne so benützt werden möchte, wie ich es wünsche, theils weil meine aufgestellte Ansicht ganz neu sei, theils weil ich in meinem Sprachbuche mich nicht ausführlich über diesen Gegenstand ausgesprochen habe. Da nun zu dieser Zeit Herr Professor Vernelaken den mund-

artlichen Stoff aus den neuen Ausgaben seines Sprachbuches wieder entfernt hatte und hiedurch die Zweckmäßigkeit, die Mundart in die Schule einzuführen, in Zweifel zu ziehen schien, so wurde von verschiedenen Seiten her die Aufforderung an mich gestellt, in irgend einer Zeitschrift meine Ansichten ausführlich vorzulegen.

Der Grund, warum ich in meinem Sprachbuche keine ausführliche Auseinandersetzung meiner Ansicht folgen ließ, lag in der Hoffnung, verschiedene vergleichende italienische, französische und lateinische Arbeiten nachfolgen lassen zu können, aus denen zu ersehen gewesen wäre, wie ich den vergleichenden Unterricht schon auf der untern Stufe durchführe. Leider verzog sich aber diese Veröffentlichung bis auf die Gegenwart; erst jetzt verläßt meine vergleichende französisch-deutsche Sprachschule die Presse und erscheint im Verlage des Hrn. Friedr. Fleischer in Leipzig. Nimmt man diese Arbeit zur Hand, läßt man an die Stelle des Französischen die Mundart treten, so wird man sich überzeugen, daß das Vergleichen der Sprachen gar keine so großen Schwierigkeiten macht.

Auch den an mich erlassenen Aufforderungen bin ich nachgekommen, unglücklicherweise verirrte sich aber mein Manuscript so, daß fast ein volles Jahr verging, bevor es in die Hände der Redaktion des praktischen Schulmannes von Körner kam, der es ohne Zweifel bald veröffentlichen wird.

Da nun aber meine oben genannte Sprachschule sich nur auf einer bestimmten Sprachstufe hält, und die zuletzt genannte Arbeit nur in groben Umrissen zeigt, wie ein mundartliches Lesestück auf verschiedenen Stufen benutzt werden kann, und hiedurch doch noch nicht meine Ansichten über den vergleichenden Unterricht vorliegen, so entspreche ich mit Vergnügen dem Wunsche des Herrn Redakteurs dieser Blätter und theile sie mit.

In der höhern Bürgerschule von Dr. Vogel und Körner, 2. Jahrgang, 2. Heft, habe ich auf Seite 129 unsere Sprachforscher in historische und philosophische geschieden und nachgewiesen, daß ganz vorzüglich durch Wurst's Sprachdenklehre die philosophische Schule in die Volksschulen eingedrungen sei, diese abstracte, logische Behandlung der Sprache aber bei Zeiten ihre Gegner gefunden habe und durch die Vereinigung der Wurst'schen und Jacotot'schen Methode die jetzt sehr verbreitete Sprach- und Lesemethode, wie ich sie nenne, entstanden sei; ferner behaupte ich a. a. O., daß die historische Schule, die so Vorzügliches, besonders auf dem Gebiete der Etymologie geleistet hat, noch gar keinen Eingang in die Volksschule gefunden habe, sie, die gerade das bildendste und naturgemäßeste Material lieferte.

Fassen wir das Charakteristische der deutschen Volksstämme in's Auge,

so werden wir uns bald überzeugen, daß der Süddeutsche sich vielmehr zum Historischen als zum Philosophischen hingezogen fühlt, der Norddeutsche dagegen sich am liebsten auf dem abstrakten Gebiete bewegt; daher auch der Gegensatz zwischen Katholicismus und Protestantismus. Da ich nun als Schulmann von der Ansicht ausgehe, daß beim Unterrichte zunächst der Volksgeist berücksichtigt und diesem gemäß der Unterricht gestaltet werden sollte, so glaube ich, als süddeutscher Schulmann, obschon norddeutschen Ursprunges, mich dem Volksgeiste accomodiren und den Vorzug vor dem abstracten, dem historisch-logischen Sprachunterrichte geben zu müssen. Hierzu wird sich aber auch jeder Schulmann verstehen müssen, der die Psychologie als Führerin auf dem Gebiete des Unterrichtes gelten läßt, denn diese sagt uns, daß die Jugend sich vorzugsweise auf dem historischen Gebiete bewegt und nicht die mindeste Neigung zu dem rein logischen nährt. Dieser meiner festen Ueberzeugung zu Folge habe ich mir auch nie den Grund erklären können, warum man denn gerade in den katholischen Ländern, wo man noch auf positive Wahrheiten Gewicht legt, sowohl beim Religions- als Sprachunterricht so fest an der logischen Methode hält und ganz dem Wesen des Katholicismus entgegen handelt.

Hat ferner der alte pädagogische Satz: „vom Bekannten zum Unbekannten fortzuschreiten“ noch Geltung und kann nicht bestritten werden, daß dem Volke seine Mundart bekannter als die Schriftsprache ist, sich in jener am liebsten bewegt, so wird wohl auch obigem Satze zufolge beim Sprachunterricht die Mundart als das Bekannte gelten und von ihr zur Schriftsprache übergeführt werden müssen. Soll dies geschehen, so werden wir die Mundart mit der Schriftsprache vergleichen und deshalb der vergleichenden Methode huldigen müssen.

Lassen sich diese meine Ansichten nicht bestreiten, so fragt es sich nun ferner: Welche Aufgabe hat der Volksschullehrer als Sprachlehrer zu lösen? Soll er scharfsinnige Denker, Speculanten, gewandte Redner, Schriftsteller, Correspondenten oder schlichte, anspruchlose Menschen bilden, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben? Ich meine letzteres, nicht weil ich die Volksbildung nicht gesteigert wissen wollte, sondern weil ich dies als die einzige richtige und wirklich auch lösbare Aufgabe halte. Mögen auch hie und da einige tüchtige Landschullehrer etwas höher steigen können, die bei weitem größte Anzahl derselben kann es nicht, denn es stehen Hindernisse aller Art entgegen. Haben wir nur erreicht, was allgemein erreichbar ist, so werden wir dann auch bald höher steigen und uns in die Lüfte erheben können.

Ist die Schule eine Anstalt, die den Menschen hier auf dieser Erde auf

das Jenseits vorbereiten, zugleich ihn aber auch befähigen soll, sich seine irdischen Bedürfnisse zu schaffen, so wird sie auch dafür sorgen müssen, daß das Kind nicht nur den Katechismus und einige Lieder abliest, sondern auch gute Erbauungsbücher, Schriften, die das Herz veredeln und das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne bereichern, mit Bewußtsein lesen und verstehen lernt; sie wird den Schüler in den Stand setzen müssen, ein für seinen Beruf, für sein Gewerbe geschriebenes Buch zu lesen und durch eigene Lectüre sich selbst fortzubilden; dagegen wird es höchst selten vorkommen, daß der Schüler der Volksschule große Abhandlungen zu schreiben hätte. Soll die Volksschule ferner die Vorbereitungsschule für alle höheren Lehranstalten sein, soll sie den Grund zu einem höheren Bau legen, so muß sie auch mit diesen Anstalten in der engsten Verbindung stehen; der Unterricht in der Muttersprache sollte so ertheilt werden, daß er einerseits ein vollständiges Ganzes bildet, anderseits aber auch auf ihm fortgebaut werden kann, d. i. ohne den frühern Unterricht erst wieder für null und nichtig erklären zu müssen.

Gehen wir von der Ansicht aus, daß der vergleichende Sprachunterricht in den höhern Lehranstalten der bildendste und zweckmäßigste ist, daß nur durch diesen es möglich wird, den gesammten Sprachunterricht zu concentriren, in einen organischen Zusammenhang zu bringen, die Fortschritte der Schüler zu beschleunigen u. dgl., so wird die Volksschule auch die Verpflichtung übernehmen müssen, den Grund hierzu zu legen, was nur geschehen kann, wenn sie die Mundart mit der Schriftsprache vergleicht.

Dieses Vergleichen wird aber auch nicht von der Hand gewiesen werden können, wenn die Volksschule als eine für sich ganz allein dastehende Anstalt angesehen wird; denn sie soll die Jugend dahin bringen, daß sie die Schriftsprache richtig versteht. Es läßt sich hinsichtlich der Mundart ganz das auf die Landjugend anwenden, was Joseph Wenzig im 2. Hefte des 2. Jahrganges der höhern Bürgerschule von Dr. Vogel und Körner in seinem Aufsatze: „Die Sprachen Oestreichs in den Schulen", von der böhmischen Jugend sagt, nämlich: „Das slavische Kind trat aus der niedern Volksschule, „wo es böhmisch unterrichtet worden war, in die höhere Volksschule, wo Alles „deutsch gelehrt wurde. Eine eigentliche Methode, es wenigstens erst zum „Deutschen anzuleiten, ward nicht angewendet. Hier hieß es, um geradeaus „zu sprechen: Friß Vogel, oder stirb! Das Kind lernte deutsch lesen und „schreiben, ohne daß es verstand, was es las und schrieb. Wie viele Kinder „blieben bei diesem Vorgange für längere Zeit, wie viele für immer zurück! „Und welche Wirkung konnte die Religion auf das Gemüth haben, wenn das

„Kind genöthigt wurde, in einer gar nicht oder schlecht erlernten Sprache zu „beten? u. s. w.“

Gerade so verhält es sich mit unserer Landjugend, wenn sie mit ihrer naturwüchsigen Sprache in die Schule eintritt, den Herrn Lehrer die Schriftsprache sprechen hört und sans façon die schwarzen Dinge, Buchstaben genannt, kennen lernen und lesen muß, wenn ihm Wörter und Sätze zum auswendig lernen, zum lesen und schreiben vorgelegt werden, die es dem Wortlaute nach nicht versteht; spricht ein solches Kind nicht wie der Staar, der einige Worte sprechen lernte? Wenn nun das Kind die Sprache des Lehrers nicht versteht, wie soll er durch dieselbe auf das Gemüth des Kindes einwirken? Ist nicht gerade hierin ein Hauptgrund der Rohheit und Gemeinheit des Volkes zu suchen?

Accomodirt sich der Lehrer bei seinem Unterrichte nach den Kindern, bedient er sich deren Sprachweisen u. dgl., so werden sie dann, wenn sie in höhere Lehranstalten eintreten, sich in derselben Lage befinden, wie die obengenannten böhmischen Kinder, d. i. sie werden nicht verstehen, was gesprochen wird. Daß dem so ist, davon habe ich mich selbst zur Genüge überzeugt. Knaben, die vom Lande oder aus kleinen Provinzialstädten in meine Anstalt eintraten, wo sie nur die Schriftsprache hörten, verstanden in den ersten vier Wochen den Lehrer sehr schwer und konnten nicht sogleich heimisch werden. Liest man mit solchen Schülern Lesestücke, die nicht einzig und allein über die allerunentbehrlichsten menschlichen Lebensbedürfnisse handeln, die vielleicht gar in einem etwas gehobenen Stil geschrieben sind, so hat man seine Noth, der lieben Jugend zu einem richtigen Verständniß zu verhelfen. Soll das Gelesene mündlich oder schriftlich wieder gegeben werden, so ist die Arbeit noch schwieriger. Liest man endlich Stücke, die vorzugsweise das Gefühl in Anspruch nehmen, so möchte man als Lehrer verzweifeln; man weiß kaum einen Boden zu finden, auf dem man zu fußen vermag. Alle Ausdrücke sind, wie ich leider oft sage, wie mit der Holzaxt zugehauen; man sieht klar und deutlich, daß von einem Fühlen des Gelesenen und Besprochenen nicht viel die Rede sein kann.

Der Jugend deshalb Vorwürfe machen zu wollen, wäre ungerecht; wo soll das Gefühl geweckt worden sein, wenn sie nicht sprechen und die Sprache verstehen lernte? wenn sie vorzugsweise nur in trocknen, grammatischen Zergliederungen geübt wurde, die Geist und Herz leer ließen?

Ist meine Ansicht, daß die Volksschule schon von der Wurzel an die Mundart mit der Schriftsprache vergleichen, daß sie den höhern Lehranstalten

den Boden herrichten sollte, nicht irrig, so darf man wohl auch fragen, wie der vergleichende Sprachunterricht in die Hand zu nehmen sein möchte.

Die Beantwortung dieser Frage kann sehr verschieden sein, je nachdem man sich Zöglinge eines Seminars, einer Präparandenschule, einer Anstalt, in welcher eine Mischsprache, d. i. halb Mundart und halb Schriftsprache, gesprochen wird, oder Schüler denkt, die mit ihrer naturwüchsigen Sprache von der Mutter erst der Schule zugeführt werden. Ich bleibe bei letztern stehen und steige von Stufe zu Stufe höher.

Es ist eine bekannte Sache, daß wir im Sprachunterrichte drei verschiedene Stufen unterscheiden, als: eine untere, mittlere und eine obere Sprachstufe.

Auf der untern Stufe ist das Sprachgefühl des Kindes zu entwickeln und zu bilden, d. i. das Gefühl für das Rechte und Falsche in der Sprachbildung, in welchem die Sprache als etwas Angeborenes hervortritt. Dieses Sprachgefühl läßt sich so gut wie das Gefühl für das Sittliche, für das Wahre, Gute und Schöne bilden als verbilden; es läßt sich unterdrücken, aber auch zur Macht erheben. Letzteres soll die Schule erzwecken.

Auf der mittlern Sprachstufe ist der Schüler zur Erkenntniß des bis jetzt nur Gefühlten zu bringen, d. i. er lernt nun die Gesetze kennen, denen zu Folge gesprochen und geschrieben wird.

Auf der obern Sprachstufe soll der Schüler große und schöne Gedanken vaterländischer Schriftsteller kennen lernen, dieselben in sich aufnehmen und als Eigenthum verarbeiten, d. i. reproduciren lernen.

Verfolgen wir nun eine jede dieser drei Stufen in Bezug auf die Mundart der Schüler.

Untere Sprachstufe.

Wer den Entwicklungsgang eines Kindes beobachtet hat, der weiß, daß jedes Kind seine Sprache durch Nachahmung erlernt. Die Mutter spricht vor, das Kind spricht nach, und sobald es sich einer Sprachform bemächtigt hat, da sprießen, wie Wangemann in seinem elementarischen Sprachunterrichte ganz treffend sagt, die eigenen Gedanken auf wie die Blumen auf der Frühlingswiese. Das Kind offenbaret unerwartet Gedanken und Gefühle, die ihm weder vorgesprochen, noch von ihm nachgesprochen worden sind. In seinem Gedanken-Ausdrucke finden wir aber die Form, die Eigenthümlichkeiten der Mutter; wir erkennen alle eigenen Gedanken des Kindes als Nachbildungen zu den Formen, die es durch das Vorsprechen der Mutter erlernt und die es allein mit Hilfe des Sprachgefühles gebildet hat. Mittelst des Sprachgefühles,

sagte Wangemann a. a. O., vollzieht der Geist die Sprachbildung der naturwüchsigen Sprache. Der Gebildete spricht die Schriftsprache und wir finden in dem Formbau seiner Sprache alle die Hunderte von Regeln beobachtet, die in den Tausenden von Schulgrammatiken stehen.

Aus diesem Entwickelungsgange der Jugend sehen wir schon, daß ein großer Unterschied in Betreff der Sprachbildung von Kindern, die ihre naturwüchsige Sprache, und von Kindern, die von Kindheit an die Sprache der Gebildeten reden, statt findet. Bei erstern wird es durchaus nothwendig sein, das richtige Gefühl für die Schriftsprache zu wecken und zu beleben. Soll dies geschehen, so wird keineswegs ein bloßes Vor- und Nachsprechen hinreichen, sondern es werden die Mundart und Schriftsprache verglichen werden müssen.

Daß ein großer Unterschied in Betreff der Schüler, welche nur die Mundart verstehen, und der, welche von Geburt ziemlich richtig die Schriftsprache sprechen lernten, stattfindet, davon kann man sich leicht in Schulen überzeugen, wo diese Kinder unter einander gemischt sind. Die Schüler der erstern Klasse werden, so fern die Geisteskräfte gleich sind, immer denen der zweiten Klasse nachstehen und in geistiger Gewandtheit zurückbleiben. Mit Unrecht sucht man den Grund dieser Erscheinung immer in der schlechten Dorfschule oder schlechten Schule der Provinzialstadt. Die Lehrer dieser Schulen können rechte wackere Männer sein; allein die Kinder verstehen eben die Sprache nicht.

Wie ist nun dieses Sprachgefühl zu leiten und zu bilden? Die Antwort ergiebt sich aus dem Bildungsgange der Menschheit. Als diese sprechen konnte, fing sie nicht an zu lesen, sondern sie stellte ihre Gedanken und Gefühle in Bildern dar; erst von dieser Bilderschrift kam sie auf die winzigen Dinge, die Buchstaben, mit deren Zusammenlesen unsere Jugend den Sprachcursus beginnt. Die Geschichte sagt uns, daß die Menschen erst sprachen, dann ihre Gedanken bildlich darstellten und erst aus diesen Darstellungen die Gedanken anderer enträthselten, demnach sollte es heißen: S p r e c h e n, S c h r e i b e n, L e s e n, und nicht S p r e c h e n, L e s e n, S c h r e i b e n. — Ist man Jahrhunderte auf Irrwegen gegangen und es wird im dritten Jahrhundert der richtige Weg gefunden, so räth die gesunde Vernunft, ihn zu betreten, selbst auf die Gefahr hin, für einen Schul-Revolutionär zu gelten.

Beginnen wir naturgemäß den Sprachunterricht mit dem Sprechen, so werden wir uns jedoch sehr wohl hüten müssen, den Sprachstoff einer Realkunde zu entlehnen, wie solches in dem sogenannten Anschauungs-Unterrichte noch zu oft geschieht. Diesen materiellen Kram lernt die Jugend schon von selbst kennen, wenn sie auf dem Hofe, im Stalle, Garten u. dgl. herumläuft, und bedarf deshalb keines vielen Vorsprechens. Dagegen wird es nothwendig

sein, den Sprechstoff nach einem methodischen, grammatischen Lehrgang festzusetzen, so daß dem Kinde eine Sprechformel nach der andern vorgeführt wird und sich seinem Innern so einprägt, daß es nach derselben hundert und Tausende von Nachbildungen machen kann.

Da jedoch das Kind, welches nur die Mundart kennt, selbst die Schriftlaute oft ganz falsch bildet und das Ohr für eine richtige Auffassung der einzelnen Laute noch nicht befähigt ist, so werden die Sprechübungen die Lautlehre sich zur Richtschnur nehmen müssen. Um jedoch die Verschiedenheit der Lautklänge hervortreten zu lassen, ist es nothwendig, die mundartlichen Laute neben den Schriftlauten ertönen zu lassen; ja man wird dem Schüler bald bemerklich machen, daß die Mundart oft ganz andere Laute setzt, als die Schriftsprache; daß sie Laute wegläßt oder einschiebt. Daß das Kind nun so lange einen und denselben Laut bilden müsse, bis derselbe ganz rein klinge, das ist meine Ansicht nicht; mit der Zeit kommt Rath; es läßt sich mit Gewalt nichts erzwingen, wohl aber mit einiger Geduld. Kann das Kind die Laute einzeln, so wie in ganzen Wörtern richtig nachbilden, so werden die Sprechübungen nur einestheils die Satzlehre, anderntheils die Wortbildungslehre zum Leitstern nehmen müssen, damit das Kind nicht nur die verschiedenen Wortformen, sondern auch die Verbindungen der Wörter im Satze richtig bilden lernt. Es versteht sich, daß auch hier Mundart und Schriftsprache neben einander hergehen, und deren verschiedene Formen angeführt werden. Daß, sobald das Schreiben neben dem Sprechen auftritt, das Kind nicht in der Mundart, sondern in der Schriftsprache schreibt, bedarf keiner Erwähnung, denn es soll ja nur in dieser einst schreiben lernen.

Ist der Schüler so weit vorgeschritten, daß er schreiben und lesen kann, so wird er noch eine Zeit lang im Uebersetzen mundartlicher Stücke in die Schriftsprache geübt werden müssen, damit er nun die nacheinander gelernten Formen auch gebrauchen muß. Geschieht solches, so wird der Lehrer das Lesestück erst in der Mundart vorerzählen, dann in der Schriftsprache; hat er ferner den Inhalt des Vorgetragenen abgefragt und sich überzeugt, daß Alles verstanden ist, so wird das Stück in der Mundart gelesen und wortgetreu in die Schriftsprache übersetzt; zuletzt wird das ganze Stück in der Schriftsprache frei vorgetragen.

Kann der Schüler kleine, einfache Geschichten ohne Verstoß gegen Sprachformen nacherzählen, so ist auch sein Sprachgefühl so gebildet, daß er zur

Zweiten Sprachstufe

übergeführt werden kann.

Bevor mit den eigentlichen Sprachregeln begonnen wird, leitet man, wie in meinem deutschen Sprachbuche Seite 69 angedeutet worden ist, von der Bilderschrift zurück auf die Laute und Buchstaben und bringt dem Schüler eine Idee von Gedanken, Vorstellung, Wort u. dgl. bei. — Ist solches geschehen, so wird der Unterschied zwischen Mundart und Schriftsprache veranschaulicht, es wird ein Blick auf die deutschen Volksstämme, als Bayern, Franken, Schwaben u. dgl. geworfen und veranschaulicht, was eine bayerische, schwäbische Mundart u. s. w. ist.

Nach diesen einleitenden Worten scheidet sich, wie solches auf der vorigen Stufe der Fall gewesen ist, die Satzlehre von der Wortbildungs-, vorzüglich Rechtschreibelehre. Durch zweckmäßig zusammengestellten Lesestoff überzeugt sich der Schüler z. B., daß der A-Laut in der Mundart und Schriftsprache ganz gleich klinge und gleich bezeichnet werde; 2. daß dieser Laut in der Mundart anders klingt, aber doch mit dem Schrift-A bezeichnet wird; 3. daß die Mundart oft o setzt, wo in der Schriftsprache a steht; 4. daß das stumme mundartliche a gleich ist den Endungen er, en; 5. daß a = e, 6. o und oa = a, 7. aa = au ist u. s. w.

Derartige Vergleichungen geben reichen Stoff zu orthographischen Uebungen. Daß der Schüler Regeln wie die obigen auswendig lernen sollte, das ist keineswegs meine Meinung, wohl aber soll er die Fertigkeit erlangen, aus der mundartlichen Form die Schriftform sogleich zu erkennen und sie richtig mündlich und schriftlich darzustellen. Gehen wir zu den Ableitungen über, so werden durch die Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache nicht nur viele Schreibregeln sich leicht veranschaulichen, sondern es wird sich auch in den Geist, in das Eigenthümliche der Schriftsprache und der Mundart eindringen lassen und der Schüler auf diesem Wege zum richtigen Verständniß der Sprache gelangen. Neben der Wortbildungslehre geht die Satzlehre und zwar ganz in der Weise, wie ich in meiner vergleichenden französisch-deutschen Sprachschule vorgezeichnet habe. Daß der Uebungsstoff aus passenden Lesestücken zu nehmen ist, setze ich als selbstverständig voraus. Ausserdem wird aber auch das Lesestück zu Besprechungen, wie sie oben angedeutet worden sind, benutzt; sie werden mündlich und schriftlich wortgetreu und frei übersetzt. Wie diese Uebungen betrieben werden können, zeige ich im praktischen Schulmann von Körner.

Zu diesen Uebungen ist allerdings ein Lesebuch erforderlich, das theils in der Mundart, theils in der Schriftsprache passende Lesestücke enthält, d. i. solche, die in der Sphäre des Volkes sich bewegen.

Ist der Schüler mit den wesentlichsten Sprachgesetzen bekannt, kann er ein mundartliches Stück richtig in die Schriftsprache übersetzen, so ist er fähig,

die obere Sprachstufe

zu betreten. Auf dieser Stufe werden volksthümliche Geschichten, Mährchen, Sagen, Legenden, Fabeln, Parabeln und Lieder gelesen und mit diesem Lesen alle die Uebungen vereinigt, welche auf der vorigen Stufe, von Stufe zu Stufe fortschreitend, betrieben worden sind. Ausserdem lassen sich hier Belehrungen über die Götter der Alten, über Geister, Gespenster, über Sitten und Gebräuche der Völker u. dgl. anknüpfen. Die Mundart tritt immer mehr zurück und die Schriftsprache dominirt vorzugsweise.

Da die Volksschule keine Gelehrte bilden will, so hat sie weit weniger Gewicht auf den schriftlichen Ausdruck, als auf das richtige Verständniß des Gelesenen und auf einen richtigen, bündigen, mündlichen Vortrag zu legen. Die schriftlichen Nachahmungen möchten vorzugsweise einfache Briefe, Quittungen, Scheine u. dgl. betreffen, wie sie im Volksleben vorkommen.

Schüler, welche auf höhere Lehranstalten überzugehen gedenken, wären dagegen noch im Vergleichen der Mundarten unter sich, besonders der süd- und norddeutschen, zu üben, damit sie sich mit Leichtigkeit in die Vergleichungen fremder Sprachen finden.

Sollten die von mir hier vorgelegten Ansichten zeitgemäß erscheinen und man denselben eine Berücksichtigung in der Volksschule schenken wollen, so würde vor allen Dingen nichts nothwendiger sein, als die hierzu erforderlichen Lehrmittel zu schaffen. Zur Ansammlung derselben scheint mir gerade die vorliegende Zeitschrift geeignet zu sein. Würden mundartliche Geschichten, Sagen, Mährchen, Legenden, Fabeln, Lieder u. dgl. gesammelt, so würde sich bald ein gutes Lesebuch zusammenstellen lassen. Würden ausserdem Erklärungen zu den genannten Lesestücken geliefert, so würde auf diesem Wege dem Lehrer bald ein Commentar geschaffen, den er bei seinen Präparationen zu Rathe ziehen könnte. Ob auf diesem Wege die vorliegende Monatsschrift nicht auch der Schule von Nutzen werden würde, überlasse ich der verehrten Redaktion zur Beurtheilung.

Erklärung und Ableitung
un- oder schwerverständlicher Ausdrücke älterer deutscher Schriftsteller aus den Volks-Mundarten
mit
Ergänzungen.

In den Schriften und Bruchstücken der ältern deutschen Literatur stoßen wir bekanntlich auf gar viele Ausdrücke, die unsere dermalige Schriftsprache gar nicht mehr kennt, deren Bedeutung oft nur beiläufig aus dem Zusammenhange oder durch Vergleichung verschiedener Stellen, in denen dieselben vorkommen, ermittelt oder auch nur errathen werden kann, und über deren Ableitung wir gar häufig in Zweifel und Ungewißheit uns befinden. Selbst die neuesten alt- und mittelhochdeutschen Wörterbücher lassen uns rathlos, indem sie solche Wörter gewöhnlich mit Stillschweigen übergehen. Hoffen wir, daß dieß im Grimm'schen Wörterbuche nicht mehr oder doch minder der Fall seyn wird, wenn dieses ächte Nationalwerk einst vollendet vor uns liegt. Dazu beizutragen, erachten wir für die Pflicht eines Jeden, der Interesse hat für die Erforschung oder Fortentwicklung seiner Muttersprache. Von diesem Gesichtspunkte aus geschieht es, wenn wir die Leser dieser Monatsschrift ersuchen, den folgenden Zeilen einige Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Es wird den Freunden der altdeutschen Literatur nicht entgangen seyn, daß besonders in den Schriften des Hanns Sachs sich viele, uns nur mehr halb oder gar nicht mehr verständliche Ausdrücke finden. Betrachten wir nun, daß derselbe in einer Zeit lebte und schrieb, da die Schriftsprache der Volkssprache noch näher stand, von letzterer so zu sagen noch beherrscht wurde; — erwägen wir ferner, daß Hanns Sachs während seiner Wanderzeit die verschiedensten Provinzen Deutschlands durchreiste und in den meisten derselben sich längere Zeit aufgehalten hat, überall die Sangschulen besuchte und schon dadurch in vielfachen Verkehr mit den Eingeborenen der betreffenden Provinzen kam: so wird die Vermuthung nicht ferne liegen, daß viele uns nicht mehr oder nur halb verständliche Ausdrücke in den Gedichten des Hanns Sachs

der Volkssprache der von ihm durchwanderten Provinzen entlehnt oder nachgebildet seyen und in denselben wohl noch fortleben, oder doch die Ableitung aus denselben noch erkannt und nachgewiesen werden könne.

Wir lassen nun nachstehend ein kleines Verzeichniß von solchen Ausdrücken des Hanns Sachs, von denen wir vermuthen, daß sie irgend einer der deutschen Mundarten außer seiner Vaterstadt entlehnt seyen, nebst den betreffenden Stellen folgen und ersuchen die Leser und Mitarbeiter der Monatsschrift: Deutschlands Mundarten, wenn sie Aufklärung über Bedeutung und Ableitung der fraglichen Ausdrücke zu geben im Stande sind, solche in diesen Blättern niederzulegen.

Wir werden dieses Verzeichniß vervollständigen, vielleicht auch auf andere Schriftsteller ausdehnen, wenn die Sache Beachtung finden und dadurch das erwünschte Ziel erreicht werden sollte.

Baßhart

kommt vor im Schwank:

„Wer lust zu gewinnen hat ein Krantz,
Füg sich zu diesem Nasen-Tantz."

Dort heißt es unter Anderm:

„Dem wirdt man messen eben gleich (NB. die Nasen)
Mit Zirkel, Baßhart vnd Tryangel."

Gemper und Semper

kommt vor im nämlichen Schwank. Er enthält die Beschreibung einer Bauern-Kirchweih zu Gümpelsbrunn, und heißt es unter Anderm:

„Die Bawernknecht loffen und rungen,
Warffen einander auf den Semper
Das manchem im leib kracht der gemper."

Die beiden den Reim bildenden Worte sind unsers Wissens bisher noch nirgends erklärt. Gemper scheint dem Zusammenhange nach das Herz zu bedeuten. Pempern und Gepemper sind im fränkisch-oberpfälzischen Dialekte noch üblich; es bedeutet ein leises Klopfen oder Pochen. Wie im altbayerischen Dialekte man gumpen, die Gumpe, sagt statt: pumpen, die Pumpe, so würde in demselben Dialekte statt pempern gempern zu setzen seyn. Der Gemper wäre darnach der leise Klopfer im Leibe, also das Herz.

Gögel.

In dem Gedichte: „Der ganz Hausrat, bey dreyhundert stücken, so vngefehrlich inn ein jedes Hauß gehöret“, heißt es unter Anderm:

„Hünner vnd gens, enten vögel
Machen die gest frölich vnd gögel.“

Man erklärt gögel mit: kühn, keck. Sollte nicht irgend eine Mundart hiefür eine bestimmtere und mehr sichere Ableitung bieten?

Meuln.

Im „Kampff-Gesprech, das Alter mit der Jugendt“ sagt die Jugend unter Anderm:

ꝛc. Hat an deiner Keuschheit nit genug
Wenn du zu Bett dich stett thust meuln.“

Rothseck

kommt bei Hanns Sachs mehrmals vor und wird mit Sausack, Schwartenmagen, erklärt, für welche Erklärung auch der Zusammenhang spricht. Der für Schwartenmagen in Franken allgemein übliche Ausdruck ist: Preßsack. Ob dafür in irgend einer Mundart Rothseck noch gebräuchlich ist?

Schlüchtisch

hat Hanns Sachs öfters gebraucht, und man erklärt dieses Wort mit schmutzig, was dem Zusammenhange nach auch so ziemlich richtig seyn dürfte. Woher aber ist das Wort abgeleitet? Von „Schlucht“, Abgrund, Vertiefung zwischen Bergen, scheint dasselbe nicht zu kommen. Oder hat Schlucht in irgend einer Mundart noch eine andere Bedeutung?

Sinwel

hat Hanns Sachs an mehreren Stellen, unter Anderm auch in „Das künstlich Frawen-Lob.“ Die Stelle lautet:

„Ir Stiren glat wie Marmelstein,
Sinwel nit zu groß noch zu klein,
Ir Mündlein brint wie ein Rubin.“

Man erklärt sinwel mit: rund, rund seyn, und erinnert an „Wall, Wälle.“ Der zweite Theil des Wortes — wel — ist uns auch noch erhalten in „Welle“ oder „Wellbaum“, z. B. bei Mühlrädern, sowie in den „Wellen“, ein Bund Astholz. Was aber bedeutet die Vorsylbe „sin“?

Statzet.

In „Die zween ungeschaffene Reuter" sagt Hanns Sachs vom Maler Gieto, daß er war

„Unförmlicher Geberd vnd Sitt
Statzet vnd unberedet mit."

Stutzig, Stutzkopf, ist wohl mit statzet verwandt. Irren wir nicht, so nennt man im fränkisch-oberpfälzischen Dialekte einen „Starzer" oder „Statzer", was man anderwärts Stutzer heißt.

Urten und Uerten

kommt in der Bedeutung: „Rechnung, Zeche", öfters vor, einmal in: „Die Vier wunderbarlichen Eygenschafft vnd Würkung deß Weins."

„Da wil er bulen hie vnd dort
Biß etwan hin auff mitternacht,
So dann die ürten wird gemacht,
Kan er gar kaum die stubenthür treffen"

Ferner mehrmals in dem Fastnachtsspiel: „Der Eulenspiegel mit den Blinden."

(Der Wirth.)
„Ich will euch einsperren all drey
Im Hoff dauß in meinem Sewstal
Biß das man mir die vrten zal."

So noch mehrmals in demselben Stücke in gleicher Verbindung.

Welchem Dialekte ist wohl dieses „Urten" oder „Uerten" entlehnt? Der altbayerische Dialekt hat dafür den Ausdruck: die „Roat" oder „Raite."

Ergänzungen.

Was der Eine nicht weiß oder auffindet, das sucht auf und entdeckt der Andere; so haben wir uns an den Versuch gemacht, die vorstehenden Erklärungen zu ergänzen und zu etymologisiren und so weit thunlich auf die alten Stammwurzeln zurückzuführen. Dieß führt zu Sprachvergleichungen, welche durch eine Reihe von lebenden und todten Idiomen gehen und deren Resultate oft nur einstweilen halbgenügende und anregende sein können, bis sich Bestätigungen einstellen oder zufällige Funde. Die weitere vergleichende Ausholung, wenn sie auch nicht geradezu zum Ziele führt, gibt oftmal Aufschlüsse

in anderen Richtungen, und so ist die Mühe auch dann nicht verloren, wenn die augenblickliche Aufgabe nicht gelöst wird; doch wir lassen die Ergänzungen nun folgen:

Basshart. Bass, gut; althochdeutsch paz; gothisch bats, davon althochdeutsch peziro, besser; gothisch batisa, ursprünglich was geht, angeht, paßt; französisch passer, gehen; pas, der Schritt; italienisch passo, der Schritt; englisch pass, Gang. — hart kann abgeleitet werden von hart; althochdeutsch hard; gothisch hardus, von der Wurzel harren, festbleiben, warten; im Althochdeutschen heißt hart auch kühn, wie noch im französischen hardi, italienisch ardito; das englische hàrd hat die gesammten deutschen Bedeutungen; im Lateinischen hat arcte die ähnliche Bedeutung; das griechische ἀρτι bedeutet unter andern gerade. Dieß Alles bringt mich auf die Vermuthung, daß Basshart, da es zwischen Zirkel und Tryangel steht, auch ein Meßinstrument bedeutet, vielleicht unser jetziges Senkblei, sonst konnte ich es weder in einem Dialekte finden noch in einer älteren Terminologie.

Gemper und **Semper.** Der Einsender erklärt aus dem Sinne des Satzes gemper mit Herz, dem pochenden, klopfenden Organ und bezeichnet die richtige Dialektsform Pempern in der fränkischen Mundart. Im weiteren etymologischen Verfolge finden wir: das Mittelhochdeutsche hat das Wort: Kemenade, das Haus, die Kammer, vermuthlich vom Lateinischen camera (caminus, der Ofen; griechisch κάμινος); das griechische hat κάμφης, die Kiste, die Kapsel; sonach würde Gemper die pochende Kammer, das Herz, bedeuten, insoferne man die beiden Bedeutungen vereiniget denken wollte. — Semper? Schmeller in seinem bayr. Wörterbuche führt III. p. 250 an: Semper (b. W. Obron.) Knecht Ruprecht, Kobold. Der Semper kommt und schneidet den Kindern den Bauch auf; — ferner in Stadlers schweizer'schen Idiotikon II. p. 320 heißt es: Semper oder körisch, in der Wahl schwierig; fein prüfend in der Wahl von Worten, wofür im Argausch, Simper steht. Das Bayerische hat nach Schmeller zimber, zimperlich, mit der Bedeutung von subtilis, zart, manierlich; unter Artikel: Der Zemper (nach Popowitsch und Eges) Popanz, Schreckbild; sonach ist wohl bei Hans Sachs die verkehrte Fronte mit Semper bezeichnet. (?)

Gögel. Wir bemerken hiezu nur, daß im bayrischen Dialekt: Gockel, Göckel, der Hahn heißt. In den schweizerischen Mundarten heißt: gögeln, läppisch, kindisch thun, sich betragen; französisch coq, der Hahn; coquet, gefallsüchtig, buhlerisch.

Rothseck ist für Blutwurst, Schwartenmagen, Sausack, Preßsack im bayerischen Dialekt nicht gebräuchlich; aber um Regensburg Roth- und Röselwurz für Blutwurst.

Meuln vielleicht von althochdeutschen muhhil, heimlich, muhhon, muhhilan, hinterlistig handeln, von meucheln, heimlich morden, meucheln, mit der Nebenbedeutung von schleichen.

Schlüchtisch. Die Bedeutung ist richtig mit schmierig, schmutzig angegeben, man denke an Weberschlücht; im Niederdeutschen heißt verschlungener Zwirn: Schlucherzwirn; in der Hüttenkunde Schlich: verfeinertes Erz. Die altbayerische Mundart sagt für schmierig: schlezi, von schletten, schmieren.

Sinwel, sinval, wenn es nicht Entstellung von simpel, simplex ist, und das Wort die Trennung in sin und well fordert, so ist sint, sin von der Wurzel si, althochdeutsch sin, währen, dauern, abzuleiten, die als Verstärkung des Compositionswortes vorkommt, z. B. in Singrün, Sintflut; in der alten Sprache noch viel häufiger: z. B. sinhiwan innigst verbunden; sinniht, tiefe Nacht. Schmeller führt sinwell Bd. IV. 55 mit der Bedeutung von cylinderisch auf; well ist also richtig bezeichnet; und das Wort sinwel heißt ganz, hochgewellt, gewölbt. Welle von althochdeutschen wellan, wallan, wallend fließen.

Statzet scheint uns stotternd, stammelnd, zu bedeuten; Schmeller erklärt es also III. 673, aber gleich daneben mit: sich brüsten, stolziren; im altbayerischen kömmt für diese Bedeutung starzen vor, von starr, steif; hier scheint die erste Bedeutung zu treffen in Verbindung mit unberedet.

Urten und **Uerten.** Nach den mitgetheilten Stellen vielleicht Entstellung von urteln, urtheilen, aburtheilen, abrechnen? Hier im Sinne von Zeche, Abrechnung. In den mir bekannten Dialekten kömmt dieß Wort nicht vor. D. R.

Eine Frage.

Vorwort.

Die Einleitung zu dieser Monatsschrift lenkt bereits die Aufmerksamkeit der Forschung auf die Ortsnamen und fordert zur Beobachtung ihrer alten Schreibweise und ihrer nunmehrigen dialektischen Aussprache auf. Hier ist eine Frage von ander Orts her angeregt, die sich auf dasselbe Thema bezieht. Beantworten wird sie sich erst lassen, wenn consequente und ausgebreitete Studien vorangegangen sind. Dann erst werden sich die äußeren Gründe und inneren Gesetze der abweichenden alten Schreibweise und dermaligen Volksaussprache herausstellen. Es gehört diese Aufgabe der Geschichte der Dialekte an, für die noch wenig geschehen ist; da müssen Sammlungen und Vergleichungen vorausgehen, für die erst das Material allmählig zu beschaffen ist. Die Frage ist angeregt, das Feld eröffnet, und wir laden den Einsender der Frage ein, die Bebauung desselben zu beginnen und versprechen ihn redlich zu unterstützen. D. R.

Jeder, der Gelegenheit gehabt hat, ältere Urkunden zu lesen und zu vergleichen, wird gefunden haben, daß die Vokal-Bezeichnung in denselben gegen die jetzige Aussprache wesentlich abweicht. In den Monumentis Boicis sind uns, abgesehen von erst später gefertigten Urkunden-Abschriften und Auszüge aus früheren Jahrhunderten, zahlreiche Aufzeichnungen bis zurück ins 12te Jahrhundert erhalten.

In denselben finden wir nun z. B. „Braunau“ bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts immer geschrieben: „Prunowe“ und erst im 14ten Jahrhundert „Pranawe“; eben so verhält es sich mit „Burghausen“, früher „Purghusen“; mit „Hagenau“, früher „Hagenowe“; mit „Holzhausen“, früher „Holzhusen“.

Ein ähnliches Verhältniß der Ortschaften-Benennung in den Urkunden des 11ten und 12ten Jahrhunderts wird wohl überhaupt in allen Provinzen des oberdeutschen Dialektes nachgewiesen werden können, und es ist wohl nicht anzunehmen, daß damals die Orts- und Personen-Namen anders geschrieben wurden, als sie im Munde des Volkes lauteten.

Es fragt sich demnach:

War die Aussprache des „u“ damals eine andere gleich au?

oder:

Hat sich die frühere Benennung Brunowe, Hagenowe, Burghusen &c. in der Mundart des Volkes später erst in Braunau, Hagenau, Burghausen &c. umgeändert? Der ersteren Annahme stehen entgegen die vielfach gleichzeitig vorkommenden Benennungen: Ulrich, Luitpold, Germunt &c., Rummelsberg, Rupertsberg &c.

Ließe sich nun feststellen, daß im Laufe der Zeit erst in der hochdeutschen Mundart vielfältig eine Verwandlung des **u**-Lautes in **au** stattgefunden hat, so wäre dieß ein wohl nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der Entwicklung der deutschen Dialekte. Es würde sich mit Beihülfe der alten Urkunden so ziemlich genau der Zeitpunkt der eingetretenen Umwandlung fixiren lassen, und das auf diese Weise gewonnene Resultat sodann auch noch zu weiteren Untersuchungen Anlaß geben.

Wir wünschen, daß auch von anderer Seite diesem Gegenstande Rechnung getragen werden und eine weitere Besprechung desselben in diesen Blättern erfolgen möchte.

Zur Allgäuer Mundart.

Man muß nicht denken, das ganze Gebiet, das den Namen „Allgäu" trägt, habe ein und dieselbe Mundart. Die nördlich und östlich gelegenen Theile nähern sich schon mehr der eigentlich schwäbischen und der Tyroler Mundart. Die westlichen Theile haben bereits ganz dieselbe Mundart, die Hebel in seinen allemanischen Gedichten zur Schriftsprache gemacht hat. Darum wird es nothwendig sein, daß wir uns ein bestimmtes, genau abgegränztes Gebiet ausstecken, wenn wir die Allgäuer Mundart für unsere Darstellungen benützen wollen. Es fordert die Consequenz.

Das engere Gebiet, dessen Dialekt wir uns ausgewählt haben, ist die südlichste Spitze des Allgäu, der obere Theil des k. bayer. Landgerichtes Sonthofen, der südliche Theil des Landgerichtes Immenstadt, westlich und nördlich abgeschlossen durch die äußersten Ortschaften, die noch zur Pfarrei Immenstadt gehören. Was nördlich über diesen Ortschaften hinaus liegt, hat schon

etwas vom schwäbischen Dialekt; der westliche Theil nähert sich der Hebel'schen Mundart.

Es ist noch zu bemerken, daß nicht die Sprache der Immenstädter, die schon der Schriftsprache näher kommt, sondern die des Landvolkes gemeint ist, deren sich dieses in der alltäglichen Conversation unter sich bedient; denn wenn der Allgäuer mit einem Fremden redet, sucht er so viel als möglich in der Schriftsprache zu reden, die er in der Schule gelernt hat.

Der Grundtypus dieses Dialektes kann in dem bekannten Schibboleth ausgedrückt werden, das man sonst auf das Schwabenland anwendet, und das sich in dieser Beziehung so formirt:

Gong, stong und bliibe long;
Wer die drei Sproche it ka,
Darf it is Oberlond gong.

Auf den Schwaben bezogen heißt es:

Gau, stau und bleibe lau;
Wer die drei Sprocha nit ka,
Darf nit ins Schwoubeland gau.

Die Conjugation obiger drei Redewörter im Immenstädter Dialekt lautet also:

1. Praes. Ind.	I gang, du gohscht, a goht; mer gohnd, d'ihr gohnd, se gohnd.
2. Perf. Ind.	I bi gange, du bischt gange, a ischt gange; mer sind gange, d'ihr sind gange, se sind gange.
3. Fut. Ind.	I wier gong, du wieschst gong, a wiet gong; mer wearet gong, d'ihr wearet gong, se wearet gong.
4. Imperat.	Gang du! gohnd d'ihr!
5. Infin.	Gong.

1. I stond, du stohschst, a stoht; mer stondet, d'ihr stondet, se stonde.
2. I bi gstonde, du bischt gstonde ꝛc.
3. I wier stong, du wieschst stong ꝛc.
4. Stond du! stondet d'ihr!
5. Stong.

1. I laß bliibe, du loscht bliibe, a loht bliibe; mer lond bliibe ꝛc.
2. I ho bliibe long, du hoscht bliibe long, a hot bliibe long; mer hond bliibe long, d'ihr hond bliibe long, se hond bliibe long.

3. I wier bliibe long &c.
4. Laß bliibe! lond bliibe!
5. Bliibe long.

Ich muß bemerken, daß hier das ō immer den Laut hat, den es in der hochdeutschen Sprache etwa in dem Worte Wohnung behauptet.

In einer erweiterten Sentenz läßt sich diese Mundart so an:

Im Unterlōnd d'unta, (unten)
  Do gōht es denn zue,
Do tonze die Narre
  All' ohne die Schue.

Wo uina sot sing, (einer sollt' sein)
  Sind hundert und ning; (neun)
Do muine die Narre, (meinen)
  As mieß a so sing. (sein)

Dieses französche **ng** ist das Ausscheidende des Immenstädter-Dialektes vom westlichen Staufner-Dialekt, der statt dessen das scharfe Doppel **ii** behalten hat. Dieses und die eigenthümliche Conjugation des Hülfsredeworts **Sein**, nebst dem Umlaute **oi** anstatt **ei**, wo dieses noch gebraucht wird, und dem aufgenommenen **r**, wo der Immenstädter es fallen läßt, ist das Eigenthümliche des westlichen Dialektes.

Der Staufner sagt: mii Vater mueß kronk sii; der Immenstädter: ming Vater mueß kronk sing; der Staufner: des mueß a gueta Wii sii; der Immenstädter: des mueß a gueta Wing sing. Der Staufner conjugirt Sein im Perf. I bi gsii, du bischt gsii, ar ischt gsii; mer sind gsii, d'ihr sind gsii, se sind gsii. „Wo bischt de nächt gsii?" (Wo bist du gestern gewesen?) Der Immenstädter sagt: I bī gwea, du bischt gwea, a ist gwea. „Wo bischt de nächt gwea?"

Der Staufner sagt: „Des hoißt nieß, du woischt's ja seall". Der Immenstädter sagt: „Des haißt nuiß, du waischts ja seal". (Das heißt nichts, du weißt's ja selbst.) Der Staufner sagt: „Woißt ar's, daß as nieß gsii ischt?" Der Immenstädter: „Waißt a's, daß es nuiß gwea ischt?" (Weiß er's, daß es nichts gewesen ist?)

Ich bemerke hier nur noch, daß das Hülfsredewort „Sein" in mehrfacher Bedeutung selbstständig gebraucht wird, was wohl auch in anderen Gegenden der Fall ist, hier aber sich ganz eigenthümlich ausnimmt. Eine Näherin im Staufnergebiet hatte für einen Burschen ein Leible (Gilet) gemacht. Der Bursche hatte ihr früher schon merken lassen, daß er sie zur Braut

wünsche; allein das Mädchen war noch nicht im Klaren. Als der Bursche das Leible abholte, fragte er: „Was ischt d'Schuldigkeit? oder kürzer: Was ischt as"? Die Näherin antwortete: „Ischt as eppas, so ischt as nietz; ischt as nietz, so ischt as fiif Batze." (Ists etwas [daß du mich heirathen willst], so ist es [die Schuldigkeit] nichts; ist es nichts [mit diesem Ansinnen], dann ist es [macht die Schuldigkeit] fünf Batzen.)

Nach diesem Hinblick auf die nächsten Nachbarn gen Westen bleiben wir fortan in dem genau bezeichneten Gebiete und suchen die Eigenthümlichkeit der darin herrschenden Mundart in Beispielen darzustellen. Wir überlassen es den Sprachforschern, die Reste des Altdeutschen herauszusuchen und die ganz nahe Verwandtschaft dieses Dialektes mit der Sprache des Niebelungenliedes u. dgl. nachzuweisen.

Der junge Weber im Allgäu.

1.

Und isch es d'ussa wild und ruh,
Daß Alles z'sämet gfriert;
I spür im Keallar nuitz dervu,
Do goht es ja, as wär' es gschmiart.

2.

I mui, as ischt doch allat glii,
Oeb d'Sunne schiint und öb es schniit;
Im Keallar kan i hea wie hii
Furtwirke, was es allat giit.

3.

Do setzt si ja kui Iis a d'Wänd,
Do ischt ja Alles müslestill;
Do frurt es mi au nie a d'Händ',
Wenn i nu brav schaffe will.

4.

Und Schaffe ischt ming Leaba lang
Ming allargröschte Freid ja gwea;
Und won i stond und won i gang,
Hot no kui Mensch mi mießig gsea.

1.

Und ist es draussen wild und rauh,
Daß Alles zusammen gefriert;
Ich spüre im Keller nichts davon,
Da geht es, als wär es geschmiert.

2.

Ich meine, es ist doch immerfort gleich,
Ob die Sonne scheinet u. ob es schneit;
Im Keller kann ich her wie hin
Fortweben was es immer gibt.

3.

Da setzt sich kein Eis an die Wände,
Da ist ja Alles mäuschenstill;
Da friert es mich auch nie an die Hände,
Wenn ich nur brav arbeiten will.

4.

Und Arbeiten ist mein Lebenlang
Meine allergrößte Freude ja gewesen;
Und wo ich steh' und wo ich gehe,
Hat noch kein Mensch mich müßig gesehen.

5.

I waiß it, wies a'm Menschn ischt,
Wenn ihn d'lieb Arbat numma freit:
I denk, a ischt a schleachta Christ,
Hot nie kui guets Vat'runser gseit.

5.

Ich weiß nicht, wie es einem Menschen ist,
Wenn ihn die liebe Arbeit nimmer freut;
Ich denk, er ist ein schlechter Christ,
Hat nie kein gutes Vaterunser gesagt.

6.

Und hot no kuin Gedanke g'hett,
Der uim a Freid verschaffe ka;
As ischt, so sëit mir ja ming Dr'ett,
A reacht nuitznutzig bösa Ma.

6.

Und hat noch keinen Gedanken gehabt,
Der einem eine Freude verschaffen kann;
Es ist, so sagt mir ja mein Vater,
Ein recht nichtsnützigег böser Mann.

7.

Biir Arbat denk i dieß und dees,
Und sinn' uf touset Ding;
Und kut mir mengmol eppas bös,
So laß i's Denke wieder sing,

7.

Bei der Arbeit denk ich dieß und das,
Und sinne auf tausend Dinge;
Und kommt mir manchmal etwas Böses,
So laß ich das Denken wieder sein (fahren),

8.

Und lueg noh, öb mir wohl kui Fade bricht,
Und öb i nit bold schlichte müeß;
Derwiil vergoht die böse Gschicht,
Die sunst si schwer vertriibe ließ.

8.

Und schaue nach, ob mir wohl kein Faden bricht,
Und ob ich nicht bald schichten (den Zettel mit Papp bestreichen) müsse;
Unterdessen vergeht die böse Geschichte (der böse Gedanke),
Die sonst sich schwer vertreiben ließe.

9.

I waiß doch gar it, wie es wär,
Wenn i mießt ohne Arbat sing;
I glaub, as fiel mir zentnarschwer
Ufs Herz und ou is Gwisse ning.

9.

Ich weiß doch gar nicht, wie es wäre,
Wenn ich müßte ohne Arbeit sein;
Ich glaub, es fiele mir zentnerschwer
Aufs Herz und auch ins Gewissen hinein.

10.

So wirk' i allat Sui um Sui
Und sing mir no a Lied derzu;
Do waiß i nuitz vo Laid und Rui,
Und in mi'm Hearze hon i Rue

10.

So web ich immer Sui um Sui (das auf einmal geschlichtete Quantum des Zettels),
Und sing mir noch ein Lied dazu;
Da weiß ich nichts von Leid und Reu,
Und in meinem Herzen hab ich Ruh.

11.

So kan es aber doch it bliibe,
As kut die Ziit zum Sorge no;
Do wier i a' der Stiene riibe
Und numma sing so munter froh.

12.

Und wenn i trur und wenn i hiine,
Ming lieba Gott im Himel domm;
So lass' mi gugg' in Himel iine,
Und sag: i bi ja ou no homm.

11.

So kann es aber doch nicht bleiben,
Es kommt die Zeit zum Sorgen noch;
Da werd' ich an der Stirne reiben,
Und nimmer sein so munterfroh.

12.

Und wenn ich traure und wenn ich weine,
Mein lieber Gott im Himmel droben,
So laß mich schauen in den Himmel hinein,
Und sag: Ich bin ja auch noch heroben.

Erläuterungen.

d'ussa, draussen. Nibelungen: **uz**, aus; **uze**, aussen.

ruh, rauh. Nibel.: **riube**, das Rauchwerk; althochd.: **hrao**, **ruh**.

nuitz, nichts; althochd.: **niowihts**; schwäbisch nach Schmids Idiot.: **nunz** und **nuiz**.

mui, meinen; altbayer.: **moa'n**.

Jis, Eis; althochd.: **is**, d. i. glänzend.

müslestill, mäuschenstill; (althochd.: **mus**, Maus;) mit der Grundbedeutung des Heimlichen: *μυειν*, zuschließen.

frurt, frieren; althochd.: **vriusan**.

it, nicht.

Arbat, Arbeit; althochd.: **arapeit**.

Sui um Sui. Schwer zu erklären. Soll es dem französischen **Suite**, Folge, ähnlich sein, oder dem angelsächsischen **svëot**, der Haufe, entsprechen?

Rui, Reue; althochd.: **hriuwa**.

hiinen, weinen; altbayer.: **heanan**, heulen, laut weinen.

Dr'ett, der Vater? nicht Ahne? gleich dem allemanischen **Aetti**?

Ueber den Reim im Hochdeutschen und in den Mundarten.

„Reinheit, Neuheit, Wohlklang und Harmonie mit dem Inhalt" fordern die Verskunstlehrer für den Gebrauch des Reimes von den Dichtern, vielmehr von den Versemachern, denn die Aesthetiker allgesammt werden mit ihrem Unterricht Keinen zum Poeten machen können, der es nicht schon von Geburt ist; nur bilden — aber auch verbilden kann man Talente, wenn man das Technischformelle über das Schaffendideelle stellt und fördert. Die Kunstlehre kann überhaupt nur eine negative sein, wie die Moral in den zehn Geboten, welche Alle beginnen: „Du sollst nicht". Wir haben immer noch das alte Testament des Zorns in Lehre und Kritik. Der Christus der Aesthetik ist noch nicht dagewesen; einstweilen empfehlen wir daher den Poeten die Grundlehre des Christus der Moral, die lautet: „Liebe deinen Gott — „die Kunst" — über Alles"! und das Gebet des Herrn sollen sie beten, auf sich angewendet.

Doch Scherz bei Seite; von der Reimfähigkeit und dem Reimgebrauch in der Poesie der neuhochdeutschen Sprache wollen wir sprechen im Vergleiche zum Reime in der dialektischen Dichtung, — und mit der Betrachtung der obeneinleitenden Forderung der Verslehrer beginnen. Der Reichthum reiner, wohllautender Reime ist in der neuhochdeutschen Sprache nicht groß und er wird so ziemlich aufgebraucht sein, so daß die Forderung der Neuheit eine sehr Verlegenheit bereitende für den Poeten ist, da schon die Forderung der Reinheit entweder eine große Sprachfertigkeit anspricht oder nicht selten dem Gedanken- und Gefühlsausdruck Zwang anthut. „Unsere Puristen, sagt Rapp in seiner geist- und kenntnißreichen Physiologie der Sprache, — unsere Puristen mögen sich damit blähen, in dieser Feinheit es unseren großen Dichtern zuvorzuthun". Und ferner: „Einige neuere Lyriker sind jetzt darin — in der reinen Reimung — genauer, was aber, nach Verfluß einer großen Periode, immer eine bedenkliche Verbesserung ist; man stellt sich nun in physischen Nachtheil gegen die Vorgänger; es würde also erfordert, daß man seiner geistigen Ueberlegenheit gegen sie gewiß wäre."

Rapp redet durchaus nicht der Laxheit das Wort, aber er will den Geist nie dem Formwesen aufgeopfert wissen; er will formfertige Poeten, — Sprachkünstler, — aber nicht künstelnde Versemacher nach Endreimen. In Kunst und Poesie ist in der Neuzeit eine rein formelle Richtung zu beobachten. Die Raffinerie des Verstandes führt zur Abschwächung des Gemüthes, das Gemüth aber ist die Quelle aller Dichtung in Kunst und Poesie. Wir sind in der Lektüre und im Genusse von Dichtungen dahin gekommen, daß wir die Kritik in folgende Fragenreihe gliedern: Reime? Metrik? Sprachvortrag? Charakter? Thema? Exposition? Poetischer Genius? — statt umgekehrt zu verfahren, d. i. wir wollen nicht genießen, sondern kritisiren. So werden wir freilich immer mehr technische Versemacher, aber auch immer weniger Poeten haben. Wie tief stehen in formeller Hinsicht Schiller und Göthe unter Platen und dem neueren Heise, aber wie weit diese hinter Jenen, wenn wir den geistigen, schaffenden Genius als Maßstab an ihre Werke legen; der geniale Heine setzt sich wie hönisch über die moderne Form-Kritik hinweg; — und Schiller, der als Kritiker den armen Bürger so sehr wegen unreiner Reime anließ, hat nicht weniger als dieser gesündigt als Dichter; sein Genius ließ sich nicht einschnüren in die ästhetische Zwangsjacke. Die richtigste Mitte hält Uhland ein; ohne gewissenlos zu sein, ist er eben so wenig hyperkritisch in der Wahl seiner Reime, und er bedient sich der Halbreime, wie Blick und Glück, keit und heut 2c. ohne Anstand, aber selten. Die Kühnsten in der Reimung sind Rückert und Freiligrath durch neue Wortbildung und Herbeiziehung fremder Worte. Platen, der fast nur fürs Auge reimt, entgehen doch mehrere Reime, wie: entbehren und Sphären, hellt und zelt, und im Gebrauch verpönter Reime wegen Abnützung ist er auch nicht heikler als im Verhältniß Andere; er reimt häufig Herz und Schmerz, Liebe und Triebe, singen und klingen 2c. Hinsichtlich der Reimung fürs Auge sagt Rapp: „Nicht stark genug kann man sich aber gegen die Thorheit Einiger aussprechen, welche den Augenreim einführen wollen; dieß wäre zurücksinken in die tiefste Barbarei der Naturverlassenheit. Aehnliche Aeusserungen ließen sich aus Andern anführen. Eine mäßige und billige Freiheit ist an und für sich schon in unserer Sprache begründet; abgesehen von der mehr oder minderen Gewöhnung des Ohrs an die Dialektsklänge, welche den Norddeutschen Gang und Dank, den Süddeutschen Herz und wärts 2c. reimen läßt, so bringt die neudeutsche Sprache wenig reine Vokalreime und ihre meisten Diphthonge sind bloß gebrochene ei, eu 2c. oder aufhellende ä oder abdunkelnde ö, selten reine Mischfarben wie ai und au. Noch schlimmer sieht es mit den weiblichen Reimen aus, die sich in der

zweiten Hälfte fast durchaus mit dem Schleifsilben e, er und en behelfen müssen. Im günstigen Vortheil gegen das Neuhochdeutsche sind die Mundarten hinsichtlich des Reimes, zumal die süddeutschen. Sie haben für die männlichen, weiblichen und gleitenden Reime eine abwechselnde, leuchtende Farbenhülle, welche noch über die in dieser Hinsicht so berühmten Sprachen der Italiener und Spanier geht. Diese Farbenfülle beruht auf dem Reichthum von Diphthongen einerseits, anderseits auf der Höhung und Tiefung der einzelnen Vokale, dann auf den farbigen Flexionen der Haupt- und Zeitwörter, endlich auf der reichsten Abwechselung der Reim-Anlaute durch die Consonanten. Wir haben das Vokalsystem der Dialekte in ein Analogon zum Farbensystem gebracht, um eine richtige, fixe Skala der Vokale und Diphthonge zu gewinnen, zur Grundlage für eine gemeinsame Schreibweise der Dialekte in dichterischen und sprachforschlichen Arbeiten.

In Betracht zu ziehen beim Reimen sind: die Vokale und die Consonanten, und diese als anlautende und auslautende; beim weiblichen Reim aber noch als mittellautende. Da es sich hier nur um die Darlegung eines Beispieles handelt, so wählen wir aus den vielen Dialekten hauptsächlich Einen aus und zwar den, der mit dem meisten Reichthum an Diphthongen gesegnet ist, nämlich den o s t l e c h i s c h e n nach Schmeller, stammartlich den bayerischen genannt, und werden hie und da den westlich angränzenden (schwäbisch und allemannisch) in Vergleichung ziehen, so wie Variationen des ostlechischen gegen Norden, z. B. den fränkisch-nürnbergischen und oberpfälzischen mit seinen interessanten Triphthongen.

Wie die Vokale die Seele der Sprache überhaupt sind, so sind sie insbesondere die Seele der Reime; sie geben der Sprache — aber zumeist der Dichtung, Farbe und Leben, und je vokalreicher eine Sprache um so lebendiger und farbiger ist die Dichtung derselben. Während die hochdeutsche Sprache im Nachtheil zu den romanischen Sprachen der Italiener und Spanier steht hinsichtlich des Vokallebens, steht sie ihnen durch den Vokalismus der Mundarten, insbesondere der südlichen wieder gleich, und diese können bei gewandter dichterischer Behandlung so wohllautend werden wie irgend eine Sprache der Welt. Die mundartlichen Dichter haben dieß noch zu wenig ins Auge gefaßt. Die Mundartsdichtung ist noch zu jung, als daß sie sich auf die Kunstform hätte werfen können, sodann ist sie nicht gewürdigt genug weder von der Kritik noch vom Volke. Wir danken ihr fürs Erste und zunächst die Rückkehr zur Quelle aller Dichtung zur Wahrheit der Empfindung, zur Natürlichkeit des Ausdrucks, die unsere schulgelehrte moderne Dichtung mehr und mehr in ihrer formellen Künstlichkeit einbüßet. Es ist richtig, wenn J a k o b

Grimm sagt: „das Hochdeutsche soll sich in der Schwebe und Höhe über den Mundarten halten" — aber ein Irrthum, wenn er behauptet: „Ganze und große Wirkung vermag die Mundart (als Schriftsprache) nie hervorzubringen" und er widerspricht sich gleich darauf selbst, indem er die hohe Bedeutung der griechischen Dialekte für die Geschichte der griechischen Poesie ausführt. Ist es doch schon Hebel gelungen, allgemeine Bedeutung in der Geschichte der deutschen Literatur zu erlangen, und doch hat Hebel seinen Dialekt bei weitem mehr spielend gebraucht als künstlerisch verwendet; schon sein Nachfolger im Allemannischen, Hoffmann von Fallersleben, hat ihn überholt, und der Schweizer Usteri hat höheren poetischen Werth.

Von den Dilettanten, welche die Mundart nur produziren, wie Kuchenbäcker künstliches Schwarzbrod für verwöhnte, leckere Gaumen, reden wir einandermal und sie gehören nicht hieher. Unsere deutsche Dialektspoesie ist einer künstlerischen Aus- und Durchbildung fähig, wie die altklassische einst, in der jonischen Epik, der dorischen Lyrik; den Dialektsdichtungen folgte sodann die Erhebung der attischen Mundart durch die Dramatiker; aber auch sie verwendeten die anderen Mundarten. Auch wir Deutsche hatten eine Dialetspoesie, die dem allgemeinen Sprachidiom des Hochdeutschen voranging; das Althochdeutsche bis zum zwölften, — das Mittelhochdeutsche bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wo das Neuhochdeutsche begann, haben ihre Denkmale gesetzt; — mit der formellen Vollendung des Neuhochdeutschen tauchen nun die Dialekte wieder auf; sie haben sich fortgebildet und sprechen nun ihre Berechtigung an in Poesie und Schriftthum. Die dritte Periode unserer Sprache beginnt, der abermals ein allgemeiner Abschluß in einem Centraldialekt bevorsteht.

Eine Zukunft unserer Sprache verspricht uns auch eine Zukunft unserer Geschichte: und die Zukunft Dieser wie Jener muß aus dem Volke treiben und blühen. Der zukünftigen Sprache haben die Dichter der Mundarten vorzuarbeiten. Doch darüber haben wir uns in der Einleitung verbreitet, hier kehren wir zurück nach dieser zweiten Abirrung zur Behandlung der mundartlichen Reime.

Unsere älteste Sprache kannte den Silbenreim und die Assonanz nicht, nicht das Celtische, Gothische, Germanische und Norische; sie hatten in der Dichtkunst die Alliteration, den Stabreim, den consonantischen Anlautreim, wie wir ihn noch in der Umgangssprache haben und lieben, z. B. Leib und Leben, gang und gebe, Himmel und Hölle, wohl und wehe, wobei sehr oft Gegensätze verbunden werden. Der eigentliche Silbenreim ist wohl aus den neueren Sprachen, zumal der italienischen im Vormittelalter eingeführt worden;

sie haben alle auch die gleiche Bezeichnung für den Reim, italienisch rima; spanisch rima; französisch rim, rimer; daher Schmeller mit Recht Anstand nimmt, unser Wort Reim vom althochdeutschen giriman, contingere, direkt abzuleiten, obschon der Sinn des altdeutschen rim auf unser Reim vollständig paßt. Das Lateinische hat das Wort rima, aber mit dem Sinne von Riß, Spalt. Römer und Griechen kannten den Reim in der Dichtkunst nicht. Das griechische Wort ὁμοιο τελευτον, das die Lexica für Reim aufführen, heißt eigentlich Gleichendung, ῥίμμα aber bedeutet: Wurf, Schuß, und ῥῦμα Fluß und Zug, ῥυθμός, der Takt, Maaß. Dieß ῥυθμός ist ins Lateinische übergegangen und aus rythmus, rima geworden, endlich aber in den neueren Sprachen zur Bezeichnung des gleichen consonantischen An- und vokalischen Ausklangs gebraucht worden. Also etymologisch und nicht historisch verwandt sind das deutsche rim und römische rythmus — durch das altdeutsche girima, contingere, sich berühren, angränzen. Des Weitern wäre nachzulesen, was Schmeller W. B. III. p. 81 unter Reihe: Ram, Rem ꝛc. explizirt. Zu untersuchen, ob die deutsche Sprache und Dichtkunst durch Aufnahme des Reimes gewonnen, wollen wir uns hier nicht einlassen; daß er aber der Natur der älteren Sprache nicht zusagte, scheint so gewiß, als daß die Entwiklung der Sprache und Dichtung ohne den Reim eine ganz andere geworden wäre. Nun haben wir den Reim und er ist zur Seele unserer Dichtung geworden, auf seinem Wohllaut beruht ein großer Theil ihrer formellen Schönheit, aber der Geist der Sprache berechtigt uns zur Freiheit bis zu jenen Gränzen, welche die Fühlbarkeit des Reimes durchs Ohr zieht, und eine größere Strenge führt zur Pedanterie und Geistestödtung, zum Wortgeklingel. Wir möchten sehr der Wiedereinführung der Alliteration, resp. des Stabreims, mit Maaß und Ziel versteht sich, das Wort reden, als einer Bereicherung an wohllautender Schönheit zumal im sangbaren Liede; nur dürfte der Gebrauch nicht zur Spielerei werden. Die Dialekte und Mundarten, welche so viel vom Urthümlichen der Sprache bewahrt haben, sind reich an Alliterationen, wenigst die mir durch den Umgang mit dem Volke bekannteren süddeutschen, welche dem Althochdeutschen stammweise angehören, und das Volk gebraucht sie gerne im Umgange oft in ganzen Reihen. Nur Einiges aus der Erinnerung: „Mit Stumpf und Stiel stehl'n." „Ueba d'Stigl stolpern." „Du, da Hanns kunnt da vo Haus und Hof helfa."

Wie die Alliteration auf dem gleichen Anfangsconsonanten, so beruht der Reim auf dem Wechsel der Anfangsconsonanten vor den Vokalen oder Diphthongen, denen gleiche Auslautconsonanten in den ungeschlossenen Silben folgen. Auch in den Anlauten haben die Dialekte eine größere und klang-

vollere Mannigfaltigkeit voraus vor dem Neuhochdeutschen. Da die Vorsilben be und ge ihr e sehr häufig auswerfen, so entstehen viele kräftige Doppelconsonanten vor den Reimsilben. Das e des be fällt meistens aus vor h, l, r, s und w, daher b'helfa, behelfen; b'langa, belangen; b'reua, bereuen; b'sinna, besinnen; g'winna, gewinnen. Das e des ge fällt meist aus vor h, l, m, n, r, s, t, v, w, z. B. g'falt'n, gefalten; g'lesen, gelesen; g'moa, gemein; g'nau, genau; g'rathen, gerathen; G'sindel, Gesindel; G'thoa, Gethue (tyrolerisch); g'viertelt, geviertelt; g'wunna, gewonnen. So entstehen eine Menge Doppelconsonanten, die das Hochdeutsche nicht kennt.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Literatur.

Die Literatur der **Deutschen Mundarten.** Ein bibliographischer Versuch von Paul Trömel. Aus Petzholdt's Anzeiger der Bibliographie und Bibliothekwissenschaft besonders abgedruckt. Halle. Von H. W. Schmidt. 1854. 8. 37 S. 446 Worte. — Freudigst begrüßen wir mit dem Beginn dieser Zeitschrift dieß Elaborat des fleißigen und kenntnißreichen Verfassers. Es ist ein unentbehrliches Hilfswerk für Jeden, der sich seit Sprachforschung im Allgemeinen, mit Dialektsuntersuchung insbesondere zu befassen beabsichtet. Es ist erstaunlich, welche hieher bezügliche Literatur sich seit Adelung angesammelt hat. Die Anordnung des reichen Materials ist lichtvoll und unter Rubriken gebracht, welche Jeden leicht finden lassen, was er für ein spezielles und speziellstes Studium bedarf. Den bibliographischen Nachweisungen der allgemeinen Sprachkunde, den Sprachkarten, allgemeinen Idiotiken und Quellensammlungswerken, folgen die Sprachwerke und Dichtungen unter den drei Hauptabtheilungen: Oberdeutsche — Mitteldeutsche und — Niederdeutsche Mundarten. Interessant ist aus diesem Verzeichniß zu ersehen, welche Mundarten mehr oder weniger literarisch behandelt oder durch Dichter vertreten sind.

So zählen die hochdeutschen Mundarten 53 Sprachforscher und 97

Dichtwerke, die mitteldeutschen 35 Forscher und 54 Dichter, die niederdeutschen Mundarten endlich 63 Forscher und 80 Dichterwerke. — Die drei Dialekte unterabtheilt der Verfasser in 23 speziellere Mundarten und reiht nun die erschienenen Schriften darunter ein. Den Anhang bilden: Siebenbürgen und Ungarn, Livland und Esthland. — Das Erscheinen und die Empfehlung dieser Literatur der deutschen Mundarten ersparte dem Herausgeber dieser Zeitschrift die bereits begonnene Arbeit zum selben Zwecke, und es ist ferner nur mehr nöthig, die ergänzenden Nachträge allmählig zu liefern. Demgemäß fügen wir einstweilen bei, was unser Verzeichniß als Zusatz ausweist:

Dr. **K. M. Rapp.** Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Versuch einer Physiologie der Sprache. Stuttgart u. Tübingen. Bd. I—IV. 8. 1836—41.

Plattdeutsche Gedichte. 3 Bde. Ohne Angabe des Druckorts. 2. Aufl. 1822.

G'spoaßln zum Oktoberfest in München. 1842.

Oberpfälzische Gedichte. Verfasser unbekannt. Amberg 1828.

Ludwig Schandein. Die Auswanderer. Gedicht in westrich'scher Mundart. Kaiserslautern. 1851.

Ludwig Schandein. Gedichte in westrich'scher Mundart. Stuttgart und Tübingen. 1854.

M. W. Götzinger. Deutsche Sprache und Literatur. Stuttgart 1836.

J. A. Pangkofer. Gedichte in altbayerischer Mundart. I. Bd. Dritte Aufl. II. Bd. Neue Folge. Nürnberg 1854.

Dr. Adolph Gutbier. Deutsches Sprachbuch als Grundlage des vergleichenden Sprachunterrichts enthaltend Lesestücke in hochdeutscher Sprache und in den Mundarten mit Sprachkarte. München 1852.

Ueber deutsche Dialektsforschung. — Die Laut- und Wortbildung und die Formen der s c h l e s i s c h e n M u n d a r t. Ein Versuch von Dr. Carl Weinhold. Weimar 1853. Wir empfehlen dieses Werk der Aufmerksamkeit Aller, welche sich mit mundartlicher Forschung beschäftigen, als ein Muster der Handhabung für jede derartige Arbeit. Kenntniß, Fleiß und Genauigkeit zeichnen sie vor Allem aus. Wäre das Werkchen mit Mundartsproben und mit einen Idiotikon versehen, so wäre für die schlesische Mundart vollkommen geleistet, was S c h m e l l e r für die bayerischen Dialekte rühmlichsten Andenkens geboten. Während der vergleichend analytische Theil: „Der grammatische

Abriß der schlesischen Mundart", die Mundart selbst erschöpfend und speziell darstellt und genetisch motivirt, — ist die Einleitung: "Ueber deutsche Dialektsforschung" vom allgemeinsten Interesse und macht auf Alles aufmerksam, worauf es bei mundartlichen Forschungen überhaupt ankömmt, wenn sie erfolgsam betrieben werden sollen. Es ist hiebei nichts übersehen, auf Alles hingewiesen, was der Mundarts-Forscher ins Auge zu fassen hat: Richtige verständigte Lautbezeichnung, — Fixirung des dialektischen Sprachsatzes an adoptirten und eingebornen Worten, so wie der eigenthümlichen Terminologieen, der Eigennamen von Personen und Ortschaften, Gebirgen und Flüssen. Eben so kann der grammatische Theil als gemeinpaßliches Schema für alle Detail-Bearbeitung einer Mundart angenommen werden.

Das mittelalter. Darstellung der deutschen literatur des mittelalters in literaturgeschichtlichen übersichten, inhaltsangaben und ausgewaehlten probestuecken von Karl Goedecke. 5. Lieferung. Hannover. L. Ehlermann. 1854.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sich die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrten, sondern überhaupt der Gebildeten mehr und mehr den Schätzen der ältern deutschen Literatur zuwendet, und wir begrüßen mit Freuden jedes Werk, welches davon Zeugniß gibt und auch seinerseits zur weitern Verbreitung des Studiums der ältern deutschen Literatur beiträgt. Dahin rechnen wir denn auch das oben angeführte Werk, wovon bisher 5 Lieferungen, 50 Bogen in gr. 8. umfassend, erschienen sind. Die Behandlung des Stoffes läßt gründliches Studium der ältern deutschen Literatur von Seiten des Herausgebers und ein ernstes Streben erkennen, das alle Anerkennung und Achtung verdient.

Das jüngst erschienene 5. Heft enthält vom IV. Abschnitte:

a) Fortsetzung und Schluß des 4. Buches: Thiersage, und hierunter Probestücke, nebst literaturgeschichtlichen Nachweisungen und Inhaltsangaben aus:

dem Stricker	auf	Seite	641—646.
dem Spervogel.	"	"	646 u. 647.
Marner	"	"	647.
Konrad von Würzburg	"	"	648.
dem Kanzler	"	"	648.
Hugo von Trimburg	"	"	648 u. 630.

dem vom Freiherrn von Laßberg herausgegebenen Liedersaal . . . . auf Seite 649—652.
Ulrich Boner . . . . „ „ 652—676.
Heinrich von Mügeln . . . . „ „ 676—677.
dem Velsberger . . . . „ „ 677.
Gerard . . . . „ „ 677 u. 678.

b) 5. Buch: Kerlingische Heldengedichte. Hierunter reiht der Verfasser und bringt Auszüge mit Inhaltsangaben und literaturgeschichtlichen Nachweisungen:

die Kaiserchronik . . . . Seite 682—683.
das Rolandslied . . . . „ 683—687.
Wolframs (von Eschenbach) Wilehalm . . „ 687—694.
Ulrich von Türheim, als Fortsetzer des Wilehalm „ 694.
Ulrich von dem Türlin, als Bearbeiter eines Theiles der dem Wolfram'schen Wilhelm zu Grund liegenden Sage . . . . . „ 694—697.
Eine niederländische Bearbeitung derselben Sage nach französischer Quelle . . . . . . „ 697—698.
Karl Meineit . . . . „ 698—699.
Konrad Fleck . . . . „ 699—701.
die gute Frau von einem ungenannten und unbekannten Dichter des 13. Jahrhunderts „ 701—703.
endlich verschiedene niederländische Gedichte „ 703—708.

c) 6. Buch: Die Artusromane. Zuerst folgt eine allgemeine Einleitung, in der besonders der Einfluß der französischen Literatur und die hieraus entsprungene Sucht nach Abenteuern hervorgehoben wird. Hierauf Auszüge nebst literaturgeschichtlichen Bemerkungen aus:

Hartmann von Aue — Erec und Iwein . . Seite 713—723.
Ulrich von Zazikhoven — Lanzelet . . . . „ 723—729.
Wirnt von Gravenberg — Wigalois . . . „ 729—734.
Wolfram von Eschenbach — Parzival, Titurel (Bruchstück) . . . . „ 734—763.
Albrechts Gedicht (Titurel) . . . . „ 763—774.
Lohengrin von einem unbekannten Dichter . „ 774—775.
Heinrich von dem Türlin — die Krone . . „ 775—778.
Wigauer, ein in einer Wolfenbüttler Handschrift vom Ende des 15. Jahrhunderts aufbewahrtes Gedicht . . . . „ 779 u. 780.

Aus vorstehender Inhaltsangabe einer Lieferung von 10 Bogen ist leicht zu erkennen, welch reichen Schatz der ältern deutschen Literatur das Gödeke'sche Werk bietet. Wir freuen uns desselben, weil wir glauben, daß durch dasselbe gar mancher für ein tieferes Studium der ältern deutschen Literatur und Sprache gewonnen werden wird.

Es bildet ein schätzbares Handbuch für Lehrer an Gymnasien und sogenannten Realschulen, denen die Ertheilung des Unterrichtes in diesem Fache obliegt, wie denn neuerlich im jüngsten Bayerischen Schulplane, die Lektüre altdeutscher Dichtungen an den Gymnasien eingeführt wurde.

In Verbindung mit der Erforschung der Mundarten wird die Verbreitung des Studiums der ältern deutschen Literatur zur allmäligen Umgestaltung unserer Schriftsprache wesentlich beitragen.

Eine zweckmäßige Auswahl aus der ältern deutschen Prosa-Literatur wird wohl auch in nicht zu ferner Zeit nachfolgen.

Grammatik der deutschen Sprache des fünfzehnten bis siebenzehnten Jahrhundert's von Joseph Kehrein. Erster Theil: Laut- und Flexions-Lehre. Leipzig. Verlag von Otto Wigand.

So verdienstlich an und für sich das Unternehmen des Verfassers ist, so können wir doch mit der Art der Ausführung uns nicht befreunden.

Der Verfasser sagt selbst in seiner Vorrede, daß „in dieser Uebergangszeit an eine feste Regel gar nicht gedacht werden kann", daß man „staunt über das Schwanken in der Schreibung desselben Wortes bei demselben Schriftsteller, ja oft in einem und demselben Satze". Er erkennt an, daß die gemeine deutsche Sprache des 16. Jahrhunderts, die in einem sehr großen

Theile Deutschlands als Sprache der Bücher und Kanzleien herrschte, vorzugsweise auf den Mundarten des mittlern und obern Deutschlands ruhte, während im nördlichen Deutschland noch das Niederdeutsche vorscherrschte, und im südlicheren Deutschland, besonders nach Oesterreich, der Schweiz und dem Elsaß hin, andere Mundarten in Geltung waren.

Dennoch häuft derselbe im Buche selbst in wahrhaft abschreckender, fast erdrückender Weise die Beyspiele, besonders über den Gebrauch der Vokale, Diphthonge und Consonanten ohne Sichtung und weitere Gruppirung, blos nach chronologischer Folge. So füllt der Verfasser mit der Laut- und Flexionslehre 18 Druckbogen in gr. 8. an, ohne daß es dabei auch nur zu einem Versuche der Aufstellung oder Ableitung bestimmter Regeln kommt, die doch gewiß jeder in einer „Grammatik" sucht. Es kann hiernach nicht Wunder nehmen, daß der Verfasser seine Grammatik der deutschen Sprache des 15—17. Jahrhunderts auf 3 Bände berechnet, aus denen, wenn die folgenden beiden eben so behandelt sind, wie der vorliegende erste, wohl Niemand sonderlichen Nutzen schöpfen wird.

Doch wollen wir nicht zu vorschnell aburtheilen; vielleicht wollte der Verfasser im ersten oder in den ersten beiden Bänden vorerst die Materialien zur Sichtung und Ordnung unter grammatikalische Gesetze und Folgerungen zusammenstellen, — und diese sodann im dritten Bande nachtragen, und wenn unabsichtlich nicht, so gewährt er vielleicht den Fingerzeigen der Kritik Einfluß auf seine folgende und abschließende Arbeit. D. R.

Dr. Pfeiffer Franz. Beyträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Literatur. — **Nikolaus von Jeroschin.** — Stuttgart 1854.

Das Werk zerfällt in Einleitung — den Text der Auszüge aus Jeroschins Deutsch-Orden-Chronik — und in das Glossar, welches die Hälfte des Bandes füllt. In der Einleitung sucht der Herausgeber vor Allem den Geburtsort des Nikolaus zu ermitteln. Er war Capellan, des sechzehnten Großmeisters des deutschen Ordens in Preußen, des Dietrichs von Altenburg. Er fertigte diese deutsche Bearbeitung der latein. Chronik des Peter von Dusburg aus Auftrag der Hochmeister zwischen 1331 und 1340. Pfeiffer weißt nach, daß des Nikolaus Muttersprache die deutsche gewesen, da er selbst von sich sagt: Er habe sie von Kindesbeinen an gesprochen, obschon Gegend und Geburtsort Jeroschin, Ostpreußen angehören, wo damals durch die festsitzenden Ritter des Ordens das Deutsche heimisch geworden. Nikolaus

brauchte darum nicht selbst deutscher Abstammung zu sein. Im 14. Jahrhundert war die Bildung der Sprache vollendet und ihr Gepräge ein solches, wie es durch die Art der Entstehung ihr nothwendig aufgedrückt werden mußte. Es bildete sich durch Vermischung des Ober- und Niederdeutschen in Ostpreußen, eine dritte, eine Mischsprache, die in ihrem ganzen Wesen und Charakter die auffallendste Aehnlichkeit hat mit der Sprache Mitteldeutschlands." Den ins Einzelne gehenden Nachweis der Uebereinstimmung der ostpreußischen und mitteldeutschen Sprache unterläßt der Herausgeber, als zu weitschichtig; von der ostpreußischen Sprache aber, deren sich Nikolaus bedient, weist er nach, daß sie einen Vorrath an seltenen und neuen Wörtern enthält, im Gegensatze zu anderen Dichtungen des Mittelalters. Oft sagt er, hat die Erklärung der wildfremden Wörter ihre Schwierigkeiten. Er würdigt hierauf das poetische Talent Jeroschins, dessen Wortlaut und Reim ausführlich; charakterisirt endlich den Vokalismus und Consonantismus des Gedichts. Dieß Alles ist mit der gelehrtesten Sach- und Sprachkenntniß geschehen und die Arbeit kann als Muster sprachforschlicher Analytik angesehen werden, gegründet auf die bisherigen Forschungs-Resultate aber mit vollständiger individueller Selbstständigkeit und in motivirter Controverse, wo er mit andern Forschern seiner Ueberzeugung nach nicht übereinstimmen kann. — Der Einleitung folgen die Textauszüge mit Bezifferung der Verse, da der Umfang des Gedichts den Abdruck des Ganzen nicht zuließ. Die Aufzählung und Kritik der Handschriften schließt die Einleitung. — Das alphabetisch geordnete Glossar ist sehr umfangreich, obschon es nur jene Worte und Redensarten aufführt, welche in den abgedrukten Bruchstücken enthalten sind. In diesem Glossare unterläßt es der Glossator absichtlich die Erläuterungen vergleichungsweise auf ältere Etymologien zurückzuführen und verfährt ohne Rücksicht auf alt- und mittelhochdeutsche ꝛc. Wörterbücher, was er für unpraktisch und zeitraubend hält und weil er die beliebte Weise, die Zusammensetzungen unter ein erträumtes oder willkürlich angesetztes Stammwort zu vereinigen für unnöthig hält. Und hier stehen wir an einem Punkt, in welchem wir nicht gänzlich mit dem Verfasser übereinstimmen können. Wir verkennen nicht, daß Etymologisirungen, Wurzelnachweisungen, sprachverwandtschaftliche Vergleichungen oft sehr willkürlich oder zwanghaft geschehen sind, wenn aber Sinn und Laut von Worten und Wurzeln als übereinstimmend, oder auch nur einstweilen als verwandt nachgewiesen werden können, so sind diese Nachweise nicht zu verwerfen und wenn zweifelhaft, einstweilen die eventuellen Ergebnisse zu registiren, denn alle Sprachforschung hat nicht bloß die reelle Aufgabe einzelne Sprachdokumente zu erläutern, sondern in höchster und letzter Instanz die Entstehung und Bildungsgeschichte der

menschlichen Sprache überhaupt so wie die Erkenntniß des Zusammenhangs der Sprachen zu födern, was endlich nur durch die Zusammenführung der Worte, ich möchte sagen auf ideelle einheitliche Wurzeln geschehen kann, in denen sich ursprünglich die Begriffe hörbar, gleichsam krystallisirten. Darum nahmen auch wir keinen Anstand, die äusserste dialektische Form bis in die letzte Sprachwurzelfaser zu verfolgen und den allgemeinen Zusammenhang nachweisend zu versuchen im Nebeneinander der lebenden, — im Nacheinander der geschichtlichen Sprachen. In dem nachstehenden Glossarium sind wir darauf eingegangen, diejenigen Worte des altmitteldeutschen, welche das Pfeifferische Idiotikon enthält, und welche auch in den süddeutschen Dialekten noch erscheinen, zu analysiren mit Himweisung auf gemeinsame Wurzeln und verwandte Bedeutungen. Wir bringen einstweilen den Anfang:

Abe. Eine Reihe von Zeitworten ist mit dieser Vorsetzpartikel componirt und Allen gibt sie den Sinn von nieder, unter, abwärts. Es ist das althochdeutsche af und aba; lat. ab; und erscheint noch selbstständig im Worte Abend; althochd. abant; mittelhochd. aben; angelſ. äfen; in altbayer. und oberbayr. Mundart als aben, abwärtsgehen, verschwinden; es wird aben, d. i. der Schnee geht von den Bergen. Im franz. abandonner; im engl. abandon; span. abandonar; im welschen abandonare. Das griech. $\alpha\beta$ und lat. ab bringen die Negation zum Worte, an dem sie hängen. Die schweizerische Mundart wie die bayer. hat das Zeitwort aben, aaben, mit dem Sinne von: zu Ende gehen; dann in der Zusammensetzung aberhämisch, seltsam und abersinnig, unsinnig ꝛc.

after hinter, treffen wir ausser dem engl. after, nachher, althochd. aftar, nach hinten, falsch, im bayr. und schweiz. Dialekt; im ersten selbstständig als after, Hintergetraid; auch in Nibelungenlied Vers 2341.

al als Sinnesverstärkung hat eben so der altb. Dialekt, z. B. auch im alloa'zl, allz'samm, allweis, alleinzeln, allzusammen, alle Weise. Das Althochd. hat die Zusammensetzung zum allemann, alefanz, alode ꝛc.; das franz. allarm; aus dem ital. all' arme.

ande, schmerzlich, verdrießlich, widerlich. Die altbayr. Mundart hat dieß Wort in diesem Sinne genau anti, antisein, machen. Daher ande die Kränkung; schweizer. antern, äffern, necken. Hier sehen wir wieder eine Praeposition selbstständig als Adjectiv erscheinen; griech. $\alpha\nu\tau\iota$, lat. ante.

anerechten, inpugnatio und vexatio hat wieder der Dialekt; eben so die Worte

anheben, beginnen.

ankomen, an einen.

anlegen, beabsichten.

antragen, anstiften.

antreten, anfangen.

anthun, anlegen, das Gewand anthun ꝛc.

arc, **arg**, böse, schlimm, lautet im altb. iarg; althochd. arar; griech. ἀράω, plagen.

áz, Speise, wird nur mehr im Dialekt und terminologisch gebraucht, z. B. A Kind in d'Atz thoa; in die Kost geben.

bar, ohne, und unbedeckt barhaupt, barfuss, auch in den südlichen Dialekten; althochd. parsint, erscheint wieder eine griech. praep, παρά, als selbstständiges Wort. „bar und ledi" sagt die altb. Mundart.

barn, das Kind hat das mittelhochd. nur mit dem goth. gemeinsam, von der alten Wurzel bar, p r, hervorbringen.

bedusen, betäubt; der altb. Dialekt hat Dusel, Betäubung; dusli, schwindlich; angels. dysig; das franz. doucement; das ital. dùttile, geschmeidig, gehört wohl hieher, so wie das engl. duskish, dämmerig.

begiften, begeben; dotare, erscheint im altb. Dialekt im Worte Mitgift.

behalten für erhalten; altbayr. Dialektsform b'halten

beiten, warten, zögern; kömmt im altbayer. mit dem Sinne entlehnen vor. Beit mar a Geld; leihe mir Geld; althochd. pihan.

belan, belassen. Form des schwäb. Dialekts lan für lassen.

bemeilen, beschmutzen; mal im Sinne von Mackel auch im altbayer.; althochd. mal, Punkt, Fleck; goth. mel. Vielleicht daß malum das Böse durch diesen Sinn zusammenhängt.

benamen, Namen geben; altb. Dialektsform, benamsen.

berouchen, versorgen; altb. Form Ruach, der unersättlich Alles an sich reißt; althochd. ruoh, die Sorge; rouhhan sich bekümmern; hrush, der Racker, der Heher.

besundern, besonders; altbayer. b'sundars.

betevart für Wallfahrt, Betfarth kommt auch im altb. Dialekt vor.

bevan, umfassen, ergreifen; altb. bifang, Ackerbeet; althochd. pifanc, pifangen.

boige, die Beugung diese Umlautung erscheint in der altbayer. Dialektsart des bayr. Waldes: boig di, oda ih brich di.

brutilhan, Brauthenne; dieses Brautgeschenk ist auch in einigen Gegenden Bayerns üblich.

buste, Wüste, Wildniß, merkwürdiger Weise im Niederdeutschen und Ungarischen mit derselben Bedeutung; pusta, pustina, desertum; die Oede.

der, bestimmte Artikel im Altbayer. im selben Gebrauch vor Eigennamen.

dirweru, erwehren; auch altbayer. dawiarn.

disen, niederrauschen, tosen; altb. dusen.

dram, Webe-Einschlag; schweiz. Triem; engl. Thrum.

drozze, Schlund, Kehle; altb. Dross, in selber Bedeutung.

drum, Ende; altb. Trum. Beim Trum nehma.

durft. Nothwendigkeit.

ebene, gerade, ohne Hinderniß. Dees is net uneb'n sagt im selben Sinne der Bayer, d. i. annehmbar; althochd. ëpan.

eise, Schrecken. Es wiad ma oasli und fruasle, sagt der Altbayer hie und da.

Eisz. Eiterbeule. Oas hat die altb. Mundart für Geschwür; ob an das longob. aist, erzürnt zu denken, lasse ich dahin gestellt.

enkel, Fußknochen, Knöchel, hat auch das Bayerische, wohl von althochd. augol, ankul, der Angel, die Bügung, Gelenk.

enzwischen, während des einen Vergangenen und des andern Kommenden inzwischen, aber der Altbayer sagt auch da weil.

ergellen, mit Galle erfüllt; auch der bayer. Dialekt sagt: hab mi schiar dagàllt, erzürnt.

ergremezen, in Wuth und Zorn versetzen. Dieß Wort ist mir in den südlichen Dialekten nicht fremd und schon im Volksmunde in jenem Sinn vorgekommen, ohne daß ich mich einer speziellen Redensart zu erinnern wüßte.

erkommen, erschrecken, erbeben; altbayr. dakemma.

erlaben, erquicken; altbayer. ih hab mi dalabt, erquickt.

erlegen, erliegen machen; altbayer. ih hab'n dalegt.

erschrecknifs, territio, altbayer. Daschrecknuß.

erwagen, begeben, bewegen, altbayer. dawagt, durch Wagniß erwerben; althochd. wakon; mittelhochd. wagen, wagen, unterbrechen.

erwischen, erreichen. Ih hab's dawischt, altbayer.; althochd. wiso.

ewikeit, Ewigkeit, gleiche Form ew'keit im Altbayer.

gâ, mittelhochd. gâhe, schnell; altbayer. gág; althochd. kâhi.

gâch, schnell, umgestüm; altbayer. gág in selber Bedeutung.

gaden, Gemach; altbayer. gad'n Stockwerk, und äußerer Gang um das obere Hausgeschloß; althochd. kadum; gaden, schweiz. die Sennhütte, Stube und Bude.

gahen, eilen, rennen; altbayer. da gágt a dahi, gleich mit jagen.

gam, Scherz, Spott; altbayer. gámi ung'schami, ohne Schaam höhnen; schweiz. gammel, Lust, Kitzel; isländ. Gaman und angels. Gaming, Spiel Ergetzlichkeit; althochd. kamen; mittelhochd. gamen, die Freude.

gebrist, Mangel, defectus; altbayer. preßhaft; althochd. brestuns.

gee, alberner Mensch, auch altbayer. geck; mittelhochd. giege und gek.

gehuze, Frechheit, überm. Hohn, althochd. g'hunze, hunzen.

gekudde, Kampfgespräch; altb. gekuder, lachen bei muthwilligem Streit und Neckerei.

gelde, unfruchtbar; altbayer. galt gehn auch gal geh'n, unbefruchtet; ebenso schweiz. galt, d. h. galz verschnittenes Mutterschwein.

gemelich, spaßhaft, siehe oben gam.

g'merc, Prüfung und Urtheil; altbayer. g'miark, Gedächtniß.

geneisen, verderben; im Altbayer. hat g'neisen, den Sinn von vermuthen, ahnen; vom althochd. niozan, nießen, in die Nase bekommen; schwäb. neisen.

geseze, Niederlassung. Das altbayer. hat sedel, das Anwesen; althochd. sodal, der Sitz, Sedelhof, oder a Seln; Sedelbaur.

getemere, Gehämmer, klopfen, siehe Seite 35 dieser Blätter.

Geweide, Eingeweide; altbayer. Gwoad.

gewuchse, clamor, Klage; altbayer. a G'wechs, ein Gequeckse.

gewurc, Gewirr; altbayer. a Gwiarg, ein Gewürge.

gezarre, Hin- und Herzerren, auch im altbayer a Gezarr; althochd. zarjan, zerren.

grant, heftig; altb. granti und anti, mißlaunig und mißgestimmt. (Grand, grober Kindssand vom angels. grindan, zermalmend?) schweiz. grannen, verdrießlich sein.

grawe, grau; altb. gráb; althochd. krao.

grinen, brummen, knurren; altb. greinen, zanken, aber auch weinen; mittelhochd. grinen; holl. grynen.

grob, rauh, groß, schwer; altb. in derselben Bedeutung.

grus, Grausen, Schrecken; altb. mia gruselt d'Haut, nämlich vor Schrecken.

(Schluß folgt.)

Mundart-Dichtungen und Sprachproben.

Dee eisa Kett'n.

(Sage von der Kirche zu Ganaker bei Landau an der Isar. Mündlich.)

G'foahr'n is amal voa viel, viel Joahr'n a Fuahrmann mit viar stattlinga Ross'n an án schwár'n Güatawag'n zwischen Ganacka [1]) und Landau üba dees grundlos Moos. Es is Hiargst und scho lang Nacht; da Mo hat sched diamal'n [2]) zwischen den schwarzen, z'rißna G'wölkat [3]) aussa g'schiagelt, [4]) dees da Wind dahin trieb'n hat. Af oamal genga zwoa Weg'n ausananda, und af den Oan denkweck [5]) sicht a voa Weit'n a Liachtl ziag'n, wiar in a Latern und schnalzen hört a und Roff' antreib'n mit Hi und Hatt' und Wistaha. [6]) Aha! denkt ar eahm, davoarn foahrt gen á'r a Kamarad, den muaß i ge'n [7]) eihohln, dea foahrt g'wiß an g'naugan [8]) Weg, ebban [9]) an Neua. Und abi lenkt a, denk [5]) dee via Bräunln [10]) aba dee well'n [11]) net und báma [12]) si af, und da weiß Spitzl [13]) springt aba vo da Plagan [14]) und foahrt voa dee Roff h'rum und bált [15]) f' wüathat an. Da wiad da Fuahrmann fuchti, [16]) setzt si af'n Sattlgáll [17]) und treibt mit an Fluach und an Klatsch seine via Bräun'l den linken Weg h'nein; aba net lang foahrt a flüchti dahi, da tret'n dee Gáll so tiaf ein und da Wag'n hutscht [18]) so närrisch hintnach und in án Stäuerl hört a's kicharn und hedeln. [19]) Dees Liacht weicht noh weita denkweck und da Weg und 's Gloas [20]) hört af, und sein Spitzl den sicht ar á nimma, aba heul'n hört a'n af en Schidweg. [21]) Da wiad eahm aba dengast [22]) andarst; d'Roff' dampfa und áchazen und rosseln und schloapfa, [23]) denn bald bis an d'Ar [24]) gengan d'Räda im Grund und iatza steckt da Wag'n und sinkt, — und sinkt bis an d'Deichsel [25]) und d'Langwid und d'Roff' schia bis an Bauch ein. Ea peischt und schreit hi! da oba stampfa si, bald Dees und bald 's Anda wida in d'Höch, dengast tiafa noh sinka f' allz'soamm. Bräundln sand f nimma iatza, weiß sand f' wia Schimmel voa Angstschwoaß und Arbat. [26]) Da wiad da Fuahrma betat: Heiligste Dreifaltikeit! schreit a, wo bin ih hig'rath'n? [27]) Iatza schlagt's z'Gánacka elfe af'n Kiarchthuan. Hilf, heiliga

Leanhardi! [28]) fangt a wieda zon Bet'n an. Ih g'lob' a Kett'n um dei Kircha, dreimal umat um geh'n soll's, so stark wia mei Spiarkett'n. [29]) Da steht a kloan's Männdl voar eahm, wiar a Hüata schaugt's aus, aba sagt nix Dees faßt den vödasten Handgáll am Woaha, [30]) seitab loat 's d'Roff' mit an Schnäckla und aussa geht's in oan Riß af en festen trogaden Erdbod'n und nah in Trabb dahin bis wieda zon Schidweg. Da springt da Spitzl in d'Höch an dee Roff' und dee braus'n an Schrecka vom Herz weck' und stehnt und schnaufa. Vom Männdl is nix mehr z'seg'n g'wen, so viel á de Fuahrma schaugt, er kann sein Retta net danka. Und wida zugsam [31]) dahin geht's und da Mann wischt si 'n Schwoaß vom Hiarn weck und endli gen Landau eini. Net viel hat a g'redt mit en Hausknecht, dear 'n um dee schwitzaten Roff' b'schria'n. [32]) Gsuadat [33]) hat a s', sel nix g'mög't [34]) und si af d'Strá [35]) g'legt. Aba z'fruah andan Tag's sei earsta Gang is in d'Schmitten, won a d'Ketten anfrimmt, [36]) viarzig Klastá lang und dee Gliedá fingadick, so daß en da Schmid anschaugt mit offan Máll [37]) als thát ar an Narrn hörn. Wiar ar abar an Ernst sicht und da Mann sein Geldkatz hinschmeißt [38]) üban Amboß, da vospricht a in Jahr und Tag soll's füarti sei richti und g'recht, daß s a Freud wá. Und schia beckelhaft [39]) hat a si g'arbat, aba füati woarn is s und da Fuahrma hat s' grad am sel'n Tag a Joahr draf mit den sel'n viar Bräuln ausse g'füahrt af Gánacka zon Heilinga Leanhardi seiner Kiarcha, und d'Leut san dag'west 'n Tausat nach von umatum und g'holfa hab'n s' eahm Ketten umiziag'n um Kiarcha und nacha [40]) sand s' eini zon Gottsdeanst und da Hear af da Kanzel dazählt hat dee ganz G'schicht und predingt und g'sagt z'letzt: Was hilft dem Heiling Leanhardi dee Kett'n um sein Kiarcha? Dem Heiling Leanhardi? Nix hilfts eahm; aba ear hat g'holfa af en bittsama [41]) Anruaf; und allen Christgläubinga hilft dee Kett'n, und sagt eahn [42]) und enk wenn's ees [43]) oa sát's: [44]) 's Gebet is dee Kett'n, den um Himmel und Erden und um Alls rum laft und Alls z'sammhalt, und wer net bett, dea hat koan Thál an dera Kett'n, is aussa 'n Himmel und Erden und g'hört dar Höll' an. Amen. Und sida [45]) is d'Kett'n um d'Kircha z'Gánacka, 's kann jeda Mensch anschaug'n.

P.

Erläuterungen.

1. **Ganacker** oder **agger** = Gemeinde-Wald. **Gan** erscheint im Worte **Ganerbe**, Miterben; im Lateinischen **Ganea**, Garküche; griechisch γενος, Geschlecht, Nation. — **agger**, vom althochdeutschen **akran**, Eckern, Eichel, Eiche, Eichicht, Eichwald. Daher **Ganagger**, Gemeinde-Wald, oder Acker.

2. diamaln = bisweilen.
3. G'wölkat = Gewölke.
4. g'schiagelt = geschielt; althochdeutsch: scelaho, schief; altbayerisch schel.
5. denkweck = linksweg. Noch habe ich etym. Anhalte nicht gefunden.
6. Hatt und Wista ha = rechts und links. Ruf zur Lenkung des Gespanns. Alte Form: winsser. Schm. IV. 119. winsserhalb, althochdeutsch winistr, links, verkehrt (winsch).
7. gé, gé'n = vielleicht mit noch und doch? Verstärkungspartikel wie das griech γέ.
8. g'nauga = näher; althochd. genouwe, passen; mittelhochd. genohe, Wurzel nu, davon nieten, nut.
9. ebba = etwa.
10. Bräunl = Braunen, Pferde, (diminutiv) Rosse, althochd. hros, das laufende Thier. Sollte das griech. Ῥῶρις, die Stärke von ῥώομαι zu diesem Wurzelstamm gehören? engl. horse.
11. well'n = wollen, althochd. wellan.
12. báma = bäumen.
13. Spitzl = Spitzhund, wohl wegen des spitzigen Mauls.
14. Plagan = Plagge, Placke. (Plane, Decke. S. Schnitthenner. S. 358.) franz. le plan.
15. bállt = bellt, mittelhochd. bellen.
16. fuchti = zornig, erboßt, von der alten Wurzel vu, roth, glühend vor Zorn, der vuhs, das feuerrothe Thier.
17. Gáll = Gaul, Pferd; althochd. Gul; urgul, der Eber, also Gáll = Hengst.
18. hutscht = schwankt.
19. kicharn und hedeln = kichern und lacha; hedeln, vielleicht von hader der leichte Streitscherz, schadenfrohes Lachen; althochd. hadu; altnordd. hödr?
20. Gloas = Geleise von Leist; angels. laestan.
21. Schidweg = Scheideweg.
22. dengat = dennoch.
23. dampfa, áchazen, roffeln und schloapfa = dampfen, ächzen, röcheln und schleifen. Der Dialekt hat für ächzen auch queren — röcheln althochd. riozan; — slipan, schleppen.
24 Ax' = Achse; althochd. ahsa, Stange; lat. axis.
25. Deichsel, althochd. dihsala.

26. Arbat = Arbeit, althochd. arabeit.
27. hi'g'rath'n = hingerathen.
28. Leanhardi = Leonhard.
29. Spiarkett'n = Sperrkette.
30. Woaja = Weiser, Leitzaum vom althochd. wihan, weihen aber auch widmen, Wegzeigen, weisen.
31. zugsam = allmählig.
32. b'schrian = beschrien, beredet.
33. g'fuadat = gefüttert; althochd. vuotar, Nahrung.
34. g'mögt = mögen, gemocht.
35. Strá = Streu; angels. streovjan. Wurzel strà, sansk. stri, streuen, werfen.
36. aufrimmt = bestellt, althochd. frimman; lat. firmare, befestigen, fest-bestellen.
37. Máll = Maul, althochd. mul.
38. schmeissen = werfen; althochd. smizan; goth. smeihan.
39. beckelhaft = kränklich, schadhaft, preßhaft. Soll es von pohhan, stossen, schlagen kommen? Sollte das lat. peccare sündigen, das engl. back' (Rücken, Hintertheil) von derselben Wurzel sprossen? Das Griech. hat βήξ der Husten. Man muß oft weit ausholen im ganzen arischen Sprachschatz, um ein Resultat zu erlangen, das wenigst auf die Spur führt. Als Curiosum führe ich an, daß die lappländische Mythologie einen Gott des Bösen: Pekel, hat.
40. nacha = nachher.
41. bittsam = bittend.
42. eahn = ihnen.
43. ees = ihr — enk — euch
44. sát's = seit's, Dualform.
45. sida = seither.

Nachwort. Diese Erzählung ist aus Niederbayern der Hauptsache nach mitgetheilt worden, wo sie aus dem Volksmunde aufgeschrieben wurde. Sie wurde in vorstehender Weise stylistisch überarbeitet und etymologisch glossirt. Hauptsächlich wurden jene Worte in's Auge gefaßt, welche der Mundart speziell eigen, oder Spuren der alten Form tragen. Diese wie jene wurden, so weit möglich, wurzelhaft nachgewiesen, mit Herbeiziehung der dem Deutschen näher oder ferner verwandten Idiome, der lebenden, wie der todten. Wie die Dialekte einer Sprache

— so sind diejenigen Sprachen, welche einer Mutter entstammen, unter sich zu vergleichen in ihrem Nach- und Nebeneinander, und eine Zweigsspitze, die erst jung ausgetrieben, kann bis zu einer Wurzelfaser hinableiten am großen Sprachbaume der Menschheit; denn neben der formellen Erkenntniß handelt es sich um das geistige Verständniß und um den Prozeß des Werdens. Wer einmal Interesse an solchen Forschungen der Art gewonnen, und durch einige Uebungen Takt und Geschick, ich möchte sagen Instinkt hiefür erworben, wird leichter in eine große Liebhaberei hineingerathen, als ermüden. D. R.

'S Gretel unta da Stauan.

(Kindermärl aus dem Volksmunde. Altbayerisch.)

'S Bleamerl steht dockelnett
Graubbat und traubbat;
Draussen im Gartenbett,
Untan grean Laubat.

'S Bleamerl hoaßt's Greterl bláb,
Unta da Stauan;
Zupf sei net 's Greterl ab,
Es thát di dauan.

'S is g'west a kloane Dian,
Eh' s' woarn a Bloama;
Hat eahm sei Muata g'schrian:
Greterl, geh hoama!

Hat si 's g'hört oda net,
S' is halt net kumma;
Z'moargat's net, z'abats net,
Nimma im Summa.

'S hat nach en Hánserl b'langt,
G'spilt hab'n s' Vostecka;
Aba den Hánserl g'fangt,
Da Wolf hat wecka.

Hat si da Hiargst eig'stellt,
'S Greterl paßt hinta'n
Stäuerl weit draus im Feld,
Schneib'n thuat's und wintan.

'S is untan Schnee dasroan,
'S Deanderl vokemma;
Aba wia's aban wearn,
Thuat ma vonehma:

Unta da Stauan wiad,
Drauß a neus Pflánzerl;
Dees mit en Auswiarts blüaht,
Im Blättlkránzerl.

'S san mit dee schwarzen Stern,
Greterls bláb Aeugerl;
Dee untan Laubat gern,
Stecka wia d'Veigerl.

Aba wan d'Muata schreit,
Deanderl laft's hoama;
Deanderl soll'n wer'n Leut,
Bloama san Bloama.

P.

Bleamerl, Bloama = Blumen, Blümchen.
Dockerl, Docke = Puppe; althochdeutsch: tocha und doccka.
nett = niedlich, zierlich; französisch: net; lateinisch: nitidus.
graubbat und traubbat = graupig und traubig. S. Graupe, rundgeriebenes Korn; althochd.: kiroupan, traubig von althochd. trupo, die Traube.
grean = grün.
Laubat = Laub, Laubicht; althochd.: loup v. liuwen, herabhangen.
Stauan = Staude; althochd.: studa v. stouwon, stehen.
thát = thäte; althochd.: tuon, thun.
dauan = dauern, Mitleid haben; mittelhochd.: tiuren mit dem Sinne von fortbestehen und Mitleid erregen.
g'schrian = geschrien; althochd.: scrian, schreien, rufen.
hoama = heim; althochd.: heima, die Heimath.
z'moargat's = zu Morgens; althochd.: morkan.
z'abat's = zu Abends; althochd.: abant; mittelhochd.: aben, abnehmen. Dieß aben kömmt noch wörtlich im selben Sinn in der oberbayrischen Mundart vor, in der Redensart aaba wern (werden), wenn der Schnee von den Bergen geht. Es ist das zum Zeitworte gemachte ab. Aber auch in anderen Idiomen erscheint es, als franz.: abandonner, aufgeben; engl.: abandon, preisgeben; ital.: abbandonnare verlassen; spanisch: abandonar, aufgeben; lat.: abeo, weggehen.
b'langt = verlangt, sich gesehnt.
Hiargst = Herbst; althochd.: herpist.
schneib'n = schneien; althochd.: sneo, der Schnee; gen.: snéwes; goth.: snaivs, der Schnee.
dafroan = erfroren; althochd.: vriusan.
vokemma = verkommen; goth.: fraquiman, verschwinden.
woarn = geworden; althochd.: wërdan; goth.: wairdan.
Blättl = Blättchen; althochd.: plát, das Blatt.
blàb = blau; althochd.: plao.
aban = schneefrei, siehe Oben.
Auswiarts = Auswärts, Frühling.

D. R.

Der Michelsberg bei Hersbruck.

(Vom Webermeister Wörner in Hersbruck.)

(Fränkisch-Oberpfälzische Mundart.)

Der Berg, der an Hersbruck droh liegt,
Der häßt der Michelsberg;
Er is wul gega andra 'rum,
Ja ner a kläna Zwerg.

Doch wemma näf spazieren göiht,
Und nimmt se schöi da Zeit;
Su trifft ma drob'n a Asicht oh,
Döi än von Herzen freut.

Viel schöina Dörfer ko ma söing,
Und dös gout Hopfaland;
An Wiesengrund, su gibt's net viel,
Dös is ja g'noug bekannt.

Dou sieht ma 28 Berg,
I konn's net alla nenna;
Drumm nenn' i halt die gröißten ner,
Und döi i su thou kenna.

Bam Moriz und bam Nunnaberg,
Dau will i fanga oh;
Der Vugelherd und Klousterberg,
Döi sen net weit davoh.

Und hinter dee zwa Bergen drinn,
Liegt Klousta Engelthal;
Ob dorten ober Engel sen,
Dös wär a b'sundrer Fal.

Doch wos än weita nu ergötzt,
Und än ganz in Erstauna setzt;
Dös schau a Jeder selber oh,
Weil i net Alles sog'n koh.

Wenn Aner nu wos wissen möcht',
Su von der Gegend gern;
Der froug den Moh, der drob'n wohnt,
Der sagt's ihm herzli gern.

Und su mal' i den Michelsberg,
Su gout her, als i koh,
Und sog' dös ner zur guten Letzt,
Mer trifft' en nergends oh.

Bemerkungen.

(Eingesandt.)

häßt = heißt. Der a-Laut klingt viel heller als in haßt, von hassen, und ist gleich dem altbayerischen á, auch.

wul = wol.

göit = geht. Das öi ist ein Dreilaut, der uns am richtigsten bezeichnet scheint als Umlaut des Doppellautes a͡o, also eigentlich gä͡öt.

Asicht (mit verschlungenem n) = Ansicht.

schöi = schön.

döi = die.

su = so.

an = einen. Der Laut von a, gleich wie in haßt, daher eigentlich án.

söing = sehen. Wir würden wie oben bei göit lieber schreiben: sä͡öng.

dös = das.

gout = gut.

An (Wiesengrund ꝛc.) bedeutet hier auch: einen, doch ist hier die Aussprache des a eine viel tiefere, gleich dem auslautenden a, in: gega, andra ꝛc.

guoug = genug.

dou und dau = da. Wir würden dafür vorschlagen dao. Denn weder dau noch dou bezeichnet den Laut richtig, der von jenem in „gnoug" und dem nächstfolgenden „thou" sehr verschieden ist.

Bam = bei'm. Wir würden schreiben bám.

Bugelheerd = Vogelheerd.

Klousterberg = Klosterberg. Eigentlich wäre zu schreiben: Kloustaberg, wie es vorher heißt: Hopfaland und später Klousta.

sen = sind.

wos = was.

sog'n = sagen.

froug = frag.

Döi Schozgrobar aff'm Michelsberg.

(Vom Webermeister Wörner in Hersbruck.)

Es wird su zwanzig Jauer sei,
Su hob' i höirn sogn,
Dau haut si aff'm Michelsberg
Wos pudelnärr'sch zoutrog'n.

A Schoz is töif im Haus vagrob'n,
Su mant ma langa Zeit;
Denn öfter läßt sie höirn wos,
Dös hout ka Richtikeit.

Doch ober wöi ma'n kröing thout,
Dös is ká Klanikeit,
Dou mouß ma hob'n sieb'n Moh,
Und dös recht g'scheida Leut'.

Sieb'n g'scheide Männer haut ma a,
Su nauch und nauch 'zamm bracht,
Und öiz söll's über's B'schwören göi,
Dö's wour um Mittanacht.

Der Ploz, der wou am besten paßt,
Dös is döi unta Stum;
Dau machen's halt an graußen Kras,
Drim stöh'na s' alla 'rum.

Af amal fangt der G'scheidst davoh,
Den Geist z'citiren oh,
Dös dauert su a halba Stund',
Er machts, su gout er's koh.

Af amal flöing döi Fensta nei,
Weil döi Kanona kracht;
„När zou! dö's is a Blendwerk när,
Dö's uns der Teufel macht."

Doch endli, wöi der Wind nei bläst,
Dau sög'n s' öierst ei,
Daß dös ka Bendwerk g'wösen is,
Es mouß wos anders sei.

Natürli is wos anders g'wöst,
In Leuzaberg ha̅ut's brennt,

Und weil ma da̅u ha̅ut schöiß'n mö̅in,
Drum nimmt's a komisch End'.

Bemerkungen.

(Eingesandt.)

Schozgrobar (eigentl. Schotzgroba) = Schatzgräber.
aff'm = auf dem; besser a̅f'm.
höirn = hören. Wir würden dafür schreiben hä͡örn, oberpfälzisch he͡ian.
Dou hout = da hat. Eigentlich dao haot.
zoutrog'n = zugetragen.
töif = tief. Wir würden schreiben töüf.
wöi = wie. Wir würden schreiben wöü.
sa = seine; eigentlich sán, wobei jedoch in der Aussprache das n mit dem á verschlungen, daher wohl besser sá. — Das Zeichen ¯ als Apostroph für n.
kröig'n = kriegen, bekommen. Nach unserer Schreibart kröüg'n.
ká = keine.
Klanikeit = Kleinigkeit; besser Kla͡nikeit.
mouß = muß.
Moh = Männer. Wir würden schreiben Ma͡n.
a, eigentlich á = auch.
nauch = nach. Entsprechender dem Laute ist ao.
zam = zusammen.
öiz = jetzt.
göi = gehen. Nach unserer Schreibart gäön.
wour = war. Die Schreibart wour ist offenbar unrichtig; der Laut ist das dunkle, tiefe a, und ganz verschieden von dem Laut in wao, besser wao, wo.
Unta Stum = untere Stube.
graußen (besser graoßen) = großen.
Kras = Kreis. Eigentlich Krás.
stöhna s' = stehen sie.
oh, besser à = an.
flöing = fliegen.
Nör zou = Nur zu.
sög'n s' = sehen sie.
öierst = erst.
schöiß'n = schießen.
möin = müssen; öi ist Umlaut von ou, mouß = muß, daher besser möün.

Volkslieder in Würzburger Mundart

von Julius Ruttor.

Du Heimathlaut, du Volkeswort,
Willkommen, lieblicher Akkord!

1.

Wenn mei Nettel hi zu'n Brunna
Obets mit der Stitza geat,
Steh i dort an Eck scho Schildwach,
Lieb' mer aus en Herza weaht.

Hinter'n Eck steh' i verborga,
Und i horch, en feine Tritt
Her' i jetzt, des muaß mei Schatz sei,
Ja, ja, ja, soa laut ihr Schritt.

Ja, sie is, i ha's derratha,
Und sie hengt si an mein Arm;
Schatz, i ha der viel ze saga,
Guck, es schlegt mei Herz so warm.

Und verliebt mei Nettel blinzelt,
Helt mer gleich ihr Maile hi,
Liaber Schatz, i muß di kissa,
Und zwä Schätz die kissa si.

2.

Du bist es schensta Mädla,
Das kenn' in der Stadt.
I wäß nirgets a aners,
Das scheuri Aigli hat.

Mei Schatz, dei hella Aigli,
Die ham mei Herz verwundt;
Kumm, Schätzla, laß die kissa,
Und mach mi wider g'sund.

3.

Die Werzborger Mädli,
Sen schelmisch und loas,
Sie halte uns Verschli
Zum Narre oft bloas.

Sie gucke soa zärtli
Und blinzle dabei; —
Ihr Verschli, ihr Verschli,
Des is Schelmerei.

Ihr Werzborger Mädli,
Leagt ab eiern Sparrn,
Sunst halte mir Verschli
Eich gleichfalls zun Narrn.

4.

Blauer Montag werd heit g'feiert,
Bin a lust'ger Schostersg'sell;
Ruhig soll heit lieg der Pfrieme
Und es Pech an seiner Stell.

Was von Sunnta überbliebe,
Werd versuffa heit en Tag,
Wenn kee Heller mehr in Sack steckt,
Erst i wieder arbeit mag.

Obets nehm' i lusti singend
Zu mein Schätzla hi mein Weg,
Und doa bin i iberglickli,
Bei ihr sitz i nit in Pech.

5.

So viel Schritt i heit scho g'macht ha,
Dorch die ganze große Stadt;
So viel Fenster an die Heiser
Heit mei Aug' scho g'sehna hat:

So viel mal mecht i di kissa,
O liebs Mädla, theirer Schatz!
Nannela, i muaß der saga,
Gar ze siaß is jeder Schmatz.

6.

Neben Mer dort steaht a Haus,
Drin guckt a blonds Mädla raus;
Und es Mädla guckt mir nach,
Merke thu is alle Tag.

Und es Mädla hab' i gern,
Denk an's, wenn i a bin fern,
Und wenn dort verbei i geh,
Freit mi's, wenn i's Mädla seh.

7.

Mei Schatz der is gewanert
Fort nei die weite Welt;
I bin allee, verlasse,
Gar nix mehr jetzt mir g'fellt.

Mei Schatz hat mir a Ringla
No an mein Finger g'steckt,
An Ringla is a Steela,
Des hat mir Troast derweckt.

So oft i denka thua
An mein Schatz in der Fern,
So oft guck i auf's Steela,
Und guck doa drauf soa gern.

So lang es Steela hell bleit,
So is mei Schatz mir trei;
Wenn's Steela tria olaufet,
Wer's mit der Liab verbei.

8.

Af en Berg dort bin in ganga,
Ha dort nei' die Fern geguckt,
Nei die Gegend, wu mei Schatz is,
Hat mei Aug si nieder g'druckt.

Wie a Weil i hi gegnckt ha,
Is mir ruhi worn mei Herz;
Lusti hett' i singe mega,
Denn verbei war all mei Schmerz.

Erläuterungen.

Stitza, Stütze, Kanne; althochdeutsch: **studa**, von **studan**, stehen. — **Rettel**, Margaretha. — **loas**, loose. — **Sparr'n**, althochd.: **sparron**, der Querbalken. — **Nannela**, Nanettchen. — **Schmatz**, lauter Kuß. — **Steela**, Steinchen. — **tria**, trüb. — **nei**, in.

Gedichte in altbayerischer Mundart.

Gronawitt und Schlegablüah.

Unta viele Bám und Stauan,
Dee hab'n blüahat im Paradeis;
Is aa g'west da Gronawitta
Und dees kloane Schlegareis

Wia da Adam und sei Eva
Sie hab'n g'flücht herab af d'Erd;
Vorm Gott Vata sein Befelch,
Und vorm Engel sein Feuaschwert,

Hat an Engel als Wegweisa
Nach da Erd'n niedag'loat
Unsan Adam, — mit da Eva,
Geht still tröstat hi da Zwoat.

Und beim Schoaden voll Dabarmnuß,
Gibt a Sträußl Gronawitt
Dea dem Adam und da Eva,
Schlegablüah da Anda mit.

Dee in eahnra Angstbetrüabnuß,
G'numma hab'n s' und sand habaus,
Und voloarn aa hab'n si s' wida
Voa da Himmelspforten draus.

Ueban Adam, üba d'Eva,
Is bald kumma Elend g'nua;
Bis si endli, gráb und g'faltrat,
G'schmacht hab'n nach da ewing Ruah

Aba wia noh d'Ahndeln Alle,
Mit dee Enkelkinda gern
Hab'n s' á selba kindisch tändelt,
Und dazählt dabei vom Herrn.

Damal an an Auswiarts-Abend,
Dusti und voll Sunnaschein;
Stell'n zwoa kloane Enkelkinda
Si bei dee Uahráhndel ein.

Und a Gronawittasträußerl,
Hat dees Büaberl in dee Händ;
Und a blüahat's Schlegareiserl
'S Deanderl hin und wieda wendt.

'S Büaberl beißt a blauschwarz Biarl,
Aba macht a hántis G'sicht,
'S Deanderl halt dee Blüah an's Násel,
Af en süaßen Duft vopicht.

Unsa Adam und sei Eva
Thuan si simat in dee Aug'n,
An dees Paradiesleb'n denka s',
Nah af d'Kinda láchlat schaug'n.

Und da Adam setzt dees Büaberl
Streichlat zwischen seine Knia;
Und dee Eva ziagt zon Herzen,
'S Deanderl mit da Schlegablüah.

„Gronawitt und Schlegasträußel,
Hab'n uns à dee Engel geb'n;
D'Enkelkinda bringa s' wieda,
Jatz am End vom Erdenleb'n."

Sagt da Adam: „Jatz begreifa
Thuar ih erst den tiefen Sinn
Durch dees Leben af da Erden,
Dear im Engelg'schenk is drin."

„Z'erst im Auswiarts blüaha d'Schlega,
Dusti — silbaweiß wia Schnee;
Abar eahna Frucht wiard hánti
Wia da Erden ihra Weh."

„Doch im Hiargst, wann s' blab und g'faltrat
Is vom Reif und Nebel worn;
Mögn s' dee Kinder und dee Vögerl
Naschat brocka vo dee Dorn."

„Schau, mei Deanderl, sagt dee Eva,
Ganz so ist mein Leben g'west:
So á vo mein G'schlecht geht's Allen,
Anfang is und End des Best."

„Büaberl, sagt da Adam wida,
Zoag dei Gronawitt mal hear;
Allweil grean san seine Nadeln,
Und a jahrlang schiar sei Bear.

„Erst wan s' schwarz san worn und bitta,
Kriag'n s' im Mál an guaten G'schmach,
Beim Vobrenna rüacha s' liabli,
Wann s' wern g'wüarzi nach und nach."

„Schau mei Büaberl sagt da Ahndl,
So wiard á dei Leben sein;
Allweil grea und volla Hoffnung,
Dee voll lauta Nadeln sein.

„Thuat nix! — wann nua deine Werk' á
Und dees Angedenka dran;
Wia dee Gronawitta-Biarl,
Wann glei hanti, g'wüarzi san."

„Freili iatz net — abar endli
Weard's mi ebba scho vosteh'n;
Und was d'Stäuerl zu bedeuten,
Wia mia iatz beim Rübageh'n."

„Hat's á selba doh so ganga,
Mia, da Muatta Eva mit,
Bis ees Kinda habts afg'funden,
Schlegablüah und Gronawitt."

Thuat's den Abend net vogessen,
Miarkt's dazua dees Märl recht;
Und dazählt ses weita — weita,
Soll's dazähl'n fuart G'schlecht süa G'schlecht."

Und iatz wiard da Adam glänzat,
Druckt dee Eva an sei Herz;
Und sei Stimm wiard jung und mächti,
Und sei G'schaug geht himmelwärts.

„Dana wiard vom Adam stamma,
Und dea tragt zon Erdenlohn
Füa sei Himmelwerk und Botschaft,
Mal a Schlegadornenkron."

Und eh daß a d'Seel aushauchat,
Geht zon Himmelsvata z'ruck,
Kriagt a als dees vanzi Labsal,
Noh vom bittan Saft an Schluck."

Schlegadorn und Gronnawitta
Unsa doppelts Lebensbild,
Liablitäuschat, hiarb und bitta,
Nehma z'ruck in's Himmelsg'fild."

Weil s' so red'n, da hat si g'sammelt
Um dees gräbe Ahndelpaar;
Manna, Weiba, Greis und Kinda,
Weit im Kroas a liachte Schaar.

In dee Händ dee kloana Sträußl,
Gronawitt und Schlegablüath;
Unsa Adam und sei Eva,
Rübag'schlafa san so müad.

D'Kinda und dee Enkel bleiben,
Betat knia um sie her;
Und dee Sunn, a goldne Scheiben,
Niedasinkt ins leuchtat Meer.

P.

Mei Nachbaschaft.

„Hast nindarst denn sunsten
Koa Stübel net kriagt?
Wia möcht i denn hausen
Wo ma 'n Freudhof sched siagt?"

Wo alle Stund' 's Glöckel
So wehleidi klingt,
Und wo ma vobei lauta
Todte sched bringt?"

'S macht G'wohnat und nacha
Mei ganz oagna Sinn,
Daß i nindarst so hoata
Und g'müathli g'wen bin.

Schau, sunsten im Sarga
Im Load und im Schmerz
Hab i weit af en Freudhof
Trag'n müaßen mei Herz.

Da ghabt mit dee Todten
Hab i allahand G'soad,
Und hab mi betrachtli
Daholt vo mein Load.

Doh hat net lang dauat
Mei Herzz'friedenheit,
Hab oft kemma müaßen,
Und dees kost viel Zeit.

Doh sicha, daß i iatz
Beim-Freudhof logia,
Wo da Hoatakeit laßt's mi,
Schau nimma — goa nia.

Bringa s' Leutel, goa junge,
Und Kinderl so zart,
So denk i, eahn's gunnat:
'S is viel enk daspart.

Kemma Arme und Alte,
Dee glitten grad g'nua,
So gronn i: Gelt's endla
Habt's dengast an Ruah.

Wiad a Groß a, a Reicha,
Wobei gfüahrt diamal,
So denk a ma schmutzlat:
Da hast iatz dein Thal.

Dees Glöckel, dees klagat,
Dees hab i recht gern,
Miar is 's, als wann's sagat:
'S wiard Alles recht wern.

Und weil i dees woaß,
Is ma's Leb'n doppelt liab;
Und i leb's und bi g'rühri,
Bis ih ár amal stiab.

Mei Herz dees bleibt woach,
Und mei Sinn dea bleibt frisch;
Ja füa mi is da Freudhof,
Was 's Wassa füa'n Fisch.

Und läut amal 's Glöckel
A endla füa mi;
Koa Wag'n darf mi schütteln,
Hab net weit dahi.

Und i wünsch sched dees Oane,
Daß i weita net z'viel
In's Himmelreich hab
An dees ewige Ziel.

P.

Altboarische Schnadahüpfl.

1.

Voarn' Red'n thuat ma räuspan,
Und huasten a wenk;
Und hebt nacha an,
Wann oan d'Zunga is g'lenk.

2.

Da happert's, dea fabelt,
So sagt ma von Oan;
Dem a Muck in Hirn grabelt,
Und kann 's net vothoan.

3.

Oft gruselt Oan d'Haut,
Goa so eisriefelkalt;
Und i denk, üba's Grab dia
Da Tod laft grad halt.

4.

Wannst gehst in an Wald,
Und es niaßt Oans ung'seg'n;
Denk an dee arma Sel'n,
Und: Helfgott! sag dageg'n.

5.

A Hund, dea 'n Schwoaf eiziagt,
Dear is vodàchti;
Und an Hängoahraten,
Weich' aus weit màchti.

6.

Wer übatüba is,
Dar is ob'n aus;
Schmeißt diar a Kaiserthum,
Ueba a Haus.

7.

Voraka koan Roan,
Und verruck koan Markstoan;
Was á g'winnst, schau deßweg'n,
Bringt's da dengast koan Seg'n.

8.

Wea koa Eikumma hat,
Hat sei Auskumma net;
Denn 's Auskumma b'streit ma,
Vom Eikumma sched.

9.

Da Schinta am Hag'n,
Vorm boarischen Wald;
Hat Deandla so schön,
Wia ma s' z'Münicha malt.

10.

Dee ganz Welt is iatz boarisch,
Da Himmel is blob;
Schneeweiß sand dee Berg,
Und da Wind wáht schö grob.

11.

'S tragt's Münicha Maandl,
A schwoarz Pfaffag'wándl;
Und ziagt ma eahm 's aus,
Wiad a — was denn gé draus?

12.

D'Obapfoaz is nit schöina,
Ols wann ma s' niat siat;
Mou ma higeih'n in Winta,
Wann da Schnei drüba liat.

13.

Dein schmiarglatan Schmálzla,
Ui, schuib's Gläsel ei,
Den mag eih koa Pfálzla,
Müat a Böihmwáldla sei.

Hängoahrat, duckmausat,
San d'Pfálzla, dabost;
Wael á in da Finstanuß
Wachst eahna Kost.

14.

I hab dia's ja g'sagt,
Daß i 's Gámsel heunt kriag';
Und drum macht mi dei Gspoppat,
Halt á noh net schiag.

15.

Bei da Sunna is 's richti,
Daß s' abends hoamgeht;
Beim Buam, dear's vosprocha,
Doh halt dengasta net.

16.

„D'Sunn will si vostecka,
Und tracht schon in's Bett;
Aba gern laßt si wecka
Mei Schätzerl, i wett."

„„Und kimmst á zon Fensta,
Moanst, i lass' di h'nein?
I füarcht koane G'spensta,
Doh da Sunn ihran Schein.""

17.

Du glaubst net, wia hoakla,
Daß d'Leut iatza wern;
Sie volaugna á dees sel,
Was dámisch hab'n gern.

18.

A kloans bissel sterb'n,
Und a wengel eischoarn;
Und du bist vogessen,
Als wást goa nia woarn.

19.

A Kopf is a Kopf,
Und a G'sicht is a G'sicht;
Doch schaug i di an,
Woaß it net, wia ma g'schicht.

Vom Anschaug'n kám's Anthoan,
Hab'n s' g'sagt übarecks;
Und i glaub, daß mei Schätzerl
Lejbhafti a Her.

20.

Da Schlingel is net blind, net thoarat,
Duckmausat is a und henkoahrat,
Dees miarkst ja doh, is ja rothhoarat.

21.

Wann a Henn amal kráht,
Nacha sand Hahna stát;
Denn a kráhrata Henn,
Hat im Schnabel Wolfzähn.

Wann s' d'Bäurin höart krah'n,
Thuat s' en Krag'n iahr umdráhn;
Denn es kráht, geht dee Red,
Ja da Fánkerl draus scheed.

Und möcht 's ees iatz glaub'n,
So a Henn is a Her;
Und wo s' in an Haus is,
Geht All's übarecks.

22.

'S is a Spruch, an naralta,
Daß Berg und daß Thal;
Wann s' á g'naugat beinanda,
Z'sammkemma niamal.

Doh schaug, von all'n Enden,
Oft weit enderisch;
Und goa wundabarli,
Is dee Leut eahna G'misch.

Dee finden si z'samma;
Da schaug'n si an sched,
Und hab'n si vostanden,
Ohne Wink, ohne Red.

23.

Im Grund a da Leiten,
Da steht a neu's Haus,
Es funkazt von Weiten
Untan Biarnbáman h'raus.

Und d'Felda drum uma,
Und Hölza und d'Huat;
Und d'Wiesmat am Báchel,
'S g'höat Alles zon Guat.

Dearst i mia Dans wünschen,
So wá's dee Danöd;
Doh 'n Michel sei Wei net,
Den Hof möcht' i sched.

A Selche, wia dee is,
Dem Sedlmoar dee Sein;
Dee triab sel den Pabst,
Zon Gottseibeiuns h'nein.

24.

A neue Dafindung,
An Pfluag oda Eg'n,
Dee thuat enk a Baua,
Halt goa net gern seg'n.

Es is eahm net handsam
Und paßt net zon Kram;
Du Schelm, a neu's Wei
Gelt, dees war scho handsam.

25.

'S gibt allahand G'schick,
Oft geht Alles vodráht;
Aba wart nuar a bissel,
Und halt die schö stát.

Und fluach net, und stampf net,
Schlag net mit dee Händ,
Denn af oamal hat wieda,
Dees Blätel si g'wendt.

Und Alles kimmt wieda
In Ordnung und Gang;
Und dakennt hast dei Freund
Und ár eahnan Ohang.

Wia Tag und wia Nacht,
Oft wechseln af Eard;
Sodl Unglück und Glück,
Und dasell is sei Wearth.

26.

Da Franzl vo Riad,
Is a hoalosa Mann;
Dea hat ma 's dee ersten,
Drei Tag schon anthan.

Und was i net glaubt hab,
Dees muaß i ge wern;
Was halbweg sie ähndelt,
Dees g'sellt si á gern.

Doh daß ear a Schelm,
Desell is a falsch G'rüchț;
Ear is grad so braf,
Als roth is sei G'sicht.

Und wann a is dámisch,
Is ear, was i bin;
Und wenn ma uns streit'n,
Hab'n ma dengast oan Sinn.

27.

Wann da Sturm is vobei,
Scheint bald d'Sunn in da Höh;
Is da Himmel á hoata,
Schwankt fuart noh da See.

Nach an großen Vodruß
Nachwallt a dees G'müath;
Erst wann sa si g'setzt hat,
Glanzt 's wieda von Güat.

28.

Schaug, schwár z'untascheid'n,
Ja dees ist fast schiach;
Is a Mensch, wann a wild,
Von an reissaten Viach.

P.

Polyglotten.

1.

Das Spinnlein von Hebel.

(Allemannisch.)

Nei, lueget doch das Spinnli a,
Wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mer's, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
I wott net, assi's z'hasple hätt.

(Altbayerisch.)

Mei, schaug' amal dees Spinnerl an
Wia's feini Fädln dräh'n kann!
Moanst, Göth', du kännst's á so bald?
Du laßt es, denk ih, bleib'n halt.
Es macht's so wunzi und so g'schmag'n,
I möcht's net af en Haspel trag'n.

Wo hets die fini Riste g'no,
By welem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme's wüßt, wol mengi Frau,
Si wär so g'scheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
Und d'Ermli streift, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
Es spinnt e Bruck an's Nochbers Hus,
Es baut e Landstroß in der Luft,
Morn haugt si scho voll Morgeduft,
Es baut e Fußweg nebe dra,
'S isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potztausig, im Gallopp und Trab! —
Jetz goht's ringum, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch.
Jetz schießt es zarte Fäden i,
Wird's öbbe solln g'wobe si?

Es isch verstuunt, es haltet still,
Es weiß nit recht, wo's ane will;
'S goht weger z'ruck, ih sieh's em a;
'S muß näumis rechts vogessa ha.
Zwor denkt es, sell pressirt io nit,
I halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt und hat kei Rast
So glüchlich, me verluegt si fast,
Und 's Pfarrers Christoph het noh g'seit,
'S seig iede Fade zeme g'leit;
Es mueß ein guti Augi ha,
Wers zehlen und erchenne cha.

Wo's ebba 's Hoar hat gnumma hea?
Der's so fei g'hächelt, ebba wea?
Ja, wann ma's wüßt, es wá so g'scheit
Und holat si's iads Weibalent.
Jatz schaug nua, wia's sei Fuaßeln setzt,
Und d'Armel dráht und d'Fingerl netzt.

Es ziagt an langa Faden aus,
Es spinnt a Bruck an Nachbars Haus.
A Sträßl baut's in d'Luft grad hui,
Z'früah moargats wiad's thauglanzat sei.
An Gangsteig baut's eahm nebendran,
Noh, daß 's halt enda durche kann.

Es spinnt, thuat renna af und ab,
Ui tauset, in Karerr und Trab.
Jatz laft's drumrum, was gihst, was hast,
Und schau, a Mäscherl füarti hat's;
Jatz schiaßt noh seini Fädeln drei,
Dees soll g'wiß ebba g'webat sei?

Es ist vostaunt, es halt si still
Und woaß net recht, wos 's ane will;
'S geht wida z'ruck, und schaug', i wett,
Daß ebbas rechts vogessen hätt'.
Noh, denkt's eahm, 's is grad net pressant,
I halt mi af net voa da Hand.

Und wida webat's, 's hat koa Rast,
So gleichsei, du vogaffst di fast,
Dem Meßna sagt's sei Christel nach:
'S wá jedes Faderl tausetfach.
Zon seg'n und nachezählen, Bua,
Da g'höarn diar aba Aug'n dazua.

Jez putzt es sine Händli ab,
Es stoht und haut der Faden ab;
Jez sitzt es in si Summerhus,
Und luegt die longe Stroßen us.
Es seit: Me baut si halber z'tod,
Doch freut's ein au, wenn's Hüsli stoht.

In freie Lüfte wogt's und schwankt's,
Und an der liebe Sunne hangt's;
Es schint em frei dur d'Beinli dur,
Und 's isch em wohl. In Feld und Flur
Sieht's Mückli tanze jung und feiß
'S denkt by nem selber: Hätti eis.

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wia bisch so chlei und doh so g'schickt.
Wer het die au die Sache g'lehrt?
Denk wol, der, wonis alli nährt.
Mit milde Händen alle git,
Bis z'frieden; Er vergißt di nit.

Do chunt e Fliege, nei, wie dumm!
Sie rennt em schier gar's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach,
Hesch keini Auge by der g'ha?
Was göhn di üsi Sache a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
Es zuckt und springt und het si scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
Jez mueß i au ne Brotis ha!"
I sag's jo, der wo alle git,
Wenns Zit isch, er vergißt ein nit.

Jatz wischt's eahm seine Händerl ab,
Und steht und hakt dee Fádeln ab;
Jatz sitzt's drin in sein Summahaus,
Und schaugt dee lange Straßen naus.
Es sagt: „Ma scheert si halbat z'todt
Doh 's Hüttl steht, und d'Freud kost Noth.

Frei in da Luft iatz hutscht's und schwänkts,
Und an da liaben Sunna hängt's,
Dee scheint eahm zwischen d'Fuaßeln nein,
Eahm is so wohl. Im Sunnaschein
Fliag'n foaste Muckerl üban Roa
Und hoamli denkt's: Ja, hätt ih Da!

O Viacherl, wia hat's mi dafreut!
Wia bist so kloa und doh so g'scheit!
Wea hat die mit dea G'scheitat ziart?
Schaugt's wohl, halt dea, der Alle niahrt,
Und gibt, bis s' Alle g'nüagli hab'n,
Sei treue Hand vogißt di kám.

Da kimmt a Fliagerl, ná, wia dumm!
Und rennt eahm schiar goa 's Hüttl um.
Es schreit und wuaselt weh und Ach.
Du arma Teufel hast dei Sach.
Wo hast denn deine Aug'n hi than?
Was genga di unsane Sachan an?

Schaug, 's Spinnerl miarkt's, eh's zappelt noh,
Es zuckt und springt, und hat's á scho.
'S denkt eahm: I hab viel Arbat g'habt,
'S is Zeit, daß mi an Imbiß labt.
Ih sag's, vo dem, dea Alle niahrt,
Wann's Zeit is, Koans vogessen wiard.

P.

2.

(Plattdeutsch.)

De Söker.

Wem d'leewe Gott an eigene Heerd,
Un ook 'ne gode Fru bescheert,
Un schmucke Kinner, loawenswerth,
An allen Gleedern unversehrt;
Wer alle Doag noch satt sick itt,
Und sprickt: mi fehlt noch dat un düt,
Tum Glück, wat itt noch söken mütt:
De söcht dat Pörd, worup he rit.

(Altbayerisch.)

Da Ruach.

Wem da liabe Gott an oagna Herd
Und á a wackas Wei hat b'schert,
Und saubre Kinda, grad zon Lob'n
Mit g'sunde Glieda unt' und ob'n;
Wea alle Tag satt z'essen kriagt,
Und si damit noh net begnüagt,
Müaßt's Glück noh suacha, á noh sagt:
Dea suacht dees Roß, dees eahm scho tragt.

3.

(Plattdeutsch, Ditmar'scher Mundart.) *)

Wat man warn kann, wenn man blot de Vageln richti verstahn deiht.

En Märken.

Dar weer ok mal en Mann, un de Mann harr en lütten Jung, de Mann wahn int Holt un fung Vageln, un de Jung muß em hölpen. Dat much he wul. In'n Harst fungn se Kramsvageln un Droßeln, de weern all dod un hungn inne Sneern kopplangs anne Been, ganz truri. In Winter fungn se Steilitschen in en Slagbur, de weern all lebenni un harrn en bunten Kopp. De speln int Bur und lehrn Water rop trecken in en Fingerhot un Kanarjensaat in en lütten Wagen. Awer in Fröhjahr denn söchen se Lurkennesten un Iritschen. De Lurken buden int Gras. Dat weer grön und quetsch

(Altbayerisch.)

Was ma wern kánnt, wann ma bloß dee Vögel richti vosteh'n thát.

A Märl.

Da is ár amal a Mann g'we'n, und dea Mann hat an kloana Buam, dea Mann wohnt im Holz und hat Vögel g'fangt und da kloa Bua ha eahm helfa müaßen und dees thuat a gearn. Im Hiargst fanga si d'Kronatwitvögel und Droscheln, dee wern all todt und hengan in Schnüarn kopfába an dee Boa, ganz trauri. Im Winta fanga si d'Stieglitzen im Schlaghäusl, dee sand lebendi und hab'n schekate Köpfl. Dee spiel'n im Häusel und lerna 's Wassa raf trag'n in an Fingahuat und en Kanarisam in an leizinga Wägerl. Abar im Auswiarts nacha sucha sie Lerchanestl und Hänpf-

*) Quikborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten, ditmarscher Mundart nebst Glossar von Klaus Groth. Hamburg 1853. Dritte Auflage. 1854.

Een ünner de Föt. Denn keem der'n drögen Rüschenpull, un dar weer dat warme Neß ünner mit graubunte Eier. De Iritschen buden inne Heiloh, de weer brun, ok mank de Porst, un wenn man dar rumsteeg bet anne Kneen, so rük dat krüderi, un de Nessen weern vull glatte swatte Peerhaar un hungn nüdli mank de Twigen. Awer dat schönste weer int Holt, wenn dee Primeln keemn mit de Knuppens ut dat dröge Sprock, wo de Sündrang leeg un de Mirreems kropen as Soldaten. Dar weern de Nachdigal'n, un warn fungn in en Nett. Dar seet de Jung to lur'n, bet der een in keem. He hör na de Im un de Waterbeek un harr de Föt inne Sünn. Ok harr he sin egen Gedanken. Awer in Winter seet he inne Stuv un rich de Steilitschen af, un de Snee leeg buten op de Böm.

Dar harr he weni bi to don, awer vel bi to denken, un he war jümmer gröter un klöker. Denn hör he wul na de annern Vageln int Bur, de Lüd sän, se sungn, awer he mark dat bald, dat leet man so, dat weer nix als snacken un vertelln. He kunn der man eerst gar ni achter kam, as wenn man dänsch hört oder de Aanten, awer dennös lehr he dat. Do hör he, wa se sik lange Geschichten vertelln vun de Spitzbov de Rav, un de Haev, de grote Röwerhauptmann. Denn snacken se vun dat wunnerschöne

ling. Dee Lercha baua ins Gras. Dees wachst eahna grea und frisch unta dee Füaß; wo aba is a dürra Bimsenbusch, da hob'n si eahna warm's Nestel mit dee gráb g'spreckelten Oar. D'Hánpfling baua'n in's Hoadland, dees is braun, á zwischen dee Biarstauan, und wannst da unasteigst bis an d'Knia, so schmeckts kräutahaft und dee sand voll glatte schwarze Roshoar und henga niadli zwischen den Zweign. Aba dees Schönste is im Holz wann d'Bleameln kemma mit den Knöpfel aus en dürren Reisat, wo d'Blinschleich liagt und d'Omoasen kriacha wia Soldaten. Da kemma d'Nachtigaln und wern gfangt im Netz. Da sitzt da Bua zon Lauarn bis Oane eingeht. Er lust af dee Imben unds Brünnerl und hat d'Füaß in da Sunna und lust á af sei oagne Gedanken. Aba im Winter da sitzt a in da Stub'n und richt dee Stieglitzen ab und da Schnee ligt draußen af dee Baam.

Da hat a dabei weng z'thoa aba viel dabei z'denka, und ea wiad allaweil größer und g'scheida. Denn ea lust á wohl af dee Vögel im Häusl; d'Leut sag'n, si sänga, aba ea miarkt dees bald, dees moant ma sched, denn si thuan nix als schnatan und vozähln. Er kanns z'erst net vosteh'n, 's is eahm, als hörat á 's Kaudawelsch und Anten, aba nacha lernt a ebbs. Da hört a, wia s' eahna lange G'schichten dazähln vo dee Spitzbuam, dee Rab'n und dee Hácht, den großen Raubg'sindel. Draf schmatzen s' vom

Holt un dee Kaneelblöm, un de reis't harrn, sproken vun Italien. Mennimal fungn se all an to ween, awer Thran harrn se nich, un sin Vader sä: nu sungn se mal nüdli!

Malins gung he vor Daer. As dee Snee weg dau. De Höhner seeten jüs ünnern Tun un sünn sik. Se harrn jeder en Lock int Sand kratzt, dar leegen se in, un puken mitten Snawel. De Hahn harr dat grötste. — He keem man eben ut Hus, so flogen se all op, as wenn de Haev keem, un he hör de Hahn:

Küken neiht ut, Küken neiht ut,
Dat is keen Gu....den!
un alle versteken sik achtern Tun.

Do ging he langs den Hof, wo de Huslünk jümmer Börgervereen harr. Awer nu weern't annere Tiden, un Spatz flog in'n Busch, se keken listi achter de Twigen ut, un se repen all mit enanner.

Dat's en Spijon, dat's en Spijon!

Awer am häßlichsten weer't, wat de Gelmöschen sä. De seet baben op en soren Twig ganz inne Spitz, de trok de Feddern ganz kuri tosam, de seeg em so barmharti an un sä truri:

Junk, junk, junk verdorr....b'n!

Un sin Fru op de anner Spitz antwor' ut de Feern:

Junk, junk, junk versoo...rt!

Dat kunn he gar ni utholn. He dach, wa schast du eenmal hen, un leep rin

wundaschön Holz und dee Flidabloam und dee groast sand, red'n von Welschland. Diamaln fanga s' all a z'woana; und sei Vata sagt: Jatz singan s' amal niadli!

A maln's is a für Thüar nausganga. Is da Schnee wek gwest. Dee Henna sitzen untan Zaun und sünnarn si. Sie hab'n jeda a Loch in den Sand kratzt, da lign si drin und peka mit en Schnabel. Da Gokel hat dees größt Loch; er kimmt grad aus en Haus, da fliag'n s' af als wann da Hacht käm, und ea hört en Gockel sagn:

Göckerl reißt's aus, Göckerl reißt's aus,
Dees ist koa Gu..u..ta!
und alle vostecka si hintan Zaun.

Da is a 'n Hof hin ganga, wo dee Spatzen allweil beisam sand. Abar iatz sand andere Zeit'n und d'Spatzen fliag'n in Busch, si gucka duckmausat von den Zweigen und schreia all mit anada:

Dees is a Spion, dees is a Spion!

Aba am scheulichsten is, was da Amerling sagt. Dea sitzt ob'n af sein Zweig ganz am Oertl draus und ziagt d'Federn ganz kuarz z'samm, dea schaugt eahm so dabarmli an und so trauri:

Bua, Bua, Bua vodirb....n!

und sei Weibel am andan Ort antwort aus da Weit'n:

Bua, Bua, Bua vokimm....m!

Dees kann a si goa net aus deutschen. Ea denkt eahm, da schaugst

int Holt. Dar seet en Klunkrav baben oppen Bom un reep:

Du Na—r—r! du Na—r—r!

Do war de Jung dull un smeet em mit en Steen. Dat hölp man nix. De Swarte flog voer em ut un reep, un he leep achter em an to smiten. So keem he jümmer wider int Holt rin. Toletz seeg he en Barg un en groten Steen baben op. Dar flog de Vogel hin un sett sik, und de Jung klatter ropper un weer noch ganz dull. As he awer achter de Steen keek, seeg he en Nest, un in dat Nest weern allerhand blanke Dinger. Wat em awer am meisten gefull, dat weer en Rink mit en Steen in, de blitz as de Abendsteern. Den steek he an sin Finger un keem wedder inne Höch. — Do kunn he mal wit seh'n! All dat Holt ünner de Föt, un en Weeg leep der langs so wit as de Ogen man recken. Wo mug de hin gahn? Dat muß he doch weten, un so gung he em achterna.

He gung un gung, toletz war he ganz möd un hungeri. Da drop he en lütt Hus. De geben em wat to eten un sän, de Weg ging na de Stadt, wo de König wahn. As he nu satt wehr un utslapen harr, do gung he wedder los, un toletz keem he na de Stadt. He frag glick, wo de Goldsmid wahn, un wis' em sin Rink un frag em, wat he weert weer. De Goldsmid sä: he schull sik man dal

amal nach und laft in's Holz h'nein. Da sicht en a Kohlrab ob'n af en Baam und ruaft:

Du Noar! Du Noar!

Da wiard da Bua toll und schmeißt eahm mit en Stoa nach. Dees hilft aba nix. Da Schwarze fliagt voar eahm her und schreit, und ea läft fuart und fuart und schmeißt danach. So kimmt a allweil weita in's Holz h'nein, z'letzt sigt ar an Berg und an großen Stoa obnaf. Da fliagt da Vogl hin und setzt si, und da Bua kräxelt näf und werd noh goa toll. Wiar a afen Stoa schaugt, da sicht ar an Nest und in den Nest sand allahand glanzate Sachan. Was eahm aba z'meist g'fallt, dees is a Ring mit an Stoa, dea glizat wia da Ab'ndstern. Den steckt a an sein Finga und steigt noh weita in d'Höch. Da kann ar aba weit um schaug'n üba alles Holz, und a Weg laft daneb'n, so weit seine Aug'n roacha. Wo mag dea Weg higeh'n? dees muaß a doch wissen, und so geht an denn dem Weg nach.

Ear is dahi ganga und dahi, z'letzt is a ganz müad und hungari. Da trifft ar a leizis Häusl. Dee geb'n eahm ebbs z'essen und sag'n: Da Weg gäng nach da Stadt, wo de Küni hausat. Und wiar a gnua hat g'habt und ausg'schlafa, da geht a wida draf los und z'letzt kimmt a nach da Stadt. Ea fragt glei, wo da Goldschmid wohnt, und weist eahm sein Ring und fragt en, was a werth wä? Da Goldschmid

setten un leep gau na den König un sä, nu wuß he, wonem sin Rink weer, un de Deef weer in sin Hus.

Do gev de König em Soldaten mit, de keemn un neemn em sin Rink af, un smeten em in en Thorn, wo ni Sünn un Maan rinschin, dar muß he ligg'n. He weer ganz truri, un dach an dat Holt un de Waterbek un de Vageln in Bur. Dat dur de Thornwähter, un he frag em, ob he em ni wat bringn kunn, dat he ni so truri weer. Do sä de Jung: en Vagel. Do broch he em een, dat weer en Kanarjenvagel. De mufs em wat vertelln vun de Insel, wo he her weer, wit ut Water, wo de Weg na Amerika verbi geit, mit en groten Barg op, de Füer spigen kann un en olen groten Bom. Denn ween se beid mit enanner. Awer de Thornwächter ween, de Kanarjenvagel sung un de Jung duer deroewer, un gung hin, un vertell dat de König.

De König harr en Dochder, de weer heel smuck, un weer ok faken truri. De Lüd wussen gar ni, wa dat vun keem, un sän, se weer melancholsch. Awer de König wufs dat wul, he kunn er man gar nie hölpen.

As he dat hör vun de Jung, do leet he em haln, un frag em de ganze Geschichte, un de Jung vertell em, wa de Lünken em utschölln harrn, un de Krei harr em narrt, un nu mufs he jammern as de Vageln int Bur.

sagt: Er soll si mal dadl setzen; und geht zon Küni und sagt, nu wüßt a, wo sein Ring wá und da Diab wàr in sein Haus.

Da gibt eahm da Küni Soldaten mit, dee kemma und nehma eahm sein Ring ab und schmeiß'n an in an Thurn, wo nia Sunn und Mond neischeint; da muaß a lig'n. Ea wiad ganz trauri und denkt an dees Holz und dees Wassabrünnerl und an dee Vögel im Häusl. Dees dabarmt dem Thuarnwachta und der fragt eahm: Ob ar eahm net ebb's bringa kunnt, daß a net so trauri wà. Da sagt da Bua: En Vogel! Da bringt ar eahm oan, und dees is a Kanarivogl. Dea muaß ebb's vozähl'n vo da Insel, wor a hear is, weit üban Wassa, wo da Weg nach da neua Welt vobeigeht, mit an großen Berg drin, dea Feua speib'n kann und mit an alten großen Baam. Dann woana s' allzwoa mit anander. Aba da Thuarnwärtel moant, da Kanarienvogel sáng und da Bua wá trauri drüba und is higanga und hat dees dem Küni dazählt. Da Küni hat a Dochta g'habt, dee ist goa sauba gwen, abar àr oft trauri. D'Leut wissen net, wo dees herkimmt und sog'n s' wàr iah anthoa. Aba da Küni woaß goa wohl, aber kann iahr halt net helfa. Ea hat ghört vo dem Buam, da laßt a 'n ge hohln und fragt eahm dee ganz G'schicht ab und da Bua dazählt eahm, wie dee Spatzen eahm ausg'spott und dee Dácheln eahm gnarrt hab'n und iatz muaß a jamman wia d'Vögel im

Denn he verstunn all wat se sän. Do let de König em in Stuv, wo sin Dochder weer, un wis' em en Bur, dar weer en lütten grauen Vagel in, de sung ganz wunnerschön, awer so truri. Un jedesmal, wenn he sung, so wuss de Prinzessin ni, wa er to Mod war, un de König meen, se warr noch mal melancholsch. De Jung hör de Vagel un sä, he wuss wul, wat he singn de, awer he döss dat man nich segg'n, denn de König war dull warrn. Do sä de König, he schull dat man segg'n, un wenn dat noch so wat Slimms weer, so schull em nix darvoer dan warrn. Do sä de Jung, denn will ik dat segg'n, un sä dat de Vagel sung:

Kronen von Gold sind eitel Schein,
Krone des Lebens ist Liebe allein.

As de Dochder dat hör, do fung se an to weenn, un de König sä, dat weer rech, awer de Vagel schull flegn, un de Jung schull sin Dochder hebbn, un so war de Jung Minister. As al malins En Kaiser warn is, de fröher ok Vageln greep int Lauenborger Holt. Awer de harr ok rech tohört, un kunn mehr as Brot eten, de verstunn de Ackermann*) un de Ploogsteert un de Huslünk ünnern Oken. Awer de Vageln de der sungn, de le he nich int Buer, un vun alle Bloeder klingt dat noch:

Heinrich de Gude.

Häusl; denn ea vostànd alles, was si sag'n. Da laßt en da Küni in d'Stub'n, wo sei Tochta is, und weist eahm a Häusl, da is a leizigs gràbs Vögerl drin, dees singt wundaschö, oba so trauri. Und iadsmal, wann a singt, so woaß d'Prinzessin nit wiar iahr z'Muath is und da Küni moant, 's wàr nohmal so nidag'schlag'n. Da Bua hört en Vogel und sagt: ea wüßt wohl, was a singa thàt, aba ea dörfat's net sag'n, denn da Küni möcht böß wern. Da sagt da Küni: Ea soll's nua sag'n und wann's noh so was Jargs wà, so soll eahm nix dertweg'n thoa wern. Da sagt da Bua: Dann will ich dees sag'n, und sag, daß da Vogel singt:

Kronen von Gold sind eitel Schein,
Krone des Lebens ist Liebe allein.

Wia dee Tochta dees hört, da fangt si 's Woana an und da Küni sagt, dees wà recht, aba da Vogel soll fliag'n, und da Bua soll sei Tochta hab'n und so is da Bua Minista woarn.

Amal schon is Dana Kaisa worn, dear a fruga Vögl g'fangt hat im Launbuarga Holz. Aba dea hat a recht glust, und kann mehr was Brod essen, dea vosteht d'Bachstelzen und dee Spatzen untan Dach. Aba dee Vögel, dee dea g'fangt hat, dee spiart a net ins Häusl, und von allen Blàttln klingts fuart noh:

Heinrich der Guate.

---

*) Ackermann und Ploogsteert, gelbe und weiße Bachstelze (Macotilla flava et alba).

4.

(Plattdeutsch-Dittmarscher Mundart.)

Versteckt mank Eschen.

Versteckt mank Eschen,
Da steiht en lütt Hus;
Da's Abends so sachen,
Da röhrt sik keen Mus.

Dar scheint uf de Bläder,
En Licht rein so blank;
En Olsche in Lähnstohl,
Und Se op de Bank.

Dat scheint mi in Ogen,
Dat treckt mi in Sinn;
Dat treckt mi in Schummern,
So hemli dahin.

So warm un so luri,
Weet sülm ni wosück;
Ik stah ünnert Finster,
Un frei mi und kiek.

Un sitt wi to snacken,
Und Licht oppe Bank;
So scheint mi ehr Backen,
Noh eenmat so blank.

Denn is dat so ruhi,
Denn röhrt sik keen Mus;
O, kunn ik der bliben,
Un muß ni to Hus.

(Altbayerische Mundart.)

Vosteckt zwischen Espan.

Vosteckt zwischen Espan,
Da steht a kloans Haus;
Da Ab'nd is so dusli,
Es rüahrt si koa Maus.

H'raus scheint untas Laubat,
A Liachtel so blank;
Sitzt d'Ahndl im Loastul
Und sie af da Bank.

Dees scheint ma in d'Aug'n,
Und dees ziagt ma in Sinn,
Und des ziagt mi im Dusel,
So hoanlat dahin.

So warm und so lauschat,
Möcht selm drinna sein;
Da stehn ih voarn Fensta,
Voll Freud und luag nein.

Und sich ih s' so sitzen,
Im Liachtel sein Schein;
So scheina sei Wängerl,
Scho nohmal so fein.

Es is da so ruhli,
Es rüahrt si koa Maus;
O kannt ih doh bleiben,
O müaßt ih net z'Haus.

Denn klopp man ant Finster.

Denn klopp man ant Finster,
Denn klopp du man sacht;
Dat Dörp liggt to slapen,
Un still is de Nacht.

Denn klopp man ant Finster
Man sacht anne Rut

Nah klopf nua an's Fensta.

Nah klopf nua ans Fensta,
Nah klopp nua schö sacht;
Dees Dorf is im Schlaf scho,
Und staat is dee Nacht.

Ja klopf nua ans Fensta
Schö sacht und schö fei,

Ik hör di in Slapen
So kam ik herut.

De Gaarn is so ruhi
De Mann is so blank,
Kumm sacht, kumm vernacht
Kum de Stieg man hentlank.

Dar steiht de al Wiechel,
Dar ünner de Steen,
Un beid wüll wi sitten
Na'n Heben rop sehn.

Un beid wüll wi snacken
So hemli, so sacht
Un nüms schall da weten
As Mann un de Nacht.

I hör di in Schlaf nei
Und kumm nacha glei.

So staat is 's im Garten
So glanzat da Mon
Kum sacht, kum af d'Nacht
Af da Stiag'n paß' ih schon.

Duart steht dee alt Felba
D'Stern glitzarn wia Aug'n
Da well ma uns setzen
Zon Himmel nafschaug'n.

Und da well'n ma plauschen
So hoamli, so sacht,
Und Neamed soll uns seg'n
Was da Mond und de Nacht.

Lat mi gahn.

Lat mi gahn, min Moder schlöppt!
Lat mi gahn, de Wächter röppt!
Hör! was schallt dat still un schön!
Gah! un lat mi smuck alleen.

Sieh! dar liggt de Kark so grot!
An de Mür dar schlöppt de Dod.
Slap du, sund un dunk an mi!
Ik dröm de ganze Nacht vun di

Moder lurt! se hört't gewiß!
Nus genog! adüs, adüs!
Morgen Abend, wenn se slöppt,
Bliev ik, bet de Wächter röppt!

Laß mi geh'n.

Laß mi geh'n! Mei Munta schlaft!
Laß mi geh'n! Da Wachta ruaft!
Luf, was schallt duart staat und kloa?
Geh', und laß mi iatz alloa.

Siehst, so groß ligt d'Kiarcha duart,
Und da Tod um d'Mauarn ruaht.
Schlaf g'sund und trám vo mia,
I tram dee ganze Nacht vo dia.

D'Muata lust, si hört uns g'wiß!
'S is gnuag iatz! bfüat di Gott!
Morg'n Abend, wenn sie schlaft
Bleib' i, bis da Wachta ruaft.

Polyglotten zum Vergleich der verwandtschaftlichen und abweichenden Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten gehören zu den schwierigsten aller Uebersetzungsversuche, was der allein nur beurtheilen kann, der davon die Probe gemacht hat. Die sprachliche Kenntniß der Mundarten — die geübte Gewandtheit in den Ausdrücken, d. i. die bloße Wortübertragung reicht hiefür nicht aus — es soll auch ein Volksgenius in den Andern verwandelt werden, eine

spezielle Individualität in eine andere, und hiezu sind nur wenige und gerade die gelungensten mundartlichen Dichtungen am mindesten geeignet. Man muß immer solche wählen, welche einen allgemeinen Gedanken, eine generell-menschliche Empfindung aussprechen — alle jene sind unübersetzbar, welche sich auf Oertlichkeiten beziehen oder ich möchte sagen, spezifische und lokale Stimmungen in sich tragen. Aber schon die sprachliche Arbeit macht zu schaffen genug. Liegen sich die Mundarten, die man durch Uebertragung vergleichen will, sprachverwandtlich nahe, oder sind sie gar nur Nüancen, Spielarten derselben Mundart, so ist die sprachliche Frucht aus der Uebersetzung von nur geringem Werthe; — sind sie aber in Wortschatz, in Etymologie und syntaktischer Eigenheit weit verschieden, so ist nicht nur diese Schwierigkeit zu überwinden, — sondern es tritt auch noch die andere größere hinzu, daß so verschiedene Mundarten ganz ungleiche Vokalsysteme, Consonanten-Verwandlungen und überhaupt phonetische Gesetze in sich tragen, also auch ganz abweichende Reim-Systeme und Worte. Die Uebersetzung soll nun die sprachliche und geistige Eigenthümlichkeit zugleich übertragen, jene fordert wörtliche, diese freie Uebersetzung, resp. Umdichtung, wobei noch in vielen Fällen die Eigenthümlichkeit der widersprechenden Reime kömmt und widerstrebt. Dennoch bringen wir Versuchungsproben, für die durchaus die Vollkommenheit nicht will beansprucht werden; wir wollen nur weitere Versuche anregen einstweilen und hoffen durch fortgesetzte Uebung zu größerer Fertigkeit zu gelangen; aber das scheint gewiß, daß keine andere sprachvergleichende Methode die Abweichungen der Mundarten unter sich von den altdeutschen Dialekten und vom Neuhochdeutschen augenfälliger zeigt als die Polyglottik.

Erläuterungen.

Gronawitt und Schlegablüah.

Gronawitt, Wachholder (Juniperus communis) althochd. wehhaltra von wehhal, frisch und tra, tera, das Gewächs. Schmitth. deutsch. Wörterb. — **Gronatwitt**; alth. witu, der Wald, das Holz; althochd. krouni, grün; Wurzel kra; angelſ. grovan, grünen, sprießen.

Schlegablüah, Schlehenblüthe; althochd. sleha und slech. Der Schwarzdorn (Prunus spinosa).

Befelch, Befehl.

niedag'loat, niedergeleitet.

eahnra, ihrer.

gräb und g'faltrat, grau und faltig.

noh, noch; althochd. noh.
hánti, herb.
brocka, brechen; althochd. procho, prochon.
Mál, Maul; althochd. mul
mia, wir.
oanzi, einzige.

Mei Nachbaschaft.

nindarst, nirgends, nicht irdgend; althochd. iohnergin.
kriagt, gekriegt, bekommen; mittelhochd. krigen.
wehleidi, wehleidig.
G'wohnat, Gewohnheit.
hoata, heiter.
g'wen, gewesen.
sunsten, sonst.
allahand G'soad, allerlei Gerede.
daholt, erholt.
sida, seither.
gunnat, gönnend; althochd. kiunnan, zuwünschen, gelieben.
gronnen, brummen.
gelt's, geltet ihr, und jetzt ihr. Betheuerungsformel.
Thal, Theil, althochd. teil; gothisch. dails.
stiab, stiarb, sterbe.
endla, endlich.
dengast, dennoch, denga.

Altboarische Schnadahüpfl.

Schnadahüpfl, Schnatterhüpfel; Schmeller erklärt: Schnitterhüpflein III. 499.
räuspan, räuspern.
a wenk, ein wenig.
g'lenk, gelenk, gewandt im Gebrauche.
happern, hapern, stocken, von althochd. habar.
fabeln, irrereden.
Muck, Mücke, üble Laune; mittelhochd. mochen, versteckt sein; althochd. muccha, die Mücke.
grabeln, graben das Diminit. graban, graben.
vothoan, verstecken, verheimlichen.
ung'seg'n, ungesehen.
hängoahrat, hängohrigt, duckmausig.

voracka, verackern, unterackern, pflügen.

Roan, Rain.

Schinta, Schinder, Abdecker.

12, 13 und 14 Neckliedchen zwischen Oberpfälzern und Bewohnern des bayr. Waldes in den mundartlichen Nüancen.

schmiarglat, schmirgeln, nach Fett riechen.

Schmálzla, Tabaksorte. Bresil mit Kalk und Schmalz vermengt. Lieblingstabak der Wäldler.

Böihmwáldla, Bewohner des böhmischen Waldes an der bayer. Gränze.

Kost, die in der Finsterniß wächst. Kartoffel oder Erdbirn, wie sie der Pfälzer nennt.

schiag, scheu, zurückweichend; althochd. sciuhan.

hoakla, heiklich, heikel.

a wengel, ein wenig.

kráht, kräht; althochd. krahan, krähen.

stát, still.

übarecks, überquer, verkehrt; die Mundart hat auch übazwerg; alt Sp. twerh.

enderisch, sehr weit, ungeheuer; ent, der Riese.

funkatzt, funkelt; althochd. vunho, der Funke.

Huat, die Weide.

Wiesmat, Wiesgrund, mähbare Wiese, wiso.

dearft, dürfte.

Oanöd, Einöde, einzeln liegendes Bauerngut.

selche, solche; althochd. solhi.

Sedelmoar, Sedel, sedes, Sitz, Landsitz. Mair, Bewirthschafter eines Landsitzes.

Gottseibeiuns, der Teufel, Fánkerl.

handsam, handbequem.

eahnan, ihren.

sodl, a so, so auch, diminut.

Viach, Vieh; althochd. vihu.

Polyglotten.

Göth, Gothe, Taufpathe.

bald, fast; althochd. palt, kühn, dreist.

halt, doch.

g'schmag'n, schlicht und fein.

Hoar, Haar, Hiar, der feine ausgehechelte Flachs.

g'håchelt, gehechelt, althochd. hahhalon, hecheln.
Weibaleut, Mannaleut, das sing. von Leute.
enda, eher.
durche, hindurch.
g'webat, gewebt.
ane, hinan.
Meßna, Kirchendiener und Schullehrer.
d'Freud kost Noth; oltbayer. Sprüchwort zum hochd. Reim Freude ohne Mühe.
Söter, plattd. Ruach; altb. Nimmersatt; althochd. ruch, Sorge.
Aanten, plattd. und altbayer. Enten.
Haer plattd., Hacht altbayer., Habicht.
Malins plattd., a maln's altb., einmal.
sünn plattd., sünnern altbayer., sonnen sich.
utholn plattd., ausdeutschen altbayer., ausholen, verstehn.
melanchoolsch, dieß Wort kennt der Altbayer nicht.
4. Bei diesen Liedern bestaunten wir die altbayerische Schnaderhüpfelform; ist sie einheimisch im Ditmarschen, oder vom Dichter bloß adoptirt.
mank plattd., zwischen.

Zwei gute wünsche

zum gedeihen der Zeitschrift für Deutschlands mundarten.

Seit einer reihe von jahren in besonderer liebe mit forschung deutscher mundarten und insbesondere mit ansammlung des sprachschatzes meiner engeren heimat, Frankens, beschäftigt, konnte ich das, schon vor einem halben jahre in nahe aussicht gestellte erscheinen einer zeitzchrift für Deutscklands mundarten nur mit innigster freude begrüssen, da ich in derselben ein eben so zeitgemässes unternehmen erkannte, als in der, im vorigen jahre von J. W. Wolf begründeten zeitschrift für deutsche mythologie und sittenkunde, die bereits einen sehr erfreulichen fortgang gewonnen hat. Beide werden, neben der, schon seit längerer zeit bestehenden zeitschrift von Mor. Haupt, das grosse gebiet deutscher sprache und deutschen alterthums, für das in unserem jahrhundert eine mehr und mehr wachsende liebe und thätigkeit erwacht ist, gründlich bebauen helfen.

Mit ungeduld sah ich daher dem, schon für den märz d. j. versprochenen ersten monatshefte entgegen, doch lange vergebens, bis mir end-

lich die verehrliche verlagshandlung, um mein verlangen zu befriedigen, die ersten aushängebogen vergönnte.

Welchen eindruck diese auf meine gespannte erwartung gemacht, will ich hier verschweigen. Zwei wünsche aber, die sich mir beim durchlesen derselben wiederholt aufdrängten, muss ich sofort aussprechen, da deren erfüllung, wie ich fest überzeugt bin, zum gedeihen des neuen werkes, das mir ja so nahe am herzen liegt, wesentlich beitragen wird.

Der eine betrifft die, im übermasse gebrauchten fremdwörter. Weit entfernt, jener verkehrten sprachfegerei das wort zu reden, glaube ich doch, dem unwesen einer unnöthigen anwendung solcher eindringlinge entgegen treten zu müssen bei einer zeitschrift, die sich gerade unsere edle muttersprache zum gegenstande ihrer forschung erwählt hat.

Wie unangenehm berührt es doch, wenn man auf einigen seiten des ersten bogens mehr denn 10 fremdwörtern begegnet, deren jedes hätte mit einem oder sogar mehreren deutschen besser vertauscht werden können; noch unangenehmer aber, wenn man dieselben auch unrichtig geschrieben sieht (s. 11. Dilletantismus, Invusorien; s. 22 ff. Diphtong u. a.). Dabei fällt uns ein, dass ein wink auf richtigen gebrauch der deutschen sprache selbst für unsere jugendliche zeitschrift auch nicht überflüssig ist.

Mein zweiter noch dringlicherer wunsch ist gegen jene, vor einem halben jahrhundert noch verzeihlichere art des „etymologisirens" gerichtet, die, ohne rücksicht auf geschichte und gesetze der sprache, alle der form nach ähnlichen wörter auf gut glück zusammenwürfelt und dann erst eine begriffsverwandtschaft gleichsam an den haaren herbeizieht. Diese art sollte in einer zeit, in welcher wir mit gerechtem stolz auf die fortschritte deutscher sprachforschung hinblicken können, längst abgethan sein; und doch erinnern die, auf s. 38 f. unserer zeitschrift gegebenen ergänzungen zur erklärung einiger seltener, den schriften des Hans Sachs entnommener ausdrücke noch gar zu sehr an dieselbe, während sie zugleich mangel an kenntniss der früheren entwicklungsstufen der deutschen sprache, ohne welche eine gründliche erforschung unserer, noch so tief in der älteren sprache wurzelnden mundarten gar nicht möglich ist, an den tag legen.

Möge es mir, nachdem ich meine wünsche, für die ich eine freundliche aufnahme hoffe, so unbefangen ausgesprochen, nun auch noch vergönnt sein, als einen kleinen beitrag für die zeitschrift eben jene wörter mit meiner nicht aus der luft gegriffenen, sondern, glaube ich, wohl be-

gründeten ansicht zu beleuchten und damit zugleich den beweis für meine letztere behauptung zu liefern.

Basshart ist, wie die dort mit ihm verbundenen wörter zirkel und triangel, mit den bildenden künsten aus Italien herüber gekommen, und aus dem italienischen passare, compassare (vergl. franz. compasser und le compas), womit das schreiten um einen mittelpunkt, der kreislauf des zirkels noch jetzt bezeichnet wird, ins deutsche umgebildet worden durch jene, der älteren, besonders der mittelhochdeutschen sprache geläufige bildungssilbe — hart, — hard (s. Grimm's gramm., II, 339 f. Schmeller's wk. II, 241), die auch ins romanische (— ardo, — ard) eingedrungen und von dort in manchen wörtern zu uns zurückgekehrt ist, auch in der gaunersprache noch fortlebt. Es bezeichnet nun unser wort, welches richtiger passhart, passard geschrieben werden sollte, vermöge dieser bildungssilbe, im gegensatz zum gewöhnlichen zirkel wol mehr ein grösseres derartiges werkzeug. Wollen wir weitere verwandtschaft dieses romanischen abkömmlings (v. lat. passus) in unserer hochdeutschen sprache suchen, so dürfen wir nur an zu pass kommen, unpass, anpassen, passglas u. a. m. denken. Das niederdeutsche und holländische passer für zirkel und passen für abmessen bestätigt vollkommen die richtigkeit dieser ableitung, für die wir nicht nöthig hatten, ganz verschiedene sprachen und stämme durcheinander zu mengen, wie es auf s. 38. geschehen, um am ende zu einer, damit gar nicht in verbindung stehenden vermuthung zu gelangen.

Ebenso gehen wir für den gemper an dem wunderlichen gedanken an kemenâte vorbei, und bleiben bei dem mhd. gimpen, hüpfen, springen, besonders aus scherz und muthwillen, stehen, das in der älteren sprache und noch in den mundarten viele ableitungen bietet (vgl. gampen, gumpen u. a.; Frisch, I, 315 c 383 a; Schmeller, I, 48. Stalder, I, 420. 495), und denken dabei, wie auf s. 35 ganz richtig gefühlt wurde, an das, besonders freudig oder muthwillig hüpfende, klopfende herz, an scherz, muthwillen und possen selbst (mhd. der gumpel, Benecke-Müller, I, 526) und an den, noch im volksmunde üblichen ausdruck vom krachen des herzpünkels (= brust; Schmeller, I, 287.), herzbändels (= pericardium, herzfell; Adelung) oder, nach fränkischer mundart, des herzbengels, welches letztere auch wieder an den klöppel oder hammer der glocke erinnert, woran sich endlich eine belegstelle für jenes wort selbst aus Lersner's Frankfurter chronik reihet: „dass man die stormglocke ludet oder klemmt oder das gemperlein klenket.“

Statt des mischmaschs über semper (s. 38) weisen wir einfach auf die, auch in der bairischen mundart (s. Schmeller, III, 361) ganz übliche zusammenziehung schemper aus schambar oder schandbar, unzüchtig, unschicklich, hin, und kommen so auf einem natürlicheren wege, als wir dort geführt werden, an den hinteren theil des körpers, dessen man sich zu schämen hat, für welche bezeichnung wir nur noch auf den namen des ihm entgegengesetzten theiles, die scham, hinzuweisen brauchen.

Ein adjectiv gogel (von mhd. giegen, ausgelassen sich hin und her bewegen, wovon auch mhd. giege, unser geck; gougel, goukel, gogel, scherz; gogeln u. a. m,) bietet schon die ältere sprache im sinne von ausgelassen, üppig (s. Ben.-Müller, I, 540.) und auch Schmeller (II, 20 f. 24 ff.), diese unerschöpfliche quelle für erklärung deutscher mundarten, zu der jeder, der über solche schreiben will, sich immer und immer wieder, aber an die rechte stelle, wenden muss, hätte über dasselbe den besten aufschluss geben können, wie bei allen anderen der fraglichen wörter, basshart ausgenommen, bei denen er selbst zum theil auf H. Sachs verweist.

Man vergleiche nur bei ihm über rothsack (nicht rothseck für die einzahl!), „schweinsmagen mit blut und speck gefüllt", bnd. III, 166 u. 135; über meuln (mauen, maueln), „sich besinnen, schläfrig thun, heimlich davon schleichen", b. II, 537 f., wobei man allerdings auch an mauchen, maucheln, mauchsen (Schm. II. 544 f.) und an unser nhd. meuchel- und meuchlings mit dem begriff des heimlichen denken dürfte; ferner über schlüchtisch (wahrscheinlich zu schlucht, mittelniederd. für schluft, in der bedeutung: abzugsgraben, und zu schliefen, schlüpfen u. s. w., keineswegs aber zu weberschlichte, — v. schlecht, glatt, schlicht, — gehörig), unreinlich, schmutzig (aus faulheit), bnd. III, 432; über das noch in der mhd. sprache so übliche sinewel, sinwel, (walzenförmig) rund, gewölbt, vor allem bnd. III, 255; über statzet (zum goth. stautan, wovon sowohl nhd. stossen und stutzen, als stottern u. a. mit all ihren ableitungen kommen), stammelnd, anstossend, stotternd, bnd. III, 673; endlich über das, nach s. 39 gänzlich unbekannte und verkannte, und doch allen süddeutschen mundarten angehörige, auch in dem ürtengesellen der zunftsprache, die ihn oft in einen ortens- oder ortsgesellen (Berlepsch, chronik der gewerbe, b. IV, s. 65. 74 f.), ordensgesellen, erdengesellen und ehrengesellen verunstaltet, immer noch fortlebende ürte, welches sowohl die

forderung des wirthes für die zeche, als eine im wirthshause gehaltene gesellschaft (vergl. Zarncke, zu Brant's narrenschiff, s. 423) bezeichnen kann, die ausführliche erörterung Schmeller's an der rechten stelle, bnd. I, s. 114.

Nürnberg.

Dr. Fr.

Bemerkungen zu den zwei guten Wünschen.

Es kann der Redaktion nur angenehm sein, daß der verehrte Herr Einsender dieser Wünsche so lebhaften Antheil an der Monatsschrift nimmt, daß er sich schon vor dem öffentlichen Erscheinen des ersten Doppelheftes, dessen Aushängebogen von der Verlagshandlung erbat, um seiner Ungeduld zu genügen. Um Ihm die vollste Liberalität und insbesondere zu beweisen, wie sehr uns die Aufgabe am Herzen liegt, der die Zeitschrift gewidmet ist, haben wir nicht den geringsten Anstand genommen, den zwei guten Wünschen gleich im ersten Hefte selbst Platz zu gewähren. Möge der Herr Verfasser sofort auch in anderer Weise seine rege Theilnahme bethätigen und uns behüflich sein, das Werk zu fördern; aber auch einstweilen uns gönnen, daß wir seine guten Wünsche mit Bemerkungeu begleiten, die unsere Ansicht neben der Seinigen darlegen.

Was das verzögerte Erscheinen betrifft, verweisen wir, um Wiederholungen zu vermeiden, auf das Vorwort; die Druckfehler, welche sich wegen Entfernung des Drucksorts einschlichen, wären auch ohne die gütige Rüge berichtiget worden. Hinsichtlich des Gebrauchs von Fremdwörtern wollen wir einstweilen nicht heikler und wählerischer sein als eben andere auch und selbst Sprachforscher wie Grimm, Rapp, Wucher, — sie weder meiden noch suchen, zumal wenn sie als terminologische die Kürze des Vortrags fördern, oder wenn sie geläufiger sind durch längeren Gebrauch und durch Bürgerrecht.

Auch zur Bemerkung über einige Etymologisirungen können wir uns kurz fassen. Der Herr Verfasser der guten Wünsche gesteht zu, daß viele eigenthümliche Wörter der Mundarten ihre Wurzeln in der alten Sprache haben; Ihm als Forscher ist es auch nicht fremd, daß die gesammten Sprachen des arischen Sprachstamms im wurzelhaften Zusammenhang unter sich stehen, daher es natürlich, daß bei dem Versuch der Herstellung von Ur- und Grundbedeutungen sie insgesammt in Betracht gezogen werden. Von diesem Grundsatze aus hat die Wurzelforschung begonnen, an diesem Grundsatz hat sie sich geübt und hat gelernt. Wie viele Irrungen und Mißgriffe auch untergelaufen, jene Weise hat die Vorschule gebildet und das Ih-

rige redlich beigetragen, die Gesetze der Laut=Wandlungen ergründen zu helfen, welche Gesetze nun das Kriterium der ethymologischen Forschung bilden. — Manche dieser Gesetze stehen auch gar nicht so fest, als man glauben möchte; namentlich in den Dialekten wirkt die phonetische Harmonie bedeutend mit; wollte sagen: das Streben nach zusammenstimmendem Wohlklang. Schmitthenner in der Einleitung seines deutschen Wörterbuches sagt S. 15.: Die Aufgabe der Etymologie besteht darin, die gewöhnliche Bedeutung durch alle Verschiebungen hindurch auf die Urbedeutung zu verfolgen." — Ich glaube, daß jene Methode weder zu vermeiden ist, noch abgelehnt werden kann, — Mißgriffe muß man allerdings zu vermeiden suchen, — aber selbst sie führen oft auf andere Spuren, und veranlassen Förderungen durch Berichtigung, wie der Nachtrag zu den unbekannten Worten in Hans Sachs durch Herrn Dr. Fr. Ist es denn dem glochreichen Grimm nicht selber geschehen, daß er bei Etymologien auf Abwege gerieth? Grimm gesteht edelbescheiden selbst in der neuen Ausgabe sein trefflichen Geschichte der deutschen Sprache zu, daß er sich selbst auf dem Wege zum Ziele befinde, — wie könnten seine Schüler anmassender und rechthaberischer sein wollen. Ich schließe mit dem Ausspruch: Alles für die Sache ohne Eigensinn und Eigensucht!

Neues Vorwort.

Nach langer Verzögerung mit dem ersten Doppelhefte kaum an's Licht getreten, hat diese Zeitschrift jüngst ihren Begründer und Herausgeber plötzlich durch den Tod verloren: **Joseph Anselm Pangkofer***) erlag in München der Brechruhr, am 15. September d. J.

*) Joseph Anselm Pangkofer, geboren den 21. Juli 1804 zu Riedenburg an der Altmühl, ist der Sohn eines Patrimonial-Gerichtshalters, machte seine Gymnasialstudien zu Amberg, bezog die Universität Landshut, und kam mit derselben nach München, wo er sich der Jurisprudenz widmete, aber nebenbei hauptsächlich allgemeine wissenschaftliche und Kunststudien pflegte. Im Jahre 1830 ward er der Nachfolger seines Vaters als gutsherrlicher Beamter zu Hexenacker. Nach dem Tode seiner Gattin und nach dem Verkauf des Gutes trat er 1837 ins Privatleben zurück, lebte eine Reihe von Jahren zu Regensburg, später in München und betrieb seitdem nur literarische Beschäftigung. Er ist Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Vereine. — Neben v. Kobell der vortrefflichste Dialektdichter im altbayerischen Idiom, das er als eingebornes nicht dilettantisch behandelt. Er bewegt sich vorzugsweise im Bereiche volksthümlicher Anschauungen mit poetischem Verständniß der katholischen Schönheit. Seine Dichtungen, zumal die erzählenden, zu objektiver Rundung herausgebildet, sind mehrentheils naiv-innige, naturfreudige, dem Volksgeist abgewonnene, die Zustände als rein menschliche unbefangen wiederspiegelnde Darstellungen, bei aller Treuherzigkeit nicht ohne einen Anflug von Ironie und Genre-Derbheit Von ihm: Kristalle. Gedichte. München, 1827; 2. vermehrte Auflage: Regensb., 1838; — Jesu geheimes Leben. Epos in Legenden und Paramythien. Regensb., 1844; 2. Aufl. 1846; — Gedichte in altbayerischer Mundart mit grammatikalem und etymologischem Anhang. 2 Bände. München, 1845. 47. — Walhalla. Schilderung. Regensb., 1842; 3. Aufl. 1850; — Erläuterungen zu den Grundgesetzen des deutschen Reiches. Das., 1849; — Beiträge zum

Die Verlagshandlung wandte sich sofort, in neuer Sorge um das einmal begonnene Werk, an den Unterzeichneten, dessen wahre Theilnahme für dasselbe sie wohl erkannt hatte, mit der Bitte, das Unternommene fortzusetzen.

Es kostete lange Ueberlegung, ja einige Ueberwindung, bis ich mich entschloß, diesem Antrage zu willfahren; denn eben jenem erwartungsvollen Blicke, mit welchem ich schon dem erst verheißenen Werke entgegensah, war es auch bei Durchsicht einiger Aushängebogen nicht entgangen, daß auf die in denselben dargelegte Weise eine Zeitschrift für deutsche Mundarten den Ansprüchen der Gegenwart an ein solches Unternehmen keineswegs genügen könne; ja, ich enthielt mich nicht, noch während des Druckes darauf hinzuweisen (s. Heft I u. II, S. 93 ff.), um damit dem Herausgeber einen freundlichen Wink für die richtige Lösung seiner Aufgabe zukommen zu lassen.

Aber gerade aus diesem Grunde kam die Verlagshandlung mit ihrem Anliegen zunächst an mich, und jene Liebe für das zeitgemäße, der Wissenschaft förderliche Werk an und für sich, neben der Ueberzeugung, daß es ganz anders betrieben werden müsse, wenn es seinen Zweck erreichen, ja überhaupt nur einigen Fortbestand hoffen wolle, überwog endlich bei mir so manches Bedenken, und entschied für Uebernahme der weiteren Herausgabe dieser Zeitschrift.

Daß ich bei dieser Zusage nicht auf mich allein rechnen konnte, liegt, abgesehen von der geringen Kraft des Einzelnen und von meiner durch ein anderes Amt vielfach in Anspruch genommenen Zeit, schon in dem Wesen der Sache selbst, der diese Zeitschrift gewidmet ist, hinlänglich begründet: ihre Bearbeitung erfordert eine möglichst weite Verbreitung über alle Lande deutscher Zunge. Im Vertrauen nun auf eine gleiche Theilnahme, die der

---

Thema: Kirche und Staat. Politisch-kirchliche Aufsätze. München, 1850. — Außerdem eine Reihe historischer und naturhistorischer Abhandlungen, philosophischer, sprach- und kunstwissenschaftlicher und politischer Aufsätze in den verschiedensten gelehrten Schriften und Journalen.

(Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter, S. 925.)

Zweck dieser Zeitschrift, — Forschung und Pflege unserer theueren Muttersprache in ihren weithin verbreiteten, im Volke noch frisch fortlebenden tiefsten Wurzeln, — wie bei mir, so auch bei vielen Anderen erwecken muß, zähle ich auf eifrige Mitwirkung in Nah und Fern, auf treue Beihülfe lieber, alter Freunde und so manches neuen Bekannten, den diese Arbeit mir, bei meiner Rückkehr auf das liebe Gebiet der Muttersprache nach langer Verbannung aus demselben, in der Folge noch gewinnen wird.

Erfreuliche Zusicherungen wurden mir bereits auf die erste Anzeige meines Beginnens und auf meine Bitte um Unterstützung desselben von sämmtlichen Freunden, an die ich sie zunächst gerichtet. Möge die gleiche Bitte, die ich mit diesen Zeilen an Alle richte, die sich zur Förderung eines solchen Werkes wahrhaft berufen fühlen, eine gleiche Aufnahme finden!

Mit einem neuen Plane für die gemeinsame Arbeit will ich nicht schon jetzt dem im ersten Hefte entworfenen störend entgegentreten, noch auch der Erfahrung Anderer vorgreifen, die uns beim Fortgange des Werkes auch hier das Beste lehren wird. Halten wir uns also im Allgemeinen an die dort gegebenen Grundzüge; doch wollen wir dabei nie versäumen, geeignete Vorschläge zur Vervollständigung und Besserung derselben laut werden zu lassen.

Auch im Aeußeren wird zwar, wie es nunmehr nicht anders thunlich ist, der erste Band, der nur auf sechs Hefte sich erstrecken und in diesem Jahre zuverlässig noch erscheinen soll, dem einmal gemachten Anfange gleich bleiben; doch ist die Verlagshandlung entschlossen, hierin mit dem Beginne des zweiten Jahrgangs auch ihrerseits Das zu leisten, was man von einem derartigen Unternehmen mit Recht verlangen darf.

Mit der Bearbeitung und Ausführung des Planes aber dürfen wir nun und nimmermehr da stehen bleiben, wohin diese Zeitschrift bei ihrem ersten Erscheinen gestellt, oder auch nur, Weniges ausgenommen, an Das uns halten wollen, was dort gegeben wurde. Es ist dies, wie ich es schon nach Erscheinen des dritten Aushängebogens frei und offen am rechten Orte bekannt, so auch heute noch meine feste Ueberzeugung. Hier müssen wir sogleich um ein gutes Stück voran eilen, wenn wir mit dem raschen Gange derjenigen

Wissenschaft, der auch diese Blätter zu dienen bestimmt sind, gleichen Schritt halten wollen. Ein Blick auf das erste Doppelheft wird jedem Kenner dasselbe sagen; darum bedarf es hier nicht einer weiteren Darlegung der mancherlei Mängel desselben, und — „**de mortuis nil nisi bene!**“

Ehren wir das Verdienst des Begründers dieser Zeitschrift dadurch, daß wir das von ihm begonnene Werk erhalten und mehr und mehr zur Vollkommenheit bringen, — dann ist zugleich der Wunsch erreicht und die Hoffnung erfüllt, mit welcher ich, von reiner Liebe für unsere edle Muttersprache getrieben, diese Arbeit übernommen habe.

Dr. Karl Frommann.

Die deutschen Volks-Mundarten

in Beziehung auf Geschichts- und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung.

Von

Dr. Friedrich Hoffmann.

Wenn wir eine Periode der Literatur eines Volks nach der überwiegenden Zahl von Werken benamen können, welche einem Felde des menschlichen Wissens und Strebens vor den übrigen gewidmet wird, so leben wir Deutsche gegenwärtig in der naturwissenschaftlichen Periode. Die Naturwissenschaften sind es, in deren Dienst die größten Geister der Nation wirken, und sie haben in Deutschland das Wunder möglich gemacht, daß der bis dahin in die stolze Burg der Wissenschaft eingeschlossene und durch ihre weitläufigen Vorwerke (Gymnasien, Universitäten ꝛc.) mit vieler Kunst und Mühe vom Volke abgetrennte Fachgelehrte nunmehr gezwungen ist, auf dem so weiten und wichtigen Felde seiner ehemaligen Standesweisheit auch schriftstellerisch unmittelbar mit dem Volke zu verkehren. Die Naturkunde will zur Volksliteratur gehören, und dieses würdige Streben belohnt ein solcher Erfolg, daß sogar die ernsten, schwer auftretenden Werke der Gelehrten allmählig auch in das Volk Eingang gefunden haben. Die Gelehrten selbst bemühen sich eifrigst mit den Resultaten ihrer Forschungen immer tiefer und bis zu den untersten Schichten der Nation vorzudringen, so daß wir dermalen in Deutschland ein und denselben Gegenstand zu gleicher Zeit Platz fassen sehen in allen Zeit- und Volksschriften, vom einfachsten Kalender bis zu den feinsten Journalen der Salons.

Diese Herrschaft der Naturkunde über die Geister muß von dem wohlthätigsten Einflusse nicht bloß für Landwirthschaft, Gewerbe und Künste, sondern auch für die übrigen Zweige der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft werden. Es ist ein trauriger Abwurf der Zeitverhältnisse, daß in so vielen Lebenskreisen die alten Streitfragen ins immer Kleinere zersplittert werden,

daß die Geister ganzer Disciplinen immer wilder auseinanderfahren, daß eine babylonische Begriffsverwirrung Schulen und Sekten schafft und trennt, und zwischen den vorwärtsdringenden und rückwärtszerrenden Koryphäen und ihren Trabantenschaaren ein großer Haufe steht, der vor dem unheimlichen Kampf sich nicht anders als mit dem Schild der Gleichgültigkeit gegen Alles zu schützen weiß. In dieses Chaos gehört der große Ordnungsruf der Natur.

Der Ordnungsruf! denn das Studium der Geschichte der Natur führt uns zu der anderen Erscheinung des Weltalls, die nach der Schöpfung selbst das größte Wunder ist: das Gesetz, nach welchem das Weltall vom Anfang bis in Ewigkeit fortbesteht. Je mehr wir der Erkenntniß dieses Gesetzes, nach welchem Gott die Welt regiert, uns nähern, desto klarer tritt die unerschütterliche Ordnung in der Verwaltung aller Mittel und Kräfte der Natur uns entgegen, vom Bestehen und Vergehen des Sterns am Himmel wie des Steins am Wege. Dazu gelten diese unermüdlichen Forschungen einem Felde des Wissens, auf dem alle Menschen wandeln, das nicht in Büchersammlungen Millionen für immer verschlossen ist, sondern das selbst als ein offenes Buch vor Aller Augen daliegt. Und wie wir diesen Forschungen als erste Wohlthat das verdanken, daß dem Aberglauben seine geisttödtende Macht mehr und mehr entrissen wird, dann, daß die Gaben der Natur täglich besser zum Nutzen der Menschen verwendet werden, und daß der Mensch sich vor Allem daran gewöhnt, die natürliche Bestimmung der Dinge zu ergründen, um nicht dieser Entgegengesetztes mit ihnen erreichen zu wollen, — ebenso kann es nicht ausbleiben, daß auch auf dem rein geistigen Gebiet in allen seinen Theilen immer weiter die Willkühr des Einfalls vor dem Gesetze des Gedankens zurückweicht.

Es hilft kein Verschließen der Augen mehr; die Erkenntniß sickert durch die engsten Ritzen tiefer und tiefer in das Bewußtsein der Massen, daß die Natur allein die Lehrerin aller Gesetze und aller Ordnung ist und Nichts auf Erden seine Bestimmung erfüllt, das nicht fest und treu ihrem Fingerzeig folgt.

Dieser naturwissenschaftliche Zug der Zeit hat auch die ethnographischen Studien erfaßt und ist bis zur Politik vorgedrungen.*) Und einmal so weit

*) W. H. Riehl „Land und Leute", (Stuttg. u. Tüb. 1854) macht in der Einleitung „Das Volk als Kunstobjekt" darauf aufmerksam, wie die Gegenwart in ganz anderer Weise als irgend eine frühere Periode das Volk als Gegenstand der Kunst auffasse. Während man früher einzelne hervorragende Persönlichkeiten zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht, das Volk aber nur als angedeutete Staffage in den Hintergrund gestellt, werde es jetzt mehr und mehr eine Hauptfigur, die sich in breiter Individualisirung in den Vordergrund von Bildern und Dichtwerken stelle. Aber

vorgeschritten, mußte er auf dem natürlichsten Wege zu den Forschungen übergehen, welche die Leuchte der Völkerkunde sind, zu den Sprachforschungen. Und so ist denn auch unsere Pflicht, jenen Fingerzeig der Natur bei der Betrachtung unseres Gegenstandes nicht außer Acht zu lassen.

Aus dem Vorhandenen hervorgehen, eine Zeit lang bestehen, und dann in Anderes über-, in Anderem aufgehen, — diesem allgemeinsten Naturgesetz sind, wie die Völker und Volksstämme, so auch die Sprachen und Mundarten unterworfen. Die Gesetze der Entstehung der Sprachen sind noch unergründet; von ihrem Bestehen und ihren allmähligen Verwandlungen sprechen Tausende von Schriften; aber auch ihr Verfall und Untergang hat seinen natürlichen Verlauf und folgt bestimmten Gesetzen, die, je mehr die Forschung in Geschichte und Völkerkunde vorwärts dringt, immer deutlicher an das Licht treten. Von den Lehren, welche wir diesen Forschungen bis jetzt verdanken, mögen hier einige in wenige Sätze zusammengedrängt stehen.

Die Sprache ist der lebendige Ausdruck des Volksgeistes. Jedes tüchtige Volk hat eine tüchtige Sprache, wie wir in der Masse des Volkes den tüchtigen Mann aus seinem Wort erkennen. Die Urthümlichkeit und Reinheit der Sprache ist das Zeugniß eines festen, unverfälschten Volkscharakters; einem gesunkenen Volk ist, wie seine Ehre, auch seine Sprache gleichgültig, und die Gesunkensten des Volkes werden dem zerstörenden Fremden zuerst und am meisten huldigen. Ein gesunkenes Volk kann nur durch eigne Kraft sich wieder erheben: eine Sprache, die einer fremden zur Lehrerin bedarf, ist keiner Selbstständigkeit mehr werth. Keine Sprache besteht ewig; aber jede Sprache, in welcher die höchste Blüthe des Geistes, die ein Volk erreicht, in Schriftwerken niedergelegt ist, überlebt ihr Volk und geht erst mit dem letzten Blatte dieser Werke unter. Das Volk aber geht unter mit seiner Sprache. Eilt das Volk seinem Verfall zu, so hilft kein Stützen der Sprache: man reinigt mit der Sprache nicht auch das Volk. Was zum Sterben reif ist, stirbt. Aber so lange noch Lebenskraft in ihm ist, muß ihm seine Pflege werden, wie dem Todkranken durch den Arzt. Ist eine Sprache selbst nicht mehr zu retten, so liefert doch jede hinsterbende die Keime für eine künftige.

---

nicht bloß der Künstler und Dichter könne aus dieser neuen Auffassung des Volks als einer Gesammtpersönlichkeit Gewinn ziehen, sondern auch in noch reicherem Maße der Staatsmann und der politische Schriftsteller. Auch die Menschenwelt müsse, wie die Natur, als abgerundeter Organismus, als Kosmos, aufgefaßt werden." (Deutsches Museum, 1851, Nr. 32. „Naturlehre der deutschen Stämme und Staaten" von Karl Klüpfel.)

Jede Sprache ist, den Gesetzen der Natur gemäß, wandelbar, jede hat, wie der Mensch, ihre liebenswürdige Kindheit, ihre Flegeljahre, ihre jungfräuliche Entwickelungsperiode, ihre Blüthenzeit und ihr hinwelkendes Alter. Und, wie der Mensch, scheidet manche Sprache in der Kindheit aus dem Leben, manche in der schönsten Blüthe, während andere mit zäher Beharrlichkeit der Vernichtung trotzen. Wie viele Sprachen mögen auf der Erde schon dahin geschwunden sein, von denen nicht die geringste Spur auf uns gekommen ist! Wo wir aber die Geschichte eines Volkes kennen, das seine Sprachdenkmale bis in alle Zeiten bewahrt hat, da sind auch die Ursachen ihrer Umwandlungen erforscht. Vom mächtigsten Einfluß auf die Sprachen sind der Krieg, der Handel, die Religion und die Auswanderung. Sie sind die Hauptursachen aller Sprachmischungen, der Herrschaft einzelner Sprachen über vielerlei Völker und des Verfalls und Untergangs anderer. Krieg und Religion bewirken raschere, weil gewaltsamere, Umbildungen; der Handel breitet seine Sprachherrschaft nur allmählig aus. Während aber der Krieg wie ein großer Strom seine Bahn verfolgt und seine breiten Spuren in bestimmter Richtung hinterläßt, suchen Religion, Handel und Auswanderung auch die abwärts vom Zeitstrom liegenden Stätten auf und schaffen jene Sprachinseln, welche der Sprachenatlas uns in allen Ländern der Erde zeigt.

Werfen wir, um unserem Gegenstand näher zu kommen, einen Blick auf die deutsche Sprachkarte, so haben wir nicht bloß ein großes Stück deutscher Geschichte, sondern das deutlichste Spiegelbild der Seele des deutschen Volks mit ihren mächtigsten Regungen selbst vor uns. Groß und breit liegt es da, nach Ost und West die Arme weit ausstreckend; aber auch fast bis in sein Innerstes zerrissen von einem fremden Sprachkeil*) und mit einer fremden Sprachinsel**), an deren Ueberfluthung bis heute die deutsche Brandung vergeblich gearbeitet hat.

Beginnen wir unsere Betrachtung der Sprachkarte an der Südgrenze des Reichs. Hier sehen wir die Alpen längst als Sprachgrenze überwunden. Das Deutsche ist über den Kamm des Gebirgs gestiegen und auf der südlichen Abdachung desselben hinuntergegangen, bis die französischen Dialekte Savoyens, das Romanische der Rhätier, die italienischrn Dialekte von Piemont, Mailand, Bergamo, Trient und Friaul und endlich die slavische Mundart der Slowenzen im Königreich Illyrien dem deutschen Vordringen ein Ziel setzen. Nur von der Schweiz aus hat das Deutsche einen tiefern Keil zwischen das Französische

*) In Böhmen und Mähren.

**) Die Lausitz.

und Italienische hineingeschoben, der bis jenseits des Monte Rosa herausreicht und in Fontanamore seine Spitze hat. Nimmt man zu diesem Keile die zwei tiefen Einschnitte, welche die politische Herrschaft der Deutschen in das italienische Sprachgebiet bis zum Gardasee und in das slavische bis in die Halbinsel Istrien hinein gezogen, so bewahrt uns die Karte drei Zacken, die uns an jene längst zerbrochene Krone erinnern, und derenwillen die Kraft und Blüthe des deutschen Volks von seinen Kaisern Jahrhunderte lang auf diesen Wegen zum Kampf um die Weltherrschaft geführt wurde. Deutsche Sprachinseln liegen in und vor jeder der beiden letzteren Spitzen*) noch heute zerstreut, wie Edelsteine, die aus der alten Reichskrone her verloren gegangen sind.

Die westliche Grenze unseres Sprachgebiets erzählt uns die Geschichte von Deutschlands jammervollster und jämmerlichster Zeit. Ein großes Dreieck, dessen längste, dem französischen Nachbar zugekehrte Seite von der Schweiz bis zur wallonischen Grenze von Belgien reicht, gehört der deutschen Sprache auf französischem Staatsgebiete; nur ist unsere Sprache in dieses Gebiet nicht siegreich vorgedrungen, sondern sie kämpft mühsam auf verlorenem Boden um eine kümmerliche Existenz Der Kreis von deutschen Sprachinseln, Lünstadt, Nancig, Marbach, Görz und Metz, erinnert nur daran, daß auch Toul und Verdun einst zum Reiche gehörten. Der lothringische Dialekt ist, bei dem Mangel an deutschem Schulunterricht und der vollkommenen Losgerissenheit dieser Volkstheile von der deutschen Schriftsprache, so von Patois überwuchert, daß die letzte Spur von deutschen Lauten dort bald verschwunden sein wird. Für den Elsaß bilden die Vogesen noch eine festere Grenze; dort sind noch deutsche Schriftsteller und Dichter bemüht, dem Volke gegen das an der Hand der Staatsgewalt eindringende Französisch seine Sprache zu retten. Aber selbst dort sammelt man bereits alles ächt Volksthümliche, wie die Kinder- und Volksliedchen, die Spielreime und Mährchen, »als Zeichen und Zeugen einer versinkenden Zeit, um sie in die alte Geschichte des Elsaß einzutragen und ihnen als lieben Todten ein bescheidenes Denkmal zu setzen.«

Wir gehen zur Nordgrenze. Die deutsche Sprache feierte im Norden ihre größten Triumphe Hier hatte sie fast das halbe Norddeutschland für sich erst zu erobern, und sie that nicht nur dieß, sie drängte nicht bloß die Slaven von der Elbe bis zur Oder, ja bis zur Weichsel zurück, sondern machte sich zum Herren der Ostseeküste, weit über die Grenzen des deutschen Reichs hinaus. Die Religion drang kämpfend vorwärts, und wohin die Schwerter der deutschen

*) Die VII. Communi, Gottschee 2c.

Ritter nicht reichten, dahin trugen die Schiffe der Hansa deutsche Kultur und deutsche Sprache. Und so sehen wir Beide noch heute herrschen von Dünkirchen in Frankreich bis Riga in Rußland, an den Küsten zweier Meere. Wie zwei sehnsüchtig und liebend nach dem Meere ausgebreitete Arme strecken sich die Sprachgebiete nach West und Ost die Küsten entlang, — ganz so sehnsüchtig und liebend, wie das gesammte deutsche Volk zum Meere blickt. Wer verlangt ein unumstößlicheres Zeugniß für den Beruf der Deutschen zur Seeherrschaft, als uns die Sprachkarte von Deutschland gibt? Ist sie nicht wirklich hier das vollkommenste Spiegelbild der Seele des deutschen Volks? Und war es nicht eine ihrer mächtigsten Regungen, als der Aermste im äußersten Süden, der keine Hoffnung hat, je im Leben das Meer und seine Herrlichkeit zu schauen, sein Scherflein so freudig zur Gründung einer deutschen Flotte gab, als der Reichste im Norden? — Mit dem Muth und der Beharrlichkeit des Seevolkes vertheidigt man im Norden Schritt vor Schritt den deutschen Sprachboden gegen den fremden gewaltigen Andrang; es ist demnach sicherlich nicht Schuld des Volkes, daß man sein altes Küstengebiet von Dünkirchen bis Riga gegenwärtig bis auf den schmalen und durch Schleswig-Holsteins Verlust noch unterbrochenen Strich von Emden bis Königsberg hat zusammenschrumpfen lassen.

Hat das Deutschland der Sprachkarte in West, Süd und Nord ein Gebiet von 9 Millionen deutscher Bevölkerung verloren, so hat es gegen Osten eine fast gleich große Volksmasse der slavischen und lettischen Zunge sich politisch unterworfen. Derselbe Kampf, den wir an unserer Westgrenze (leider! nur) beobachten, wiederholt sich an der Ostgrenze: wie dort die Deutschen des Französischen, streben hier die Slaven, des deutschen Einflusses sich zu erwehren; wie dort die Männer im Elsaß vertheidigend und die Vereine der Vlaminger in Belgien angriffsweise fechten, so sucht hier die große slavische Sprachinsel der Lausitz vor dem deutschen Einfluß zu retten, was noch zu retten ist, während die Tschechen, der mächtige Sprachkeil, der Mittel- und Süddeutschland bis in das Herz des Reichs trennt, durch Vereine und Volksschriften einen längst verlorenen Boden wieder zu erobern trachten. Nur ein Unterschied ist zwischen Beider Bestrebungen: hinter den Slaven und ihrem panslavistischen Schild steht Rußland, mit seiner Macht geheim und offen fördernd, während für die wackeren Streiter jenseits des Rheins nur die frommen Wünsche Einzelner in Deutschland Worte ohne Thaten bereit haben. Dagegen haben Auswanderung und Handel schon frühzeitig nach Osten hin ihre Kultur bringende Kraft bewährt. Die Zips und das Sachsenland in Siebenbürgen sind gleichsam zwei befestigte Sprachinseln im Norden und Osten

des slavischen und ungarischen Oesterreichs, zwischen denen und dem Mutterlande die vielen deutschen Inselchen, welche durch einen großen Theil der städtischen Bevölkerung dieser Länder gebildet werden, ebenso viele Stationen der fortschreitenden Kultur sind.

Daß die Sprachkarte eine Lehrerin der Geschichte ist, zeigt uns am deutlichsten der slavische Sprachkeil, der durch Mähren und Böhmen in Deutschland eindringt. Bernhardi in Kassel, der Erste, der eine deutsche Sprachkarte entworfen, sagt hierüber Folgendes: »Wenn uns auch keine geschichtlichen Nachrichten darüber belehrten, so sähen wir schon aus der bloßen Gestalt der Sprachgrenze, daß der Sturm der Völkerwanderung von Osten her über Europa eingebrochen ist. Das Donauthal bildet die große Völkerstraße, auf welcher Sarmaten, Hunnen und Avaren gegen Westen vorzudringen suchten. Die Letzteren stürmten keilförmig durch die jetzt von den Magyaren eingenommene ungarische Ebene auf die slavische Völkermasse und drängten den einen Theil nach dem adriatischen Meere, den andern nach den Karpathen und nach den böhmischen Gebirgen, wo die fortgeschobenen Massen an der niedrigsten Stelle — durch Mähren — in den böhmischen Bergkessel eindrangen und dessen Ebenen besetzten, während die Deutschen in die Berge weichen mußten und auf den mährischen Höhen sich kaum noch inselweise zu behaupten vermochten. Man streitet bekanntlich noch immer, ob die Deutschen im Riesengebirge und in den Sudeten Urbewohner, oder germanisirte Slaven, oder auch spätere deutsche Einwanderer seien. Hätten die streitenden Theile die Mundart der dortigen Gebirgsbewohner, statt mit dem Schwedischen, mit den zunächst gelegenen österreichisch-bayerischen Mundarten vergleichen wollen, so hätte sich vielleicht schon herausgestellt, daß die beiden Ufer dieses slavischen Volksstroms, deutsch Mähren bei Znaim und deutsch Schlesien westlich von Glatz und Jägerndorf, die Spuren früheren Zusammenhangs fast eben so deutlich tragen, als die an dem Durchbruche eines Flusses sich gegenüberstehenden Felsenwände.«

Wie fern unserem Gegenstand auch die Politik liegt, so müßte der Freund seines Landes und Volks doch die Augen völlig verschließen, träte ihm vor unserer Karte nicht auch eine große Mahnung vor die Seele. Vom Osten drängt die sprachliche Macht der Slaven bis zur Grenze Bayerns vor, von Westen die politische Macht Frankreichs, wiederum im spitzen Keil der Slavengrenze zugedehnt, bis unweit Rastadt; beide Grenzen scheidet eine Strecke von 80 Meilen deutschen Lands; — 80 Meilen — sicherlich keine Breite für ein großes Reich, zumal wenn man bedenkt, daß es noch viele Dinge in der Welt gibt, die nicht bloß mit Bayonneten ausgefochten werden. Der Sprachen-

kampf, der keiner der geringsten Faktoren in dem preußisch-polnischen, wie den österreichisch-slavischen und ungarischen, sowie selbst in den schleswig-holsteinischen Erhebungsversuchen war, ist von den großen Ereignissen der Zeit nur leise überdeckt, nun und nimmermehr erstickt. Er wird, ja, er muß wieder ausbrechen, das liegt in der Natur des Menschen und der Völker; diese Bestrebungen und Kämpfe sind sogar so berechtigt und so ehrenvoll, daß nur das Gesetz der Gewalt sie verdammen kann. Seine höchste geistige Ausbildung kann der Mensch nur in seiner Muttersprache erhalten*); die höchste Zierde, der höchste Stolz eines Volkes sind die Meisterwerke seiner Sprache, und nur im Gebiet seiner Sprache kann ein Volk die höchste Stufe der Entwicklung seiner Bildung und seiner Macht erreichen. Das beweisen die europäischen Kulturvölker der alten Welt, Griechenland und Rom, wie die der Gegenwart, Deutschland, England und Frankreich.**)

Das Gefühl dieser Wahrheit mit dem Streben nach selbstständiger Machtentwickelung beseelt auch die Slaven, und sie werden selbst unter der mildesten deutschen Regierung immer in sprachlicher, folglich nationaler Beziehung Feinde der Deutschen bleiben. Wie aber, wenn eine große feindliche Gewalt dieses volksthümlichen Strebens und Sehnens sich bemächtigte und es als Mittel erfaßte für ihre Zwecke? Der Panslavismus ist kein Gespenst, und dieser slavische Sprachkeil könnte leicht zur Faust werden an einem sehr starken Arm, zu einer Faust am Ganzen Deutschlands! —

Aus diesen wenigen Andeutungen wird sich unseren Lesern bereits mehr als ein Moment für die Wichtigkeit und das vielfache Interesse des Studiums der Geschichte der Muttersprache hinsichtlich ihrer Grenzen gegen das Ausland ergeben haben. Nicht geringere Wichtigkeit für die Sprache selbst und noch bedeutenderes Interesse für das Volk, seine Geschichte und seine Selbstkenntniß bietet das Studium der Mundarten und ihrer Grenzen innerhalb des deutschen Sprachgebiets.

Es bedarf in unserer Zeit wohl kaum noch der Bemerkung, daß die Dialekte nicht ein durch die Zunge des Volks verdorbenes sogenanntes Hochdeutsch (wie man die Schriftsprache häufig bezeichnet), sondern daß sie die

---

*) Herder sagt: „Wenn Sprache das Organ unserer Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist, so können wir nicht anders als in der Sprache unseres Volkes und Landes gut erzogen werden."

**) Nordamerika ist kein Beispiel gegen diesen Satz, denn dort strömen vor unseren Augen erst die Elemente zu einer neuen Nation aus allen Theilen der Erde zusammen, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, zu zeigen, ob, wie es jetzt den Anschein hat, die Mischung dazu gerathen ist.

Wurzeln des Baumes sind, der jetzt als Schriftsprache sich zum alleinigen und allgemeinen Träger der Bildung der deutschen Nation erhoben hat. Nur als nothwendige Brücke auf dem Gange dieser Darstellung füge ich die bekannte Notiz hinzu, daß die heutige Schriftsprache und namentlich unsere Prosa aus dem großen Religionskampfe des 16. Jahrhunderts hervorgegangen und daß Luther Haupterwecker und Verbreiter derselben gewesen ist. Vorher schrieb man in allen deutschen Dialekten, namentlich hatte die »liebliche, melodische, naive und doch so kräftige alemannische Mundart der oberdeutschen Sprache von den Hohenstaufen bis auf Luther sich als selbstständige Literatursprache entwickelt«*) und eine solche Ausbildung erlangt. Diese erste Blüthe der deutschen Sprache wurde erstickt durch diejenigen, denen ihre Pflege zunächst hätte am Herzen liegen sollen: durch die Gelehrten. Sie zogen ein barbarisches Latein der Muttersprache vor, und so blieben die Dialekte dem Volke überlassen und wurden von ihm erhalten, aber ohne Fortbildung durch Schriftdenkmale. Auch die von Luther geschaffene und an Reichthum und Kraft so ausgezeichnete Schriftsprache verfiel dem allgemeinen Geschick Deutschlands im 17. Jahrhunderte. Ueberwuchert von französischem, provenzalischem und lateinischem Gestrüpp, zwischen dem ihre schlangenartig langen und in einander gewundenen Perioden sich endlos hindurch zwängten und athemlos beim langersehnten Punktum ankamen, ward sie dem Volke fremd und den Gebildeten und den höheren Ständen, die in Deutschland stets zuerst dem Fremden huldigten, ein Gräuel. Auf welche Weise die deutsche Sprache von diesem argen Bann erlöst wurde, wie patriotische Gesellschaften und gelehrte Genossenschaften vergeblich an derselben zu reinigen suchten, wie dann abermals erst die Dichter, Männer, die aus dem Volk emporgewachsen waren, dem Volke seine Heimathlaute wieder in verständlicher und anmuthiger Form entgegen brachten, wie hierauf der große Thomasius das damals Unerhörte wagte, die Wissenschaften in deutscher Sprache zu bearbeiten und seinen Studenten deutsch vorzutragen, und Chr. Wolf sie zur Trägerin seiner Philosophie erhob, bis endlich Klopstock die ganze Nation für deutsche Dichtung wieder begeisterte und Lessing mit dem Schwerte seines Geistes alles Unkraut bis auf die Wurzel zerhieb, so daß Goethe und Schiller auf gereinigtem Boden ihre ewigen Werke deutscher Ehre aufbauen konnten, — dies Alles ist ja längst allbekannt.

Ueber die Dialekte waren diese Kämpfe und Wirren der Schriftsprache

---

*) A. Stöber, Proben aus einem elsäßischen Idiotikon, in den Elsäßischen Neujahrsblättern für 1846.

dahingegangen, ohne sie zu berühren. Sie waren gerade zu der Zeit, wo sich die Gelehrten durch das Latein und die vornehmen Stände durch das Französische vom geistigen Verkehr mit dem Volke schieden, sich selbst am treuesten geblieben und hatten der verdorbenen Schriftsprache gegenüber mit ihrer Selbstständigkeit ihre urthümliche Reinheit bewahrt — und bewahren sie zum Theil noch heute. Wir sagen zum Theil, weil das Werthverhältniß zwischen Dialekt und Schriftsprache seit dem neuen großartigen Aufschwunge der letzteren ein umgekehrtes geworden ist. Die deutsche Schriftsprache ist vielleicht dem höchsten Grade ihrer Ausbildung nahe, während die Mundarten theils auf ihrer früheren Stufe stehen geblieben, theils entartet, theils ihrem Untergange nahe gekommen sind. Wie die großen Nationalsprachen, führen auch die Mundarten ihre nachbarschaftlichen Kämpfe auf. Es entstehen Mischungen und Zusammenflüsse einzelner Dialekte; der eine wird vorherrschend, andere verlieren an Boden oder, was noch schlimmer ist, an Eigenthümlichkeit. Manche Dialekte sind sogar an gewisse Stände und Beschäftigungsweisen der Einwohner gebunden, (wie z. B. im Neckar- und Remsthale nur der Dialekt des würtembergischen Weingärtners auch in den Städten noch unverändert geblieben ist), und diese gehen mit den betreffenden Erwerbszweigen unter. Allen aber droht die Schriftsprache mit der Vernichtung ihres besten Theils, d. h. die Macht der ebnenden Kultur arbeitet an der ursprünglichen Anschauungsweise der Menschen so eifrig herum, daß mit dieser viele der treffendsten Ausdrücke, Bilder und Wendungen der Volkssprache allmählig verloren gehen. Allerdings gilt auch hier das Naturgesetz, daß der Sturm nur bricht, was ihm im Wege steht. Wie der Strom der Zeit ganze Völkersprachen hinweggeschwemmt hat und doch einzelne Dialekte derselben, die sich mit Trümmern des Volks abseits vom Strom eine Stätte erflüchtet hatten, unberührt ließ, so sind auch nur diejenigen Dialekte der Umwandlung oder Vernichtung durch den Zug der Kultur am meisten ausgesetzt, welche den Einflüssen der Schriftsprache am zugänglichsten sind. Ist auch dies, soweit dadurch der Civilisation und besonders den einheitlichen nationalen Bestrebungen Bahn gebrochen wird, nichts weniger als zu beklagen, so darf dagegen eben so wenig verschwiegen werden, daß die Schriftsprache dem Volke fast eben so viel nimmt, als sie ihm gibt. »Denn«, sagt eine urtheilsfähige Stimme, »noch ist den Dialekten mancher Vortheil geblieben, der unserer Schriftsprache abgeht. Traulich und zwanglos schmiegt sich der Volksdialekt mit voller Sicherheit an die Vorstellungen, welche er ausdrücken will, und nicht selten stehen ihm auch gefällige Formen neben derben und rauhen zu Gebote. Er hat einzelne von der höhern Sprache längst aufgegebene Tugenden des Alterthums bewahrt, und besitzt namentlich

von dem Wohllaute der alten Formen wie zufällig noch kleine Theile. Hat die Volkssprache nun auch den Keim zur Veredelung eingebüßt, der in den alten Dialekten lag, so ist ihr dagegen ihre unnachahmliche kindliche Naivität, die Ursprünglichkeit ihrer Anschauungsweise und vieler ihrer Bilder und Wendungen, geblieben.« Und dies gilt uns als der edle Kern der Dialekte, der einer liebevollen Beachtung und einer sorglichen Pflege werth ist.

Dieses Kerns muß sich die Schrift bemächtigen.

Man mißverstehe uns nicht, wenn wir heute wiederholen, was der Verfasser dieses in seinem Aufrufe »die deutschen Volksmundarten und ihre poetische Benutzung« schon vor zehn Jahren den deutschen Dichtern an das Herz legte. Es liegt uns nichts ferner, als der Gedanke, eine Ausbildung der Dialekte durch Schriftwerke für möglich zu halten und ihnen durch dergleichen eine literarische Selbstständigkeit neben unserer Nationalliteratur verschaffen zu wollen. Auch wenn dies möglich wäre, könnte es längst nicht mehr wünschenswerth sein; unsere stammverwandten Sprachnachbarn geben uns über den Werth der Dialektselbstständigkeit neben der alleinherrschenden Schriftsprache hinlängliche Belehrung. Holland hat aus seinem Zweig des Plattdeutschen einen eignen Baum gezogen, — und zu welchem Nutzen? Seine politische Selbstständigkeit ist dadurch nicht fester, aber seine literarische Armuth um Vieles größer geworden, während die in vollkommener politischer Selbstständigkeit dastehende Schweiz sich mit der deutschen Schriftsprache auch den ganzen Reichthum der deutschen Literatur bewahrt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Synonyme des Plattdeutschen in Westphalen *).

Der westphälische Bauer, dem sein Acker vorzüglich am Herzen liegt, hat sich manigfache Bezeichnungen für die verschiedenen Arten desselben er-

*) Unter Westphalen verstehen wir hier nicht ausschließlich die preuß. Provinz gleiches Namens. Diese trägt bei Land und Leuten nur in den nördlichsten Gränzstrecken den eigentlich westphälischen Charakter. Die südlicher gelegene Grafschaft Mark hat unter ganz anderen Naturverhältnissen von je eine völlig verschiedene Daseinsweise geführt und Culturepochen durchgemacht, von welchen die nördlicheren, weniger begünstigten Gegenden kaum berührt wurden; — man denke nur an die Kunstentwicklung, welche im 15. Jahrh. in der Mark so eigenthümliche Blüthen trieb. Die heutigen Reste des alten Westphalens sind in dem Theile des Königreichs Hannover zu suchen, welcher sich zwischen den preußischen und oldenburgischen Gränzen erstreckt, also im Bereiche des alten Fürstenthums Osnabrück und weiter hinab bis zu den

funden, nach der Natur seines Landes und den verschiedenen Beziehungen, in welchen er zu seinem Acker steht. — Die Gegend, von welcher wir sprechen, besteht aus den Sandanschwemmungen der letzten Schöpfungsepoche, welche sich an das von der Weser westlich zum Rheine hin sich abdachende Kalksteingebirge anlehnen. Hier wechseln dürre, haidbewachsene Sandhügel mit Niederungen ab, die theils mit Moor, theils mit fruchtbarem Lehmboden ausgefüllt sind, welcher letztere die zum Ackerbau dienlichen Plätze des Landes, wie Oasen in der Wüste, gewährt. Oft ist aber auch den Höhen einiger Ackerbau eingeimpft, dem man selten noch ansieht, mit wie viel Mühe so spärlicher Gewinn erwirkt ist. — So weit eine Gegend nur fruchtbar gemacht und dem Ackerbau unterworfen ist, nennt der westphälische Bauer sie »Land«; alles Uebrige ist ihm Haide — »Haiden«, Moor — »Maur« oder Gehölz — »Holt«. Selbst die Weide rechnet er eigentlich nicht mehr zum Lande. Die Begriffe von Landschaft, Reich oder vom Gegensatze zur Stadt, welche wir mit dem Worte Land verbinden, knüpft Jener nicht daran, denn sein Sorgen und Begreifen geht über sein Besitzthum nicht hinaus. Selbst sein eigenes Haus wird der Bauer nicht als Gegensatz zum Lande auffassen; denn ist er nicht zu Hause, so braucht er sich nicht gerade auf seinem Lande, sondern kann sich auch im Walde u. s. w. befinden. Hier dienen die Ausdrücke: »d'r binnen« und »d'r buten« — innen und draußen; hören wir aber: »de Buur is up'n Lande«, so heißt das ausschließlich: der Bauer — Besitzer des Gehöftes — ist auf seinem Acker beschäftigt. — Das Land zerfällt aber nach seiner Lage und sonstiger äußeren Beschaffenheit in verschiedene Arten, die wiederum ihre besonderen Bezeichnungen haben. Ein in der Ebene offen liegender Acker heißt: »Feld«; ist dieses, wie es in Westphalen gebräuchlich, mit einer grünen Hecke umgeben, so wird es zum »Kamp.« Ist das Land tief gelegen, vielleicht gar von einem Bache durchflossen, so heißt es häufig: »Aae«; gewöhnlich wird derartiges Land aber als Weidegrund benutzt und heißt dann, nach unserm »Wiese«, »Wiske«. Liegt der Acker hoch, d. h. ist er nach den Bedingungen jener Gegend einem früher mit Haide bewachsenen Hügel abgewonnen, so wird er »Esk« genannt. Ein solcher Esk kann aber auch durch Einfassung mit einer Hecke diesen Namen verlieren und

Gränzen der Friesen, wo in Sitte und Sprache der Bevölkerung sich aus den ältesten Zeiten Vieles erhalten hat. Cultur- und Sprachforscher, die es verständen, den schwer zugänglichen Sinn des dort wohnenden Volkes zu eröffnen, würden wahre Fundgruben gewinnen. Nahe den westlichen, oldenburgischen Gränzen liegen einige Aemter, welche nur im Hochsommer und bei Winterfrost erreichbar sind, und deren Sprache selbst von den Nachbarn kaum verstanden wird.

zum Kampe werden. Wird ein Stück Ackerlandes »Slag« genannt, so kann man annehmen, daß es früher mit Holz bewachsen gewesen und erst später für die Ziehung von Feldfrüchten zugerichtet worden. Die Bezeichnung rührt nicht sowohl daher, daß man den Wald zum Zwecke der Urbarmachung niedergeschlagen hat, als sie vielmehr als die beibehaltene alte Benennung des Ortes, wo man früher Holz geschlagen, auch bei veränderter Bestimmung desselben, zu betrachten ist.

Aber auch nach den Jahreszeiten ändern sich die Benennungen des Landes. So lange es in Bestellung begriffen ist, heißt es: »Acker«; wenn es die Früchte getragen hat und ruht, liegt es als »Dräisk«. »Häi gait up 'n Acker« wird man nur im Frühjahre und in der Zeit des Herbstes hören, wo das Land für das Winterkorn zubereitet wird. »Häi driv' up 'n Dräisk« — er hütet das Vieh auf dem ruhenden Acker — ist dagegen ein Ausdruck, den man am häufigsten im Herbste hören wird. — Im Sommer, wo das Land mit Früchten bedeckt ist, weicht die Benennung des Bodens in den Hintergrund und die seines Erzeugnisses tritt hervor. Da hört man nur: »Häi is nå't Kören, nå de Garsten u. s. w. gå'n«. Im Winter ist das Land für den Bauern unter keiner besondern Beziehung vorhanden und hat deßhalb auch keine auszeichnende Benennung.

Aehnlich wie mit dem Lande verhält es sich im Plattdeutschen mit dem Walde, obwohl — sehr bezeichnend für den ausschließlich praktischen Sinn des Volkes — die Wörter: »Wald« und »Hain«, wenigstens in den Gegenden, von welchen hier die Rede ist, gänzlich fehlen. Höchstens findet sich eine plattdeutsche Uebertragung von »Wald« in einigen Namen, wie »Im Wolde« u. a. Die allgemeine Bezeichnung für das, was wir Wald nennen, ist im Plattdeutschen Gehölz, »Holt«. Ein kleiner Wald heißt Busch, »Busk«. Erstreckt sich das Gehölz, wie es häufig vorkommt, längs den Feldern an der Gränze eines Bauerngutes, so wird es »Hagen« genannt, der Ausdruck zugleich für Hecke. Ein mit Wald bestandenes Sumpfland heißt Bruch, »Brauk«, in der Verkleinerung: »Bräuksken«, eine Bezeichnung, die unendlich oft vorkommt, und wohl mit der Benennung der alten Bewohner jener Gegend, der »Brukterer«, vielleicht »Brücher«, »Bräuker«, im Zusammenhange stehen dürfte. Von Tannenpflanzungen wird niemals diese Bezeichnung gebraucht, weil sie selten auf sumpfigem Boden angelegt sind, sondern mehr die Höhen und Sandflächen bedecken. Ein Gehölz, welches unter der Axt sich befindet, d. h. gelegentlich ausgehauen wird, heißt, wie schon angedeutet, Schlag, »Slag«.

Die Worte: Straße und Weg scheinen ursprünglich im Plattdeutschen ebenfalls nicht recht geläufig gewesen zu sein, obwohl sie niemals werden ganz gefehlt haben. Das Wort »Weg« hat ganz dieselbe Bedeutung, wie das gleichlautende hochdeutsche, und wird stets in Rücksicht auf die Entfernung zwischen zwei Orten gebraucht. Die Straße aber, welche zwischen zwei Orten liegt, wird nur so, nämlich »Stråten«, genannt, wenn sie eine auf öffentliche Kosten angelegte Kunststraße ist. Wahre volksthümliche Benennungen treten erst bei den Wegen ein, welche von Alters her auf dem Lande selbst, zwischen den einzelnen Ortschaften und Höfen sich gebildet haben. Ist ein solcher Weg vorzugsweise zum Fahren bestimmt, so heißt er: »Faard«; wird mehr das Vieh darauf zur Weide getrieben, so nennt man ihn: »Drift«, auch wohl: »Utdrift«; ist er nur für Fußgänger bestimmt, so ist sein Name: »Päddken«. Der Weg, welcher oft vom Pfarrhause eines Ortes zu einer Filialpfarre oder in besonders zu berücksichtigende entferntere Theile der Gemeinde angelegt ist, heißt: »Papenpäddken«. — Vereinigt ein Weg alle diese berührten Bestimmungen in sich, so wird er zu einem »Damme«. Solche Dämme führen gewöhnlich durch die Haide von einer Bauerschaft zur anderen, während die anderen Arten von Wegen sich gemeiniglich innerhalb dieser selbst halten.

Quell heißt in den südlichen Theilen Westphalens, wo Quellen häufiger vorkommen, »Born«; in den nördlicheren fehlt diese Bezeichnung. Man sagt da, wo man Wasser hervorquellen sieht: »et wellt«. Der Wasserbehälter mit dem darin enthaltenen Wasser selbst heißt: »Plümpe«. Hält sich, wie es dort gewöhnlich sich gestaltet, das Wasser im Erdreiche, wo es dann eine sumpfige, nicht zu betretende Stelle bildet, so entsteht eine »Quebbe«, wie man sie sehr fürchtet, weil wer sich nicht davor hütet, vornehmlich das Vieh, leicht darin stecken bleibt.

Dr. Aug. v. Eye.

Literatur.

Zuvörderst bringen wir in diesem Hefte, wie es bereits im vorigen versucht worden ist und auch in der Folge stets geschehen soll, sowohl Fortsetzung, als Ergänzungen und Berichtigungen der von Paul Trömel herausgegebenen

Literatur der deutschen Mundarten,

unter Bezeichnung der manchmal zweifelhaften Stellen, an welchen dieselben

in jenes, 446 Werke (nicht Worte, wie Heft I und II, S. 52 steht!) umfassende Verzeichniß einzutragen sein möchten.

9ᵃ **Gottlieb Weinberger.** Die Bedeutung und der Werth der deutschen Mundarten, aus dem Goth., Alt- und Mittelhochd. 2c. erklärt. Nürnb., 1838. 12. 208 Stn.

22ᵃ Einzelne Gedichte in verschiedenen deutschen Mundarten finden sich auch in **Friedrich Hofmann's** Weihnachtsbaum für arme Kinder; 3.—12. Christbescherung. Hildburgh., 1844—53. 8.

22ᵇ Volksthümliche Sagen, Lieder, Reimsprüche, Sprüchwörter 2c. in mundartlichem Gewande enthält **J. W. Wolf's** Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde; Bnd. I. Göttingen, 1853—54. 8.

27ᵃ **Joh. Pet. Hebel.** Zwölf allem. Gedichte, sorgfältig revid. u. vollständ. erläut., mit 9 Federzeichn. v. Hans Brendel, nebst 5 ausgewählten Melodieen mit Klavierbegleit. und dem Bildniß und Facsimile des Dichters. Winterthur, 1849. gr. 4. VI und 26 Stn.

35ᵃ **Ehrenfried Stöber.** Daniel oder der Straßburger auf der Probe. Lustsp. mit Gesang in 2 Aufzügen. Zum Theil in elsäßischer Mundart. Straßb., 1823. 8. 56 Stn.

35ᵇ Neujahrsbüchlein in Elsaßer Mundart vom Vetter Daniel. Straßb., 1824. 8.

36ᵃ **Ehrenfried Stöber.** Steinthäler Gedichte. Straßb., 1836. 8.

43ᵃ **Müller.** Bemerkungen über d. Sprache in d. Schweiz, besond. im Canton Bern. Programm. Rudolst.

69ᵃ **(Sebast. Sailer.)** Creatio Universi, Adami et Aeve, nec non peccatum et Poena Proto-parentum. Die Erschaffung der Welt und der Sündenfall. Ein Schausp. in 3 Aufzügen. 1800. 8. 60 Stn.

113ᵃ **V. Schöpf.** Ueber d. deutsche Volksmundart in Tyrol, mit Rücksicht auf d. Mittelhochd. und die gegenwärtige Schriftsprache. Progr. Botzen, 1853. 8. 44 Stn.

150ᵃ **Anton Freih. v. Klesheim.** Schwarzblatl auf Wanderschaft. Ergebniße u. Erlebniße auf e. Reise durch Deutschl. 2c. In Liedern u. Prosa. Mit Illustrationen v. Herm. Soltau. Hamb. 1852. 8. 375 Stn.

164ᵃ Steyrische Alpengesänge. Vorgetragen v. Herren Fischer, Stark, Schulz und Daburger. 1829. 8.

167ᵃ **Dr. V. F. Klun.** Die Gottscheer; — im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit; 1854, Nr. 3.

203ᵃ **Joh. Heinr. Wilh. Witschel.** Etwas zur Aufheiterung in Versen. Sulzbach, 1813. 8. (Seite 71—78 enthält Gedichte in Nürnb. Mundart.)

204[a] (Joh. Wolfg. Weikert.) Der Hausherr in der Klemme. Lustsp. in 1 Akt. 1817. 8. 32 Stn.

204[b] Joh. Wolfg. Weikert. Gedichte in Nürnb. Mundart. 1828. 8. 94 Stn.

204[c] » » » Gedichte in hochd. Sprache und Nürnb. Mundart. 2. Bndchn. 1830. 8. 94 Stn. 3. Bndchn. 1831. 8. 62 Stn.

204[d] » » » Ein Bändchen neueste Gedichte. 1836. 8. 90 Stn.

204[e] » » » Ged. in hochd. Sprache und Nürnb. Mundart. Nürnb., 1838. 8. 92 Stn. (Nicht dieselben mit 204!)

204[f] » » » Dürer im Munde seines Volkes. Ein Dialog. Nürnb. 1840. 8. 24 Stn.

207 Wilh. Marx. Gedichte in Nürnb. Mundart. 1821. 8. 126 Stn.

211[a] Valent. Wehefritz und Fritz Wildner. Gedichte in Nürnb. Mundart. Nürnb., 1852. 8. 129 Stn.

211[b] Nürnbergs Dichterkranz. Vollständ. Sammlung der best. Ged. sämmtlicher Dichter in Nürnb. Mundart bis auf die neueste Zeit. Mit erläuterndem Glossar. 1854. 8. 247 Stn.

Ueberdieß sind noch viele Gedichte in Nürnb. Mundart von Weikert, Wehefritz, Wildner und A. einzeln im Druck erschienen.

211[c] Johannes Hauck. Des Dorfbarbiers Feierstunden. Hildburgh., 1852. 8. Enthält auf S. 33—48 Gedichte in Gompertshäuser Mundart. Vergl. Firmenich, German. Völkerstimmen, II, 163.

217[a] Jak. Fuhrmeister. Gedichte in Themarer Mundart. Hildburgh. 1850. 8. 52 Stn.

230 E. Streff. Datterich ꝛc. 2. Aufl. Friedberg, 1855. 16. 102 Stn.

231[a] (Wetterau.) Karl Friederich Langsdorf. Der Fleischträger Römer, Ged. in der Wetterauer Mundart, verfaßt im J. 1794. (Von des Verfassers Söhnen herausgeg. und mit sprachlichen Anmerkungen und Erläuterungen der Wetterauer Mundart begleitet.) Darmst. (1842) 8. 28 Stn.

251 A. Meyer. Luxemburgische Ged. und Fabeln. Nebst einer grammat. Einleit. und einer Wörtererklär. der dem Dialekt mehr oder weniger eigenartigen Ausdrücke von Gloden. Brüssel, (1845.) 8. XXVIII. und 199 Stn.

260[a] F. G. Zwahr, niederlausitz-wendisch-deutsches Handwörterbuch. Spremberg, 1847. 8.

309ª H. G. Ehrentraut. Friesisches Archiv. Eine Zeitschrift für fries. Geschichte und Sprache. I Bd. Oldenb., 1849. 8.

315ª L. B. Jüngst. Die volkthümlichen Benennungen (NB! von Orten, Flüßen, Bergen, Landschaften ꝛc.) im Königreich Preußen (Prov. Preußen, Posen, Schlesien, Pommern, Brandenb., Sachsen, Westfalen und Rheinprov.). Berlin, 1848. 8. 125 Stn.

378 Jobst Sackmann. Predigten . . . in e. Samml. mit einigen andern vereinigt. Nebst e. Biographie u. Bildniß des Verf. 5. Aufl. Celle, 1853. 8. 114 Stn.

397ª Klaus Groth. Quickborn. ꝛc. 3. sehr vermehrte und verbesserte Aufl., mit e. Glossar nebst Einleit. v. Prof. K. Müllenhoff. Hamb., 1854. 8. XXII und 332 S. gr. 12.

406ª Hellenia. Ein Taschenbuch v. F. A. Lessen. Rostock, 1824. 8.

408ª Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt= u. Dorfgeschichten. Herausgeg. v. John Brinckman. Erstes Heft: »Dat Brüden geiht üm.« Güstrow. 1854. kl. 8. 36 Stn.

409ª Dr. J. Goldschmidt. Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort. Skizzen aus dem Leben. Oldenb., 1847. 8. 164 Stn.

Der Spruch von Nürnberg, beschreibendes Gedicht des Hans Rosenplüt, genannt Schnepperer. Der ursprüngliche Text mit Erläuterungen...... herausgegeben von Dr. Georg Wolfgang Karl Lochner, k. Studien=Rektor. Nürnb., 1854. 4. (34 Seiten.)

Als Programm der k. Studienanstalt zu Nürnberg hat der Rektor derselben, Hr. Dr. Lochner, wie im J. 1849 Rosenplüt's Gedicht »Von Nurmberger rayß«, so neulich dessen »Spruch von Nürnberg«, — eine gereimte Beschreibung der Stadt und ihrer Vorzüge, — der bisher in dem ersten, sehr unvollkommenen und bereits umgeänderten Abdrucke vom J. 1490 und in einem etwas späteren nur wenig bekannt geworden, aufs Neue an das Licht gestellt (Seite 3—7; 396 Verszeilen), und denselben zugleich mit vielen geschichtlichen, sachlichen und sprachlichen Erläuterungen (S. 8—34) begleitet.

Was die ersteren angeht, so können wir mit einem so gründlichen Kenner Nürnbergs und seiner Geschichte, als welcher Hr. Lochner allgemein gilt, nicht rechten, sondern ihm nur für so manche auch hier gegebene Belehrung, wie namentlich über den blinden Meister auf der Orgel, Conrad Paumann, höchst dankbar sein; wohl aber möchten wir in sprachlicher Rücksicht einige, wenn auch verspätete Wünsche und nachträgliche Berichtigungen hier aussprechen, ohne jedoch das Verdienst des Hrn. L. dadurch schmälern und den Dank versagen

zu wollen, der ihm für diese Herausgabe eines Rosenplüt'schen Gedichtes, von deren großer Zahl nur so wenige bis jetzt gedruckt sind, mit Recht gebührt, da diese Gedichte, wenn auch nicht von poetischem, so doch von besonderem sprachlichen Werthe, und zwar zunächst für Forschung der fränkischen Mundart sind.

Vor Allem hätten wir gewünscht, daß von den drei Handschriften, welche, neben jenem alten Drucke, dem Hrn. Herausgeber vorgelegen, nicht sowohl die, zwar den Schriftzügen nach älteste, aber von überaus unsicherer Hand geschriebene A (Handschrift des german. Mus, Nr. 5339.), sondern besser die ganz neue, aber, wie Hr. L. selbst erkannt, aus einem guten älteren Texte geflossene Abschrift M (Hs. des german. Mus., Nr. 5341.) dieser Ausgabe zu Grunde gelegt, oder doch jede wichtigere Lesart derselben (wie V. 59. besint; V. 118. ein in d. h. geschüt v. g.; V. 172. in sein seiten; V. 272. resoniret; V. 277. ad placitum oder gesatzt; V. 323. und gepet; V. 383. hab, u. a. m.) verzeichnet worden wäre, wie es nur von einer kleineren Zahl zuweilen ganz unbedeutender Abweichungen geschehen ist.

Ebenso ist auch, wenn die Lesarten von A beim Abdruck aufgegeben wurden, Dieß nur in den wenigeren Fällen im Text ausgezeichnet (nach S. 23), oder auch in den Bemerkungen angedeutet worden, was wir nicht sowohl bei Berichtigung der großen Zahl von offenbaren Schreibfehlern jener schlechten Handschrift, deren übrigens noch manche (z. B. in den Zeilen 30. 46. 59. 67. 74. 87. 99. 118. 159 f. 172. 187 f. 202. 229. 231. 245. 262. 289. 297. 315. 319. 323. 330 f. 346. 351. 357. 369. 386.) in dieser neuen Ausgabe störend stehen geblieben sind, als vielmehr bei jenen Lesarten erwartet hätten, die auch etwas für sich haben, oder wohl gar die allein richtigen sind (z. B. 143. heiden; 239. het, u. a.).

Falschen Abdruck gegen die Handschrift berichtigen wir vor anderen zu folgenden Versen: 90 lies lxxxxij; 118. l. geschut; 126. l. das; 167. l. negel; 174. 324. 391. l. wen; 245. l. wurm; 268. l. auß; 275. l. Impni; 277. l. gesaczt; 280. l. flugmaussen; 383. l. hab; und verbessern zugleich noch einige Druckfehler: S. 17, Z. 2. lese man A statt H; S. 18, Z. 15. entblcht (d. i. entbicht = enwiht); Z. 17. ich hor; Z. 8. v. unten: das es in m.; S. 20, Z. 7 lese man 20–26 und nachher 27–37.

Schließlich sei auch einiger unrichtiger Erklärungen gedacht, denen wir in der Inhaltsangabe und bei den Erläuterungen begegneten. — Sein sigel brechen heißt: sein gegebenes, durch Brief und Siegel bekräftigtes Wort nicht halten (Vers 380; vergl. S. 33 u. 22, wo zu verstehen ist: noch haben sie, die Nürnberger nämlich, ihr gegebenes Versprechen nie gebrochen, noch

auch an irgend Einem ihr zugesagtes Geleit nicht aufrecht erhalten.) V. 395 ist müet (: Rosenplüet) nicht von muoten, muthen, wie S. 22 u. 34 geschieht, sondern von mühen (mittelhochd. müejen), beschwerlich sein, plagen, zu verstehen. Bei V. 373 f., wo wir mit M frolichen laun, frohen Muth (s. Schmeller's Wörterb., II, 470), lesen, denken wir an den Aar als an den König der Vögel und als oberherrliches Wappenbild zugleich, sowie an die sprüchwörtliche Stelle des Liedersaals: »Er muoz kumberlichen varn, Als ein huon mit dem arn«; und finden so die (nach S. 33 dunkele) Stelle vollkommen klar.

Diese Gelegenheit benutzend, reihen wir an unsere Beurtheilung der neuen Ausgabe eines Rosenplüt'schen Gedichts zugleich eine Zusammenstellung des Wichtigeren an, was wir für die Sprache jener, in grammatischer Hinsicht noch zu wenig bekannten Entwickelungsperiode aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche, und namentlich auch für die fränkische Mundart aus diesem Spruche sowohl (Spr. v. N.) gelernt haben, als aus dem früher von Hrn. Lochner wieder veröffentlichten Gedichte »von der Nurmberger rayß« (Nr. r.), das, wie es überhaupt weit höher steht als jenes, so auch an sprachlichem Werthe es übertrifft*). Später gedenken wir der Sprache Rosenplüts eine besondere Abhandlung zu widmen, und versparen dahin zuvörderst eine Zusammenstellung seiner Reime und der darauf begründeten Lautlehre.

I. Zur Wortbeugung.

Mit Uebergehung Dessen, was vom Gebrauche der starken und der schwachen Declination zu sagen wäre, bemerken wir hier nur

1) Für die Conjugation im Allgemeinen: a) den, schon im Mittelhochdeutschen begegnenden Wegfall der Endung der 1. Pers. Plur. bei Anlehnung des Pron. wir an das Verb. in fragender Wortstellung, (vergl. Grimm, Gramm. I, 932; Hahn, mittelhochd. Gramm. I, 77; Kehrein, Gramm. der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. I, §. 344); als: gelebt wir, N. r. 232; wurd wir, 251; woll wir, 258; torst wir, 295; schickt wir, 299; tryb wirs, 301. 378; erzeygt wir, 307; het wir, 347; pyt wir, 475. 481; — daneben: wollen wirs, 237.

---

*) Wir hoffen, diese Arbeit werde um so erwünschter sein, als die beiden Programme nicht in den Buchhandel gekommen sind. Doch ist Hr. R. Lochner gern bereit, Freunden unserer älteren Literatur von den noch vorhandenen Exemplaren durch Vermittelung der Redaction dieser Zeitschrift unentgeltlich verabfolgen zu lassen.

b) Das Abwerfen, oder richtiger das Nichtannehmen der Partikel ge— beim Partic. Prät., das schon im Gothischen, Althochd. und Mittelhochd. erscheint, wie auch aus dem Angelsächsischen ins Englische herüber sich durchgängig verbreitet hat. (Grimm, I, 1016; Hahn, I, 101 f. II, 74.), und auch jetzt noch in bayerischen und anderen Mundarten (vgl. Schmeller, die Mundarten Bayerns, §. 485 u. 920, Weinhold, über deutsche Dialectforschung, S. 127), namentlich auch in der Nürnberger, gebräuchlich ist, doch, wie schon in der älteren Sprache, meist nur bei Verben mit stummen Consonanten im Anlaute. So bei Rosenplüt: pracht, N. r. 218; gut kochter speyß, 433; plyben, 84. 352. 477; peliben, Spr. v. N. 370; kumen (: genumen), 61. Vor anderem Anlaute findet sich stets das ge—; ausgenommen: schriben, N. r. 82.

2) Für die starke Conjugation: die älteren, noch mittelhochd. Präteritalformen beleib, pleib, N. r. 195. 432; treib, 196. 430; reit, 214. 233; schrei, 253. 273. 321; weich, 308; erhal, Spr. v. N. 187; schand, 142; wir zugen, N. r. 249. 394; sie beslußen (: wir schußen), 261. 263. 351; sie wuten (wateten, : muoten), 293; sie pugen sich (: sie smugen), 300; wir erpiten (v. erbeiten, erwarten), 362. Ferner die Präsentia er genist, Spr. v. N. 18; man pfligt, 23. 42; ich sych, N. r. 257; den Imperativ rich, N. r. 11; die Participien erhollen (: vollen), Spr. v. N. 38; gehunken, 378; und die zusammengezogenen Formen (Grimm, I³, 176; Schmeller, §. 470; Weinhold, S. 47. Kehrein, §. 124. 157. 198): du geist (gibst), N. r. 9; er geit (: weit), Spr. v. N. 252. 80; er leit (liegt), 79 286; lat (laßet), N. r. 246. — Vergl. Kehrein, §. 351. ff. Hahn, neuhochd. Gramm., 118. Ir wert (werdet) und sie wern (werden; N. r. 51. 231.) ist noch fränkisch.

3) Für die schwache Conjugation: die alten, rückumlautenden Präterita und Participien, gewöhnlich auch mit gekürzter Endung: rant (: brant), N. r. 213. 215; (: want), 201. 203; gerant (: lant), 128; zertrant (: fant), Spr. v. N. 350; gesatzt, 277; geschant (: lant) N. r. 63; dagegen: geschent (: gesent), 403; dez sein dy vir genanten genennt, 388. Ferner: erlost (: trost), Spr. v. N., 176; getrost (: grost), 68. (Vergl. Kehrein, §. 384. Hahn, neuhochd. Gramm., 130; Weinhold, S. 128) und die Zusammenziehungen sie leiten (legten, : peiten), N. r. 130; er seit (sagte), 235, und den Infinitiv lein (legen, wenn nicht für lainen, lehnen), 219.

4) Für die anomalen Verba: sein; sie sein, sind (: ein, Spr. v. N. 27; : wein, N. r. 45) sehr oft und nur so, wie noch jetzt in bayerischen Mundarten (Schmeller, §. 951.) und im fränkisch-thüringischen sie senn (vgl.

Weinhold, S. 128.). Das alte Prät. was (: genas, R. r. 106) ist häufig. Vgl. Kehrein, §. 385. Hahn, nhchd. Gr. 133. — haben; Präs. ich han, Spr. v. R. 336; Prät. er het (: er tet), R. r. 115. 117. 149 ꝛc. wir heten, 363. 365. Kehrein, §. 386. Hahn, 144. — thun; Prät. er tet, R. r. 113; sie teten, 241. Kehrein, §. 386. Hahn, 143. — gönnen; Präs. ich gan, R. r. 311; Hahn, S. 138. — türren, dürfen; Präs. er tar, Spr. v. R. 13; Prät. er dorst (bedurfte, brauchte), 86; torst wir, R. r. 295. Kehrein und Hahn, a. a. O. Weinhold, S. 130. — dünken; Präs. dünkt, Spr. v. R. 15; Prät. daucht, 186. Hahn, S. 145. —

II. Zur Wortbildung.

Der —. Schon hie und da im 12. Jahrhundert (Graff's Sprachschatz, V, 203), doch häufig im Mittelhochdeutschen (Grimm, II, 819. 1019. Hahn, mittelhochd. Gramm. I, 32. II, 71. Mittelhochd. Wörterb. v. Benecke-Müller, I, 312) begegnet uns ein den Verben vorgesetztes der — (statt des gewöhnlichen er —), wie es auch heute noch in mehreren, namentlich oberdeutschen Mundarten als ein oft tonloses Präfix fortlebt (Schmeller, Gramm. § 451. 1049. Bayer. Wörterb. I, 389; Reinwald's henneberg. Idiot., I, 21. 184. II, 17. Weinhold, S. 116). Bei Rosenplüt finden wir: derweycht, R. r. 423; zahlreiche Beispiele bei Grübel, Weikert und den anderen Nürnberger Volksdichtern.

Ge —. Tief begründet in der eigentlichen Bedeutung der Partikel ge — (Grimm II, 843 ff. Hahn, mhd. Gr. II, 74), die aus dem Begriffe der Annäherung und Vereinigung (= lat. con-, co- aus cum) den des Festen und Dauernden entwickelt und daher gern mit dem der Vergangenheit sich verbunden hat, liegt der schon im Althochdeutschen, doch mehr noch im Mittelhochd. vorkommende Gebrauch derselben, wie vor dem Participium Prät. (vgl. oben), so auch vor den Infinitiven, welche von mögen oder können abhängig sind. Grimm, a. a. O., S. 847 ff. Er zeigt sich noch bei Rosenplüt: — Dar vber kein hirß gespringen mag, Spr. v. R. 150. E man dy frucht mag ausgemeßen, 120; Daz es nymant nyder mocht gewurgen, R. r. 152; ebenso R. r. 212. 284; — während er gegenwärtig aus der Nürnberger Mundart gänzlich verschwunden, und neben der Schweiz (Stalder, Dialektologie, S. 51 ff.) nur noch am Obermain (Schmeller, Mundarten Bayerns, §. 982. 984), wie in thüringischen und hennebergischen Gegenden, deren wahres Schiboleth er geworden ist, häufig vorkommt. Vgl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, II, 138. 140 f. 147. 149 ff. auch 194 ff. —

Zu —, aus dem schon im Alt- und Mittelhochd. gewöhnlicheren za —,

ze —, zi — (Grimm, II, 723. 861 ff.) und noch in Volksmundarten (Schmeller, Wörterb., IV, 212) üblichen ze — z· — verderbt, an der Stelle des neuhochd zer — (wahrscheinlich aus ze — er), finden wir bei Rosenplüt nur in zuhauen, Spr. v. N. 314. —

Der —. Das ältere örtliche Pronominaladverb dar, da, (althochd. thâr, dâr; nicht zu verwechseln mit seinem Correlativ dara, dar, dahin; Grimm, III, 172. Benecke-Müller, I, 303.), das, wie schon im Mittelhochdeutschen, so auch neuhochd. nur noch in Zusammensetzungen vor vocalischem Anlaute (daran, darauf 2c.) in dieser Form, sonst als ein verkürztes da (damit, dabei) erscheint, wird mundartlich, besonders in Süddeutschland (Schmeller, Wörterb. I, 388) wie schon in der älteren Sprache (Ben.-Müller, I, 306[b]) auch noch jetzt sowohl allein, als auch als ein tonloses der —, auch in d'r — gekürzt, in adverbialen Zusammensetzungen gefunden. Rosenplüt gebraucht einfaches dar, für da, vor folgendem Vocale, Spr. v. N. 157; zusammengesetzt dervon, Spr. v. N. 18. dernyder, N. r. 121. 128. 130; neben darnach, Spr. v. N. 53; dorvon, 110. 151; dorpey, 147 und dopey, 130. —

III. Zur Satzlehre.

1) Verbum. a) Infinitiv mit dem auxiliaren Verbum thun (Grimm, IV, 94.): Dorvmb man die stat für heilig thut haben, Spr. v. N. 306. Als dye schrift tuht sagen, 308.

b) Participium Prät. nach nütze (gut, leicht, schwer, lieb 2c.) sein: Eim hasen ist erlicher vnd nüczer gewichen denn gestorben von den hunden; N. r. 317 f. Vgl. Grimm, IV, 129.

c) Numerus Singularis für den Plural (Grimm. IV, 199): Erst hat mein got vnd dye heiligen vergeßen; N. r. 322.

d) Singular und Plural neben einander von einem Subject (manig; vgl. Grimm, IV, 195) abhängig: Da sah man mangen müden drabanten, dye nach hin durch daz waßer wuten vnd wider an zu schießen ving (: erging); N. r. 292 ff.

2) Pronomen possessivum von einem Genitiv in seiner Beziehung genauer bestimmt und verstärkt, wie schon, wenn auch selten, im Mittelhochdeutschen, und auch noch in der späteren Volkssprache, wo diesem Gebrauche ein süddeutscher Dativ beim Possessiv an die Seite tritt (vgl. Grimm, IV, 351. Schmeller, §. 732. 744. Weinhold, S. 140.): Dar nach so zelt man der ir schar; Spr. v. N. 53. (d. i. deren ihre Sch.; jetzt sagt man fränkisch: denna ihr Sch. = denen ihre Sch.).

3) Artikel zwischen Zahlwort und Substantiv: Drey die frumsten

heiden; Spr. v. N., 127. Drey die frumsten kristen; 136 Die frumsten Juden drey; 137. Daneben: Der frumsten Juden drey (Hs. M. die fr.), 129. Drey der (M. die) aller frumsten kristen; 131 Newn der (M. die) allerfrumsten person.

4) Substantiv. Den lebendigeren Genitiv der alten Sprache, namentlich mit dem Begriffe des Theiles, finden wir:

a) vom Verbum abhängig (Grimm, IV, 646 ff.): Da schickt wir in aber der pleyern slehen; R. r. 299. Ich wolt ir het ir nye gefunden; 320. Ebenso 433. 311. 361. Spr. v. N. 255: Nimrot der meyster nie gewon.

b) vom Adjectiv oder Adverb abhängig (Grimm, IV, 734. 760): Ir solten wenig sein genesen; R. r. 348. Ebenso 459. 469. Spr. v. N. 13 17.

c) vom Pronomen abhängig (Grimm, IV, 737.): Was man derselben fündling fint; Spr. v. N. 34. —

5) Negation, doppelt ausgedrückt (Grimm, III, 727.): Nie kein schuld; Spr. v. N. 50. Nye kein liebern tag; R. r. 232. So tugt ir nymermer zu keinem fürsten; 316. — Bei diesen einzigen Beispielen von gehäufter Negation bei Rosenplüt ist wohl zu bemerken, daß dieselbe nur scheinbar und vom Standpunkte des Neuhochd. aus gültig ist, da ursprünglich das kein (aus mittelhochd. dehein, dekein; Grimm, III, 40 f.) an und für sich nur positive Bedeutung (irgend ein) hat, wie das franz. aucun. Vgl. Schmeller, Wörterb. II, 304.

IV. Zum Wörterbuche.

Aber, abermals, wieder; R. r. 299. 301. Schmeller Wörterb. I, 10. Grimm, Wb. I, 29.

abstreichen, ausstreichen (in der Schrift); R. r. 13. Grimm, I, 133.

abthun, umbringen, schlachten; R. r. 64. Grimm, Wb. I, 138.

abtilgen, vernichtend entfernen; R. r. 479. Grimm, Wb. I, 140. s. unten ausschreiben.

als (aus al — so, ganz so): 1) für so; als jemerlich; R. r. 278. als ser, 314. 416. als lang vnd vil; Spr. v. N. 124. 2) für wie; süß als der honig; R. r. 473. 3) als — als (engl. as — as), als weit als —, Spr. v. N. 124. als lang als, R. r. 431. 4) als lange bis —, Spr. v. N. 36. Vgl. Schmeller, Wörterb. I, 50. Grimm, I, 248 ff.

ankommen, Einen, sich ihm nähern, besonders feindlich; R. r. 163. Grimm, I, 385.

anlangen, Einen, ihn angreifen (feindlich); R. r. 268. Grimm, I, 390.

anmerren, anknurren, bildlich; vgl. marren. Spr. v. N. 101.

anpfuchzen, R. r. 209. Schmeller I, 307; Zarncke zu Brants Narrensch., S. 309.

ansetzen: pis ym der tot het an geseczt; R. r. 60. Schm. III, 296. Zu Grimm I, 460.

aufpauken, anschwellen; R. r. 172. Zu Grimm, I, 699.

Auge, das, als Begriff eines werthvollen Besitzes: Er het vil lieber ein Aug verlorn; R. r. 192. Vnd wär ir eim ein Aug enphallen, Er het sich nit darnach gepuckt; 331 f.

(außlecken), auflecken, aufspringen, hintausschlagen (vom Esel, Spr. v. R. 394.) Grimm, I, 683; vom alten lecken, hüpfen, springen, welches noch bei Luther (Apostelgesch. 26, 14. 9, 5. Ps. 29, 6. Jes. 35, 6. Jer. 50, 11. Hiob 21, 11. Hes. 34, 21. I. Sam. 2, 29) gebraucht wird, und im neuhochd. leichen (auch frohlocken und dem französierten Lakai?) und dem mundartlichen ein junger Lecker (Springinsfeld, unerfahrener Mensch) noch fortlebt. Vgl. Ben.-Müller, I, 957. Diefenbach, II, 124 f.

außreisen, ausziehen, namentlich in den Krieg, R. r. 444. 458. Schm. I, 125 f. Grimm, I, 932.

außschreiben, schreibend (aus einem Buche) ausschließen, entfernen; R. r. 479. Daz sy nicht in dem lebendigen puch (= Buch des Lebens) Werden abgetylgt und außgeschriben. Zu Grimm, I, 960.

außen, auswendig; außen können, Spr. v. R. 279. Schm. I, 118. Grimm, I, 1026, 5.

Barmung, die, Erbarmung; R. r. 5. 28. 32. Grimm, I, 1136.

befriden, sich, vor —, sich sicher stellen, schützen; Spr. v. R. 140. Schm. I, 604. Grimm, I, 1272.

begehen, sich, seinen Erwerb und Unterhalt finden; Spr. v. R. 19. Schm. II, 6. Grimm, I, 1287.

beiten, (meist peiten geschrieben, wie überhaupt viele p für b im Anlaut), Eines, ihn erwarten; R. r. 132. Schm. I, 218. Grimm, I, 1403 ff.

bekennen, kennen, erkennen (wovon noch das rückumlautende Partic. bekannt), R. r. 386. Schm. II, 304. Grimm, I, 1417.

bennisch, im Bann befindlich, mit dem Bannfluch belastet; R. r. 415. Grimm I, 1474.

besorgen, sich, vor —, sich hüten vor; R. r. 360. Zarncke, a. a. O., S. 392. Grimm, I, 1636 f.

besunder, Adv., besonders; Spr. v. R. 54. Schm. III, 267. Grimm I, 1630 f.

bittern, bitter sein oder schmecken; bildl. gereuen; N. r. 33. mit Anmerk.; Ben.-Müller, I, 176. Grimm, II, 56.

blecken, blicken lassen, entblößen; N. r. 50. 207. Schm. I, 234. Grimm, II, 86 f.

Boden, der; Redensart: der B. ist aus, es ist gänzlich vorbei mit Etwas, es ist verloren. Meim kriegen ist der poden auß, Wenn ich mich hewt nicht gerechen kan; N. r. 327. Schm. I, 156. Grimm, II, 210 f.

Bot, Pot, das, Gebot, Befehl; N. r. 457; das potlein, Spr. v. N., 324. Schm. I, 223.

brengen für bringen; (: hengen) N. r. 197; noch fränkisch.

Brief, der, Urkunde; Spr. v. N. 2. Schm. I, 254 f.

bucken für bücken; Partic. gebuckt (: geruckt), N. r. 332. Schm. I, 152. Weinhold, S. 128.

Da und do werden im Spr. v. N. ohne Unterschied neben einander örtlich und zeitlich gebraucht, während in der N. r. nur da für beide erscheint.

dan, dar, s. hindan, hindar.

Daus, Taus, die Zwei im Karten- und im Würfelspiel (v. franz. deux), wie As, verderbt in Es (v. franz.-lat. as), die Eins. Bildlich bezeichnet nun in jener ersten Zeit der Aufnahme des Kartenspiels, das schon in seinen Farben und Bildern die verschiedenen Stände sinnbildlich vertritt: Daus es das gemeine Volk, so wie daneben Katter drey (d. i. quatre-trois) den Mittelstand und Seßzinck (d. i. six-cinq) die vornehmen Standespersonen. So heißt es bei Rosenplüt (N. r. 24 ff.): »Taus es wartt daz ir icht verslaft Vnd weichet nicht von kotter drey, Dye werden euch daz spil gewinnen; — Eseßzynck dye wonen euch nicht pey.« Ebenso 107 f.: »Da macht got sein gnad offenwar, Daz tawß es vor seß zynck gnas«; auch 284 und 403. Vgl. Grimm, Wörterb. I, 578.

dauß, für da außen; N. r. 44.

des, Adverb. (Genit.), deshalb, daher; N. r. 232.

dester, desto; Spr. v. N. 51.

dick, oft; Spr. v. N. 386.

dürfen, bedürfen, brauchen; Eines, N. r. 467.

dürsten, Muth bezeigen, heftig begehren, nach — (verderbt aus türren, Prät. torste, und mit dürsten vermengt): »Last euch nach in als ser nicht dürsten«; N. r. 314. Vgl. N. r. 424. Schmeller I, 458.

E, die, Bund, Testament; »in der alten E«, Spr. v. N. 137. Schm. I, 3.

e, ehe, bevor; mit daß verbunden: ee daz wir schußen; N. r. 263. Schm. I, 3.

eben, gleich, gemäß; paßlich, bequem; N. r. 457. Noch jetzt in der fränk.

Mundart (Schm. I, 11), besonders auch im gegensätzlichen: des is net unám, = nicht unrecht, nicht übel. Zarncke zu Brants Narrensch., S. 460.

Ei, das, auch als Bezeichnung einer werthlosen Sache, und daher Verstärkung der Negation (Grimm, Gramm. III, 729. Ben.-Müller, Wb. I, 413 f.); N. r. 434. 440.

ein; — über ein, sämmtlich, alle zusammen; ganz und gar, einig; woher neuhochd. überein kommen u. a., hat die ältere Sprache auch noch in überein sein (werden) = eins sein (w.); N. r. 122. Ben.-Müller, I, 418.

einnehmen, aufnehmen (ins Haus); Spr. v. N. 28.

eitel, Adj. und Adv., leer, bloß; nichts als, nur (wie noch mundartlich lauter und pur; Weigand, synon. Wörterb., Nr. 567); N. r. 280. 407. 414. Spr. v. N. 66. Schm. I, 129.

erbeiten, Eines, erwarten, s. beiten; N. r. 362. Schm. I, 218.

erhellen (Prät. erhal, : befalh; Partic. erhollen), ertönen, erschallen; Spr. v. N. 38. 187. Schm. II, 171. Ben.-Müller I, 683.

erst (Superlat. zum alten êr, ê, eher) Adv., demum, jetzt eben, nun; N. r. 322.

erstocken, verstockt werden; Spr. v. N. 331; Schm. III, 613.

(Schluß folgt.)

Mundartliche Dichtungen und Sprachproben.

Eingang.

(Hochdeutsch.)	(Nürnberger Mundart.) *)
Es steht der Forscher vor der Hieroglyphe,	əs sitzt dər G'lêrt' dâu, zwisch'n sein vêiər Wénd'n,
Die aus der dunklen Vorwelt zu ihm spricht;	Und grüb'lt, wos dər Kratzfouss¹) wûl bədeut't:

*) In der Lautbezeichnung haben wir uns nach Schmeller's scharfen und genauen Bestimmungen gerichtet. Vergl. dessen „Mundarten Bayerns" §. 14 — 99 und S. 477—485, sowie unten die Anmerkung zu der Polyglotte.

Er holt sie aus der Pyramiden Tiefe,
Doch er versteht die heil'gen Zeichen nicht:
Umsonst strengt er sich an, die Schrift zu deuten, —
Der Schlüssel liegt im tiefen Strom der Zeiten.

Er wühlt in alten, staub'gen Pergamenten,
Und späht dem Sinn verscholl'ner Sprachen nach,
Er forscht in dicken, blätterreichen Bänden, —
Vergeb'ne Müh'! — es dämmert ihm kein Tag:
Tief liegt der Schatz, der schon zu lange ruhte,
Es schlägt nicht an der Schule Wünschelruthe.

Wir lassen ihn der Vorwelt Gräber fragen,
Und ehren dankend seinen Forscherfleiss;
Er höre, was die Steine Thebens sagen
Und der Aegypter alter Sonnenkreis,
Den Sinn der Keilschrift mag er sich entziffern,
Und lösen die geheimnissvollen Chiffern.

Uns aber soll der Väter alte Sprache,
Die wir noch sprechen, nicht ganz untergeh'n;

Dər Fisch, dər Vûg·l áf dən Pergamént·n, —
Mit all sein̄ Grüb·ln kummt ər doch nit weit:
Dən Schreibər wenn ər hèit, dén möcht· ər fråugng, —
Der schläft schō lang, alláns mouss ər si' plâugng.

ər wêilt in alt·n Schwart·n, alt·n Schunk·n.[2])
Di alt·n Språuch·ng buschtabêi·rt ər z·samm',
Er tout[3]) si' or·əntli' drin untərtunk·n;
Er mánt, sû hásst dés Wûrt; doch mánt er·s kám,[4])
Su tout·s[3]) ən andərər ganz anderscht lês·n
Sei̅ Mêih und Plâugh is doch umsunst när[5]) gwês·n.

Mir[6]) lâuss·n s· grüb·ln und di Tâudt·n fråugng
Und dankng schêi für îrən Schwáss und Mêih;
Mir[6]) woll·nəs[7]) dâu nit mit Egipt·n plâugng,
Mer[6]) könnə doch dêi Schnörk·l nit vərstêi̅:
Wêi lêst mer[8]) 's Krokodill, ın Stern, di Schlangə?
Dəs Abəzèi, dés is vərlûrn gangə.[9])

Wos mir[6]) no' wiss·n, woll·n mər[6]) á' fest halt·n, —
Di Spràuch, dêi unsri Alt·n hobm g·red·t;

Ein Monument sei sie uns jener Tage,
Die Nürnbergs Glanz und Grösse einst gesch'n;
Die Sprache, in der Grübel uns gesungen,
In der des Meisters Kränzlein einst erklungen *).

Kann ich mit ihm nicht um die Palme ringen,
Die ewig grünend seinen Staub umweht,
So will ich doch in seiner Weise singen,
Bis mir zum Singen einst die Kraft vergeht,
Bis meine Leier bricht, die Saiten springen,
Und ihre letzten Töne leis verklingen.

Es wechselt Alles; Sprachen selbst verschwinden,
Es mahnt an sie nicht ein bekannter Ton;
Nur in den Büchern kann man sie noch finden,
Am Ende reden Steine nur davon:

Dər Grüb'l hâutəs⁷) oft drin untərhalt'n:
Wos manchər Schreiər sogng mogh, — i' wett',
ə Kränzlə̃ werd von denən Kánər schreibm, —
Dés Kränzlə̃ werd 'n alt'n Màstər bleibm.

Kôn i' nìt wêi mei̋ altər Màstər dicht'n,
Von den mər [8]) rîd'n werd wál [10]) Nürnbergh stèit,
Su wär i' mi' doch immər nâuch în richt'n,
Und dicht'n, bis dər Audəm mir ausgèit,
Bis dass mei̋ Dichtərkästlə ganz tout [3]) z'springə̃
Und meini Lêidər immər leisər klingə̃. **)

Vərgèi̋ tout [3]) Alləs, wos mər [6]) när [5]) à̃segng;
Sû gèit's á' mit dər Sprâuch, á' dêi vərgèit,
Bis dass áf d' Letzt wos mər [8]) no' hâut mei̋twégng
Zər Nâut in alt'n Wörtərbêichərn stèit:

*) Das Kränzləs-G'spräch, unstreitig Grübels bestes Gedicht; ein wahres Sittengemälde seiner Zeit.

**) Die Bescheidenheit unseres Dichters wollte an die Stelle der vorletzten Strophe die folgende einsetzen, die wir auch für der Mittheilung werth halten:

Und wîder nâuch vîl tause̋d Jâuərn wèr'n
Di G'lêrt'n unsər Sprâuch gaər nit vərstêi:
Deutsch wird mər [8]) rîd'n no', dés gláb' i' gèrn, —
När [5]) unser Deutsch nìt, wêi mər's [6]) rîd'n hêi.
Di Boub'n ténnəs [3]) su êiz [1]) schő probêiə'n
Und manchmâul îrən Vôdər corrigêiə'n.

So nach Jahrhunderten lebt Nürnbergs Sprache	Su nâuch əd nâuch wèr'n Hiroglîf'n draus
Nur noch in Büchern, nur noch in der Sage.	Und kummt am End' á' ganz egiptisch 'raus.
Joh. Wolfg. Weikert.	Joh. Wolfg. Weikert.

Sprachliche Erläuterungen.

1) Kratzfouss, der, koburgisch auch Krêkelfuss, hochd. Krähenfuss (beide vielleicht für Kräuelfuss, v. krauen, kräueln, kratzen; vgl. Schmeller II, 378), schlechter, unleserlicher Schriftzug.

2) Schwart'n, die, ein altes Buch, wahrscheinlich v. dem ehedem gewöhnlichen Einbande in dickes Schweinsleder (= Schwarte).
Schunk'n, Schink'n, der, bedeutet das Gleiche, vielleicht ebendaher, oder von dem veralteten, räucherigen Aussehen hergenommen.

3) thun, das den süddeutschen, besonders fränkischen Mundarten so beliebte Hülfszeitwort; vgl. oben S. 124. III, 1.

4) kàm, kaum.

5) när, nur, wie dieses aus mhd. ne-wære, es wäre denn, zusammengezogen in niwer, nuwer, neur etc. Schmellers Wörterb., II, 700. 704. Grimms gramm. III, 247. 726.

6) mir, tonlos mer, mər, wir; Schmeller §. 685. 722. Wörterb. II, 611.

7) —əs, uns; Schmeller §. 371. 717.

8) mer, man; Schm. §. 571 Anm.* Wörterb. II, 577. 611.

9) gangə, gegangen, Partic. prät. ohne ge—, neben g'wes'n, g'red't; vgl. oben S. 122, b.

10) wàl, d. alte weil, dieweil, in seinem ursprünglichen Sinne (v. Weile, Zeitdauer), so lange als, während; Schm. Wörterb., IV, 57.

11) êiz, êizə, êizət, jetzt, aus mhd. ie-zuo, ieze. Schmeller I, 8. IV, 213 f.

Der Herausgeber.

Lautbezeichnung für Dialekte.

Wie die grammatische Erforschung der Volksdialekte auf die scharfe Auffassung der Laute im Munde des Sprechenden Acht haben muß, so ist auch die genaue Darstellung der Laute in der Schrift eine unerläßliche Vorbedingung für eine sichere grammatische Untersuchung der Dialekte. Dialektproben, welche nicht mit einem über die gewöhnliche Schrift hinausgehenden Vorrath

von Lautzeichen dargestellt sind, haben nur für denjenigen einen Werth, der die Lautverhältnisse des Dialekts schon durch eigenes Anhören kennt, und nur in so lange, als die Erinnerung an den lebendigen Laut dem Gedächtnisse nicht entschwunden ist.

Für meine Aufzeichnung schwäbischer Idiotismen, die ich seit Jahren sammle, habe ich mir auf Grund der Lehren Schmellers und Rapps eine Lautbezeichnung festgestellt, deren Hauptgrundsätze ich hier kurz aufführen will.

Die einfachen reinen Vocale a e i o ö ü werden mit den gewöhnlichen Buchstaben bezeichnet. Für den dumpfen Vocal, der aus Abschwächung aller andern entstehen kann, Rapps Urlaut, dient ein umgekehrtes e ə, z. B. gæbə, traibə. Das alte â ist schwäbisch häufig ein zwischen a und o in der Mitte stehender Laut, den ich å bezeichne: mål, hår.

Für die Diphthonge genügen die gewöhnlichen Zeichen nicht. Der erste Theil des Diphthongs ist häufig der ebengenannte Urlaut und nur der zweite ein heller reiner Vocal z. B. trəibə, fəil, məus.

Eine Eigenheit des Schwäbischen ist die nasale Trübung der Vocale; ich bezeichne sie durch ˜ über dem Vocal: ã, ẽ, ä̃, ĩ, õ, z. B. ãregə, mẽdeḥ, õruə. Diphthonge nasalieren immer beide Vocale zugleich ãõ, ãẽ, wofür ich a͡o, a͡e schreibe: ga͡o, fa͡ed.*) In Kõərle ist nur õ nasal, aber oə sind nicht diphthongisch. Es ist zu bemerken, daß bei Diphthongen immer der erste Laut die Hauptbetonung trägt.

Die Quantität der Vocale darf nicht unberücksichtigt bleiben. Die Kürze lasse ich unbezeichnet, ebenso die Länge der Diphthonge. Die Länge bezeichne ich mit ^ : â ê î ô û; die Länge von ä und ö mit æ und œ.

Für die Consonanten nehme ich von den gebräuchlichen nur die einfachen Zeichen; für den Laut des nhd. sch setze ich ș, für den des nhd. ch nur ,.**) Das gutturale n (ng, γγ) bezeichne ich nach Rapps Vorgang mit η, wofür in den Officinen das griechische Eta verwendet werden kann. Die Unterscheidung der zwei Gutturalaspiraten ergibt sich von selbst und scheint in der Schrift nicht wiedergegeben werden zu müssen. Allerdings ist das ḥ ein anderes in goziḥ und in maḥə.

Geminationen vermeide ich, wo möglich.

Die Betonung der Wörter kann unbezeichnet bleiben, wenn der Ton auf

---

*) In den nachfolgenden Probestücken wegen Mangels an Typen einstweilen durch a˜o˜, a˜e˜ ꝛc. bezeichnet.

**) Im Probedrucke durch 's, 'h gegeben.

die erste Silbe fällt. In allen andern Fällen und wo Zweifel eintreten könnte, bezeichnet der Acut den Hochton, der Gravis den Tiefton.

Ich erläutere diese Regeln an Beispielen im Dialekte meines Geburtsortes Pleidelsheim, Oberamts Marbach.

Tübingen.

A. v. Keller.

Der Mord kommt an die Sonne.

(E. Meiers deutsche Volksmärchen S. 53.)

S i'sd ə mal ə 'snəidər gwæə, o͂n där håt e͂m pfarhəus z Hepfi'he g'saft[1]), o͂nd wiə ər e͂m åbnəds ho͂a͂m i'st, då i'st ə Jûd vor əm drəus gloffə, o͂n där håt grəusi'h[2]) vil gäld bəi əm ghêt e͂n səe͂m gälgurd. Då hats de͂ə 'snəidər uf o͂a͂ mål glu'sd na'h däəm gäld, o͂nd wiə se am wäldle o͂ms ek kommə se͂nd i'sd ma͂e͂ 'snəidərle net fəul o͂nd 'slaet əm mit sa͂e͂nər graosə 'sær ə di'hdegs he͂ndən an kopf, das dər Jûd gləi z bôdə bflompfd.[3]) Dər Jûd håt gotsje͂mərli'h[4]) g'srəuə.[5]) Wart no͂, håt ər gsaet, iəz i's wol na'ht, abər d sonn wurd di 'sa͂o͂ vərrådə. Dər 'snəidər abər håt əm d gurgl ze͂mə[6]) drukt, bis ər kalt wordən i'sd. Dərnå håt ər əm sa͂e͂ gälgurd əusglært o͂nd i'sd mit ho͂a͂m ga͂ngə.

Nå i'sd s la͂ŋg la͂ŋg â͂'g'sda͂ndə o͂n ka͂ me͂n's håt mae a͂n de͂ə Jûdə de͂nkt.[7]) Dər 'snəidər håt s 'sulzə sa͂e͂ Bæwəle[8]) gno͂mə ond håd vil ägər o͂nd we͂ŋərd[9]) kaofd o͂nd i'sd am e͂nd gâr ə här wordə o͂nd uf s rådhəus ko͂mə.

ə mål a͂ mə so͂nde'h då håt er as emål əus'slafe wellə[15]) ond i'sd aeər'sd ûfgwa'ht må[10]) n əm d so͂nnə n e͂n d aogə g'sa͂e͂d[11]) håt. Då i'sd əm nå uf o͂a͂ mål a͂e͂gfallə, was dər Jûd håt gsaet ghêt: Wart no͂, iəz i's wol na'ht, abər d sonn wurd di 'sa͂o͂ vərrådə. Jå, håt ər de͂ngd,[7]) dû vi'h dû, negs hås gwisd. o͂n drîbər håt ər ləut nəus gla'ht. Was la'h'sd de͂n? fragt ə sa͂e͂ wəib. Nå håt ər ər de ga͂nz g'si'ht vərzêlt, wiə s mit dem Jûde ghêt håt o͂nd håt no͂ ə mål gla'ht: diə sonn dæt viləi'ht 'sa͂o͂ 'swätsə,[12]) we͂n se no͂ e zo͂ŋg het.

Säl[13]) i's guət gwæ, abər əs 'snəidərs sa͂e͂ weib[8]) håt doch ən grəusə ond wiə a ən dəulə[14]) n a͂n əm ghêt von sällər[13]) zəit a͂ o͂nd håt ən ne͂me

mễga.[14]) ŏnd ə mål, då håt ər dər mẫ ən ôrfəig gæ, wəil se d suppa net re'ht ko'ht håt, ŏnd was duət se? gləi nŏm zŏm pfarrər ŏnd se'ht əm älləs, das iər mã sällə[15]) Jûdən ŏmbrå'ht hæb ŏnd se solləd ə nŏ packə, sui wel negs mae vỗn əm.

Nå hənd se n gləi ghôld ŏnd älləs håt ər g'sdåŏ̃ miəsə[15]) ŏnd i's kepfd wordə. ŏnd wiə se n nəus hẽnd, håt ər nŏ əmål ã n hẽml nuf gukt ŏnd g'srəuə[5]): jå, d sonnə håt me doch nỗ vərrådə.

Klage eines Weibes am Grabe ihres Kindes.

O du gozi'hər[16]) ẽngl,
du zukər'sdẽngl,
du sârŏ̃sblåŏ̃m,
du raosə!
O du liəwr sîbəhemədr,[17])
drui hå's ghêt
ŏnd fiəre hed e dər ma'hə låŏ̃.[18])

Maikäfer.

Maeəkäəfr fliəg əus!
fliəg ẽ məẽnər ã̃nə həus,
brẽng mər ebfl ŏn bîrə!
kom bal wîdər!

Sprachliche Erläuterungen.

1) 's a f ə n, schaffen, (schwaches Verb.), arbeiten, sich beschäftigen; Schmeller, III, 331, 8. Schmid, schwäb. Wörterb., S. 451.

2) g r ə u s i'h, grausig, grauen erregend, dient, wie in fränkischen Mundarten die verwandten g r a u s a m, g r e u l i c h und g r ä s s l i c h (hochd. auch schrecklich, fürchterlich, ungeheuer u. a.) zur höchsten Verstärkung eines Adjectiv- oder Verbalbegriffes. S. Schmid, schwäb. Wörterb., S. 241.

3) p f l o m p f ə n, p f l u m p f e n, plumpen, onomatopoietisch: mit dumpfem Getöse fallen. Schmid, S. 63.

4) gotsjĕmərli'h, gottesjämmerlich, verstärkende Zusammensetzung wie gotteseinzig (zusammengezogen in gottig, gotzig; Schmid, S. 237. Schmeller, II, 83. 84. 89.) u. a. m. Vgl. auch den Ausdruck: Gott zu erbarmen.

5) g'srəuə, geschrieen, nach der schon im Mittelhochd. vorkommenden Nebenform geschriuwen; vergl. Hahn, mhd. gramm. I, 55. Kehrein, Gramm. des 16. u. 17. Jahrh., §. 360.

6) zĕ̂mə, zusammen; fränk. z'sam, aus altem zesamen. Schmeller, III, 243. Schmid, 542.

7) dĕnkt, regelm. schwaches Partic. ohne ge- (bemerke auch drukt, găngə, kaofd, wordə, kŏmə, ko'ht, kepfd, gukt, — neben vielen anderen mit ge-, u. vergl. oben S. 122, b.)

8) s 'sulze sẵĕ Bæwələ, des Schulzen sein Bärblein (Barbara); über diese Wendung vergl. oben, S. 124 u. nachher: əs 'snəidər 'ssẵĕ weib.

9) wĕŋərd, wingert. Weingarten, Weinberg. Schmid, 532. Schmeller, IV, 87.

10) må, d. i. wo, für: als (Schmeller, IV, 5.); vergl. Schmeller, §. 684. Schmid, 388.

11) g'sẵĕd, gescheint, schwaches Partic. für: geschienen; Schmeller, III, 365.

12) 'swätsə, schwatzen, reden; ausplaudern, verrathen.

13) säller, e, es, jener; wohl aus selber? Schmeller, III, 229. 232. Schmid, 491.

14) dəulə, der, Bedenklichkeit, Misstrauen; Widerwillen, Eckel; wol zu ahd. dualian, mhd. tweln, twellen, verweilen, bleiben (engl. to dwell): duâla, tuâla, zögern, Anstand; Eckel. Vgl. Schmeller, I, 364. Diefenbach, goth. Wörterb., II, 647. Schmid, 121.

15) mĕgə, wellə, miəsə, alte starke Participialformen der anomalen Verba (Präterito-praesentia) mögen, wollen, müssen, wie sie auch neuhochd. nicht nur bei diesen und den ihnen gleichen Verben (können, sollen, dürfen), sondern auch in theils richtiger (heissen, lassen, sehen), theils missverstandener (helfen, hören, lehren, lernen, fühlen) Analogie gebräuchlich und oft für einen Infinitiv gehalten worden ist. Grimm, gramm. IV, 168 f.

16) gozi'h, gotteseinzig; s. oben bei 4).

17) sîbəhemədr, siebenhemdiger, Besitzer v. sieben Hemden.

18) ma'hə lẵŏ, machen lassen; vgl. zu 15).

Der Herausgeber.

Nachwort des Herausgebers.

Hr. Prof. Keller führt uns hier ganz erwünscht an eine der ersten und zugleich schwierigsten Aufgaben, welche unsere Zeitschrift zu lösen haben wird, — an die Aufstellung eines **mundartlichen Alphabets**, d. h. aller derjenigen Schriftzeichen, welche den manigfaltigen Mischungen und Trübungen, denen die ursprünglichen Laute im Volksmunde unterworfen sind, möglichst getreu und scharf entsprechen. Möge darum vor Allem auch auf diesen wichtigen Punkt hin die Thätigkeit unserer verehrlichen Mitarbeiter in allen Theilen Deutschlands gerichtet sein, und mögen uns recht bald mehr dergleichen einfache Zusammenstellungen, wie Hr. Prof. Keller eine für die schwäbische Mundart hier gegeben hat, von Nah und Fern zukommen, damit wir dadurch am Ende in den Stand gesetzt sind, einen Vorschlag für jenes mundartliche Gemeinalphabet zu entwerfen, so wie auch nach dessen Billigung oder nöthiger Besserung dafür zu sorgen, daß unsere Officin sich mit den erforderlichen Typen versehe.

Westphälisches Volkslied.

Un de Welt is so wiit und de Himmel so blau,
Un de Sünne schint grell und de Lucht weiht lau,
Un ick läiv' mine Maräi!

Un de Wiske ward gräun un de Bläumkes, däi blai't,
Un de Vögelkes sing't un de Wäterkes flai't,
Un ick läiv' mine Maräi!

Wenn hier en Pott vull Bohnen stait
Und dår en Pott vull Bräi,
Dann låt ick Bräi un Bohnen stån
Un griipe nå Maräi.

Zu diesem Liede, welches aus fast erloschener Erinnerung niedergeschrieben ist, gehören ursprünglich offenbar mehr Strophen. Wahrscheinlich kehrte nach zwei vorhergehenden immer die dritte als Refrain wieder und war vielleicht bestimmt, von einem Chore gesungen zu werden, während die beiden ersten einer einzelnen Stimme zufielen. Das Lied wurde gewöhnlich bei den Spielen der Osterfeiertage von der im Freien sich belustigenden Schuljugend gesungen, unter Aufführung eines Reigentanzes, in welchem Knabe und Mädchen im

Reihen abwechselten. Dieser löste sich jedes Mal beim Singen des Refrains und fügte sich unter den anderen Strophen wieder zusammen, nachdem jeder Knabe seine Gefährtin gewechselt hatte.

Dr. Aug. v. Eye.

Zwei Sagen in Henneberger Mundart.

Das Gericht Gottes.

Es senn ämoel zwä Bauersjaunge met Viehe om Morge in die Waid getrebe. Der eei hoet beim Forttriebe »Walts Gott der Herre« gesäät, onn der anner hoet drü gelacht, daß der so alber wär. Onn indem haets ah zum Früegebet geluit, do thuet der Erst widder si Mötze ra onn verricht si Gebet; der Anner aber spöttelt drü, daß der so odächtig wär, onn der lie'be Gott hüürts ju doch net. Der Erst hoet aber neäst doruff gesäät, es hoet ün aber gegruiselt. Bi nu der Mettaak is komme so hoet di Beide goer sehr gehaungert onn honn off üihr Esse gewart. Das Esse is aber lang uisgeblebe, onn hoet der Bües goer sehr gesflucht onn gezankt drü; der Guet is aber geduldig onn hoet zum Beste geredt. Druff kömmt ä Jäungle gegange, dem Guete si Brüederle, zufriede onn guet, onn hoet den Beide ühr Esse gebracht. Es ist aber beides tracke lie' Brued gewaast, dem Guete sins wisser onn dem Büese sins schwärzer. Do wörd der Bües goer sehr zornig onn verflucht den erste Besse wil si Brued schwärzer is, onn haets ah uis Buesett net gegesse. Druff nimmt hä das lie' Brued onn wörsts ümmer off än groeße Steei bis di Bruese korz onn klei gefarn, di Renne aber is gaanz geblebe: di hoet hä nu spöttisch on si Fahrschnur gebonne onn hoet mit geschluidert bis sü endlich is fartgeflöö onn hoet nog sine Spaaß dro gehaat. Do hoet der Guet »Du lie'ber Gott« gesäät, onn hoet si Brued genomme, haets gegesse onn hoet darnag gebett. Es is aber druff ä groeß Gewitter om Himmel gekomme, goer ä schwerres, onn is ganz naicht off der Erde worn, der Blitz hoet eun onn denn geluckt, hoet igeschlöö onn gekracht als wölls der Jüngsttaak wer. Do hoet der Guet gebett, daß onser Herre Gott doch wöll die Mensche verschue onn ah das lie' Viehe, onn is met sinn Brueder in Gottes Rome heigetrebe. Der Gottlues hoet aber gelacht, is do geblebe onn hoet keei Gebeet gethue, hoet aber dem Guete nachgelacht, daß hä doch naaß wüürd bann hä ah gebett hoet. Bi aber der Guet vom Gottluese fort is, so hats Schlaak off Schlaak igeschlöö, daß goer ville Baim zerbrache, onn hoet so gereent als wöll der lieb' Gott ä Sündflue'th scheck. Do wörd dem Gottluese Angst onn

will sig versteckel. Indem is aber ä groeßer Wolkebruch gefalle onn hoet den Erdbode zeresse onn das Wasser vom Himmel is eigelaufe onn hoet sig gesommelt als wölls ä Meer wer. Me hoet druff von dem Gottluese onn sinn Viehe neäst widder gesiehe. Das Wasser aber koon me hüütiges Tääs nog gesehe, onn heißt zond, das See' bei Bernshuise.

Der unfruchtbare Acker.

Es senn ah zwä Brüeder gewaast di honn von örn Vater än Acker geerbt; das woer si ganz Richthum. Der Vater haett's off sinn Tuedbett besolln, sü sölle sig als Brüeder eitheil. Das honn die Brüeder ah gethue. Der ältst Brueder hie'ß Nicloes onn der jüngst Adem. Nicloes, der vill Keinnerle hatt onn woer än armer Mo, frääť sig goer sehr, daß hä nu kount si Keinnerle besser ernähr. Aber in einige Jarn is dem guete Nicloese si Frääd zur betterre Galln worn. Der Adem woer goer ä Büeser onn hoet sinn Brueder heimlich alles zum Büese gethue: hoet alle Jahr dem Nicloese von sim Aeckerle met dem Fluuk ä Forcht ragereſſe, daß om Ende der Nicloes si Aeckerle nog haab hatt; onn alle Mensche honns dro gesiehe. Do geät Nicloes zu sim Brueder onn bitt ün öms Bluet Christi, hä söll doch so äbbes net thue, hä könnt ju ämoel net di See'ligkeit erlang. Do hoet sig aber der Adem so reei gebraant bi di Sonn om Himmel onn sprecht: Brueder! Du weißt, daß ig vill off Gottes Wuert hall, onn leit bei mie' ümmer di Bibel öff dem Tesch. Bei Leib onn Labe thu ig so äbbes net. Do hoet aber Nicloes gesäät: Brueder! es is ju aber goer zu sichtberlich, daß du mig ömm mi Aeckerle wellst breeng. Mi wonn Marksteei setz, daß mi in di Ruhe komme onn ons Gränze gewieß senn. Do hoet ün aber Adem gesäät: Brueder! mi bruche keei, ig nahm die' neäst. Dem Nicloese haets aber goer wehe gethue, onn hoet sinn Bruder net mögt verkläá.

Bi nu widder Frühjoh'r is gekomme honn di zwä Brüeder in än Taak ühr Aeckerle met Korn bestaalt, honns ah in der Ern in än Taak metänänner geschnete, gebonne onn off Hause gesatzt. Den annere Morge geät der arm Nicloes hi onn will nag sinn Kornhause sehe. Sie Korn is aber haab fort gewaast, onn si Brueder hoet gröeßere Hause gehat als erst. Do hoet der arm Nicloes geschreyt. Onn indem kömmt ah der schieheilig Adem onn will nag sinn Hause sehe; do geät ün Nicloes o onn sprecht: Ach, Adem, mi arme Keinner. Do hoet aber Adem goer mächtig gezankt onn hoet sig verschworn, daß hä das net gethue hätt, bas hä im Senn führt Do sprecht Nicloes druff, ja, Brueder du haest mi Korn off di Hause getröö. Ach mi arme Keinner! Es hoet Nicloes gejommert onn hoet ün si Herz gebloett. Adem

hoet nu sinn arme Brueder verklääẗ: onn bi sü metänanner vüir Gericht komme, hoet sig Adem widder goer reei gebraant. Der Herr Amtme hoet aber di Sache verstanne onn hoet dem Adem das Eid zugeschobe. Adem hoet ah das Eid gethue onn honn goer ville Mensche zugesiehe. Den Adem hoets aber goer sehr geworgt bi hä den Nome Gottes mueß sprech onn mueß si See'ligkeit nenn, do hoet ün schrecklich si Herz geklapst. Eh' aber Adem uis der Amtsstube is komme, so senn di Lichter vüir alle Mensche Aauge uisgegange. Do honn di Lüüt den Adem si arm See'l bedauert, wil di Lichter Gottes Zeiche wärn. Nicloes geät fort onn geät nog ämoel bei si Aeckerle onn sprecht: öm dinthalbe hoet mi Brueder si arm See'l verlorn, du sallst nimmerkmie' widder trää! Der Acker is bis off den hüütige Taak nog ufruchtber, onn kon ün ah off den hüütige Taak nog gesehe.

Kaspar Neumann.
(† auf dem Schlosse Landsberg bei Meiningen.)

Landwirthschaftliches Renommée.

(Ein Wallrabser Bauer in seiner Hildburghäuser Mundart.)

Jé, Frîdər, hast's denn å' schä g'hört
Wås üm uns 'rüm passiert?
Nä, wås mər heut zə Tåg ərfährt,
Dös is net pårmətiert. [1]).

Ich wår dər gestərn in dər Ståddt,
Bei'n Mutschmann unt'n draus;
Då hå' ich's g'hört, —'s wår Sitzung gråd, —
Ich hå' gəglotzt [2]) gra'd'naus.

Då wår'n ə Massə Leut beisamm,
Mər hésst s' di Landwértschaft;
Wås dî Leut tun un' schä gətân
Un' wås dî schä gəschafft,

Dös glèbt ke' Mensch, ich sálbər net,
əs is mər går zu argh.
əs saght å' heut mei Lîsəbet:
Sei darüm aussər Sargh

əs måg no' sei vil odər weng,
So vil is doch gəwiss:
Dös sit mər å' an'n Leut'n schän
Dass net ganz ônə is. [3])

ən Schulz'n habm sə å' wie mir,
Dår hat sein'n b'sundərn Ort;
Un' wås no g'schê söll, bréngt ər füür
Går höflich, Wort für Wort.

Nåch Römhild habm s˙ Schossê gəbaut, —
Un' wèss kâ˜ Mensch wovô˜!
Doch sit's für A'gh'n jedər Mensch;
Si wår vürhár net dô.

Von Håf'nschérmər doch á' net!
An Gáld is zwar ké˜ Nôt;
Doch wo sə's habm un' wie's zûget,
Dös wèss di schwärə Nôt.[4]

Dər Spittəlbach von jéhár wår
— əs is dər drübər 'naus —
Dəs schlách'stə Loch vərn öbern Tôr, —
Jetzt gê 'mal ênər 'naus!

Gar prèchtigh wèrd'r hárgəstellt,
Gemauərt hü'sch mit Stê˜;
Denn håt mər vürhár drübər g'wöllt,
Riskiert mər Hals un' Bê˜.

Wås seght s'n då, an'n Krautbárgh drübm,
Då habm sə Kás 'nei˜ g'sêt:
Ich will nár sê, wås då d'raus wèrd,
Un' öb dös Zeugh aufget.

Von Krautbárgh â˜ dəs ganzə Tal,
Bis runtər an di Wárr,[5]
Dös ganzə Krautfáld, denk ə˜ mal,
Dös söll gəpflastərt wár'!

Dös Dink måg gråd net üb'l wár',
əs krigt doch fest'n Grund;
Denn musst m'r net dəs ganzə Jâr
Drinn' 'rüm båd wie ə˜ Hund!

Zə gråb'm braucht m'r nåch[6] net mêr;
Un' wås wèrd d'ruff gəbaut!
Då gi't's no˜ á' ken'n Gumpəs[7] mêr,
Då bau'n sə lautər[8] Kraut.

Dös kost't d'r doch ə Heid'ngáld![9]
So nám doch nár 'mål â˜, —
Då langə wárlich in dər Wált
Zehntausend noch net 'nâ˜!

Für uns is á' di Aussicht da,
Dəss 's endlich bessər get:
An Läusbárgh pflanz'n sə Toback â˜, —
Dös wèrd ə˜ Rarətêt!

Då get m'r hie un' stopft sich ei˜
So vîl gråd für en'n tágt,
Un', sågh ich dir, ə Blatt söll's sei˜
Wie du noch kens gəràcht!

Dös net əllê˜, — wås wår'sch doch gleich,
Wås si mər noch gəsågt? —
Di Spárk'n,[10] Mäus un' all dös Zeugh
Wár'n aus'n Land gəjågt.

Mər mênt går net, dass 's möglich wär,
Dass so wås künnt gəschê˜;
Wenns so fort get, då gläb du nár,
Dî dárr'n[11] d'r noch d'n Schnê.

Wenn mir'sch ən An'ərər het ərzêlt,
Ich glèb, ich wär blitschblau;[12]
So åbər wår ich selbər dort,
Drüm wéss ich's ganz gənau.

ə Hauf'n dáss'n Zeugh wår 's ch noch,
Går fátz'nmássig [13]) vîl;
Ich ha' net Alləs so gəmárkt, —
D'r Teuf'l márk so vîl.

Ich wär no˘ liebər ábmsgəschmá' [14])
Dən Ab'nd noch då gəbliebm,
Het mich net so zu meinər Frá
Die Sehnsucht fortgətriebm.

Ich såg d'r doch, ich hå'Respeckt,—
Du he'st nár dort söll sei˘, —
Dass wérklich wås dərhinter stáckt,
Dös is ke˘ leer Gəschrei.

Ich denk halt dra˘ in ánəwáck, [15])
Un' bin d'r or'ntlich frô:

M'r håt doch á' schä˘ wås ərlábt
Un' is á' net von Strô, —

Doch so wås het ich net gədacht,
Net üm d'n Preis dər Wált,
Dass mər di Handkás á' 'naus macht,
Un' gråd uf's schlách'stə Fáld.

Mər wèrd schä˘ mit d'r Zeit noch hör'n,
Wie weit sə's nár noch bréngə˘
Si wár'n sich freilich wôl bəthör'n
Net Alləs wèrd gəlingə˘.

Wár'n åbər èrst di Kás gəbaut,
Då is hərnåch ke˘ Rû,
Då baun sə noch zum Sauərkraut
Di Bråtwürscht gleich dərzû!

Joh. Schneyer.

Sprachliche Erläuterungen.

1) pármətiert, ein neuer französischer Eindringling (v. permettre, erlauben) in die alte volksthümliche Redensart: dés is net dərlaubt, es geht über die Gebühr hinaus.
2) glotz'n, mit stieren Blicken schauen, staunen; gewöhnlich: glotz'n wie ən ochs, — wie ə g'stoch'ns Kalb.
3) Elliptische Redensart: es ist nicht ganz ohne Grund.
4) Die schwere Noth (die schwäre Kraukət; Schm. III, 543), die hinfallende Krankheit Epilepsie. Das weiss die schwere Noth (= das weiss der Teufel), das weiss Niemand.
5) die Werra, Fluss bei Hildburghausen.
6) nåch, Adv., nachher, hernach.
7) dər Gumpəs, koburg. Gumpəts (v. lat. compositum), Krauthäupter, „welche in zwei oder vier Theile zerschnitten, gekocht und hernach eingemacht und gesäuert worden.“ Schm. II, 49.
8) lautər, wie das alte eitel und das fremde pur, nichts als. Schm. II, 517.
9) ə Heid'ngáld, sehr viel Geld; ebenso: Heid'nkárl, Heid'nlärm u. a. Schm. II, 151.
10) dər Spárk, Sperling. Schm. III, 577.
11) dárr'n, dörren.
12) blitschblau, blitzblau; Schm. I, 241. Ich gláb, ich wär bl., ich wäre belogen. Vgl. blau á˘lauf'n lass'n, belügen.
13) Fátz'n, Fètz'n, eigentlich ein abgerissenes Stück (namentlich Tuch, Leinwand, Papier); in Zusammensetzungen als verstärkender Begriff; ə Fátz'nkárl, Fatz'nfräd, = grosser Bursche, Freude. Als Adj. dazu gilt fátz'nmássig, sehr gross, ungeheuer.
14) ábmsgəschmác; dieses Ungethüm unserer unterfränkischen Mundarten, das

immer als ein Räthsel der Etymologie aufgestellt wird, ist weder aus „ehen so gemach", eben so bequem, — wie schon behauptet wurde, — noch, wie ich erst neulich von befreundeter Hand gelesen, aus „eben die Schmiere" entstanden, sondern aus dem schon im Mittelhochd. üblichen eben sô mære (mhd. mære, Adj., lieb, theuer), eben so lieb, eben so gut, eben so leicht, zusammengezogen und den gleichbedeutenden alssmár, glei'somár, gradsomár verwandt (Schm. II, 607).

Das alte Adj. mære wurde bald verkannt und in mehr umgedeutet (vgl. W. Wackernagels Leseb., III, 412, 5. 494, 24), wie auch Luther in seiner Schrift „an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte Deutsches Landes, dass sie Christl. Schulen auffrichten" etc. schreibt: „So lass man eben so mehr Säue und Wölffe zu Herrn machen". —

Es ist somit diesem Adject. gerade so ergangen wie dem ihm angehörigen Substantiv mære (Kunde, Erzählung, Gegenstand der Erzählung: Sache, Geschichte) in der schon im Mittelhochd. üblichen Wendung: waz (ist der) mære? (vgl. der mære vrâgen, der mære sagen, u. a.), die jetzt im Munde des (fränkischen) Volkes: wås is dər mêr? was gibts? wovon ist die Rede? und: wås dər mêr is, um was es sich handelt, wie die Sache sich verhält, lautet. Vgl. Schmeller, II, 606.

15) in énəwáck, in einem (Stucke) fort, immerfort.

Der Herausgeber.

Sprachliche Erläuterungen

zu der nachfolgenden Polyglotte.

Auch an diesen parallelen Sprachproben aus acht verschiedenen, mittel-, nieder- und oberdeutschen Mundarten haben wir, da sie gerade hier von besonderer Bedeutung sein muss, eine schärfere Lautbestimmung auf Grundlage der von Schmeller dafür aufgestellten Schriftzeichen versucht. Bei einigen derselben (Nr. 2—4) mag sie in Ermangelung der dabei unentbehrlichen lebendigen Mittheilung minder genau ausgefallen sein. Es wäre darum sehr zu wünschen, dass in der Folge alle für unsere Zeitschrift einzusendenden Dialektproben zuvor mit Schmeller's oder anderern, erst noch zu erfindenden Zeichen eine möglichst genaue Lautbestimmung erhielten, da sie ohne dieselbe für den Sprachforscher nur von geringerem Werthe sein können. Die hier gebrauchten Schriftzeichen sind folgende:

a bezeichnet das gewöhnliche, gröbere a in reindeutschen Wörtern
á das feinere, höhere, dem ä zuschwebende a der romanischen Sprachen;
å das dumpfe, dem vollen, reinen o sich zuneigende;
â ist das längere a; áá u. åå die Dehnung von á u. å;
e u. ê das reine e, wie im französischen ê;
é liegt höher und schwebt gegen i (= i);
è liegt tiefer, gegen ä geneigt;
ə bezeichnet den dumpfen Laut des verklingenden e, wie in den unbetonten Endsylben hochdeutscher Wörter (nehmet, Vater);
o oder ó der gewöhnliche, dem u zuschwankende Laut dieses Buchstaben;
ä, ö u. ü gelten für ihren kurzen gewöhnlichen Laut; die Länge derselben wird, wo nöthig, mit æ, œ, üü bezeichnet.
Die diphthongische Mischung v. âu, êi, èi etc. ergibt sich hieraus von selbst.
gh das schärfere g, etwas weicher als ch, besonders im Auslaut;
g das weiche, dem französischen g vor a, o, u entsprechend, namentlich im Anlaut.
‾ bezeichnet ein ausgefallenes, gewöhnlich durch Nasallaut des Vocales ersetztes n; —' den Ausfall eines r; —' den jedes anderen Consonanten;
—' steht für einen ausgestossenen Vocal, namentlich für e.

Polyglotte.

Lasst mich gehn!

(Koburger Mundart.)

1) Lässt mich gè!

Sá't, Nachbər, wos mei˜ Fræd' is, —
Di Sunntigh früü mei˜ Rû
Do hær' ich in mei˜n Gártlá
D'n Glogg'ngläut'n zu.

Do is's so still un' hámlich,
Ká Zank un' ká Goschrei;
In'n Himm'l kann 's nét schönnər
Wie in mei˜n Gártlá˜ g'sei! ¹)

Wan do wos Schlimm's in'n Kopf kümmt,
Dán wàr noch nécks Guts drinn;
Dán kümmt áá' in dər Kérch'n
Nécks Bessersch' nei˜ sei˜n Sinn.

Nécks géger'sch Kérch'ngénná!
Dés sog mər Kánnər nôch!
Nét Jedər hot ə˜ Gártlá˜
Un' Fræd an'n Glogg'ngschlôgh.

När wenn ich mit mei˜n Schöpfər
əllá˜ in Gártlá˜ bin, —
Vərzeih mər'sch dər Herr Pfarrá!
Do blei' ich lîbər drin.

Ich lob' mər'sch in dər Kérch'n
Rácht voll von dər Gəmáá˜,
In Gártlá˜ mit mei˜n Schöpfər
Bin ich halt gárn əlláá˜

Dr. Friedr. Hofmann.

(Eisfelder Mundart.)

2) Losst mich gê!

Sá't, Nàchbər, wos am Libst'n
D'n Sunntig früü ich tû:
Do hær' ich in mei˜n Gártlá˜
Hàlt gárn d'n Läut'n zu.

Do is's so still und hémlich
Ké Zànk nét und ké G'schrei;
Dûbm 'n Himm'l kà˜'s nét schènnər
Wie in mei˜n Gártlá˜ g'sei˜! ¹)

Wán do wos Schláchts 'nei˜'n Kópf kümmt,
Dán wàr nuch niss Gutts dinn;
Dán kümmt áá' in dər Kèrch net
Niss Bessersch 'nei˜ sei˜n Sinn.

Dəs Kèrch'ngénn is á' schö,
Sog Kénner mir wos nôch!
Doch hot net Jed'r ə˜ Gártlá˜
Un Frêd an'n Glogg'ngschlôgh.

Drüm wenn ich mit mei˜n Schöpfər
əllê in Gártlá˜ bin, —
Vərzeih mər'sch dər Herr Pfarrə!
Do blei' ich lîber dinn.

Ich lób mər'sch in dər Kèrch dinn
Rácht vûl von dər Gəmêé˜: —
In Gártlá mit mei˜n Schöpfər
Bin ich hàlt gárn əlléé˜.

---

1) g'sei, sein, Infinitiv mit ge — nach können; vgl. oben S. 123, II.

(Themarer Mundart.)

3) Lasst mich gêə!

Sett, Nochber, bàs*) mei˜ Frœd is, —
D·n Sonntigh, én dər Früü,
Horch ich gern én mei˜n Gärtlə˜
Zu'n Gloggəläutə˜ nüü'.

Doə is so still on' hämlich,
Kä˜ Zânk on' kä˜ Gəschrei:
én Himm·l kô ·s net schünnər
Bi én mei˜n Gärtlə˜ g·sei˜!

Benn doə wos Schlimms én Kôpf kömmt,
Doə woər noch niss Gut·s dénn;
Doə kömmt áá' én dər Kerchə
Niss Bessersch én d·n Sénn.

Niss gégə 's Kerchəlaffə!
Doə musst dei˜ Maul du hall':
Net Jedər hot é˜ Gärtlə˜
On' Fröd on Gloggə˜schall.

När benn*) ich mit mei˜n Schöpfər
əllæ én Gärtlə˜ sétz, —
Vərzeih dər·sch dər Herr Pfärrər! —
Doə blei'st də liebər, Frétz.

Ich lob· mir·sch én dər Kérchə
Rácht vôll vô dər Gəmæ˜: —
én Gärtlə˜ mit mei˜n Schöpfər
Bin ich halt gern əllæ˜.

Jakob Fuhrmeister.

(Suhler Mundart.)

4) Lasst mich gêá!

Guck, Nobbər, bàs mei˜ Fröəd is, —
Früü in dər Sonntighsrû
Hür ich gern in mei˜n Gärtlá˜
Dən Glàggəläutə˜ zu.

Dâ is so stell on' haimlich,
Kei˜ Zânk on' kei˜ Geschraa˜i:
In Himmel is net schönnər
On' wär· mə' dort allai.

Ban doa epp·s Schlemməs in Kopf kömmt,
Dan wor noch niss Gut·s denn,
Dan kömmt ágh in dər Kerchə
Niss Bessersch in d·n Senn.

Niss hà· ich gegə die à˜dàcht
Bəi'm frommə Kérchəgâng.
Net Jedər hoit ə˜ Gärtlá˜
On' Fröed on Glàggə˜klâng.

När benn ich mit mei˜n Schöpfər
Allai˜ in Gärtlá˜ stêá, —
Vərgáb me'·s dər Herr Pfarrər! —
Möcht ich net raus gəgêá.

Ich lob· me' ·s in dər Kerchə
Recht vôll von dər Gəmai˜: —
In Gärtlá mit mei˜n Schöpfər
Dà bin ich gern allai˜.

Hornerfer.

---

*) bàs, benn, was, wenn; Schmeller, §. 683.

(Mundart des nördlichen Westphalens.)

5) Lât mi' gân!

Harr', Nàbər, wat mîn Fraid is, —
Dən Sönndagh Morrəns frau,
Dann hör· ik in mî͂n Gààrən
Dən Klokkənlüən tau.

Dàr is·t so still und frai͂dlik,
Dàr gift·t kî͂n Strît nog Schrîn:
In'n Himməl kann·t nig bettər
A's in mî͂n Gààrən sîn.

Kummt Slimməs in dən Kopp dà,
Dàr was nicks Gauəs drin;
Dàr kump' ok in də Kérkən
Wat Bettərs nig in·n Sinn.

Marr trêt· mí nig tau nàhə!
Nicks tegən·t Kérkəngàn!
Nig Jedər häv·n Gààrən
Un Fraid' an·t Klokkənslàn.

Wann ik mit mînən Harrgott
Alläin in 'n Gààrən bin, —
Vergev' mi͂·t də Pastâuər! —
Dàr blîv' ik läivər drin.

Ik lov· mi' wall də Kérkən
Rècht vull van də Gəmäin: —
In 'n Gààrən mit mî͂n Harrgott
Bin ik tau gêrn alläin.

Dr. A. v. Eye.

(Nürnberger Mundart.)

6) Lâusst mi' gèi!

Sîg, Nachbər, wàs mei͂ Freid· is, —
Di Sunntə' in dər Frêi,
Dâu lûs· i' in mei͂n Gärtlə͂
Af 's Prîdi'läut·n hêi.

Dâu is sû still und hàmli',
Ká͂ Lärm, ká͂ G·schrá kumt 'nei͂:
In Himm'l kôn ·s nît stillər
Als in mei͂n Gärtlə͂ sei͂.

Wen dâu wàs Unrechts ei͂fällt,
Mit den is ·s nâu scho͂ aus;
Der gèit áá' as dər Kéring
Nær als ə͂ Schlink·l 'raus.

Nît, dass i' sogh, es wärət
Dəs Kirchəgèi nît g·scheid, —
Nît Jedəs hâut ə Gärtlə͂,
Nît sû ə͂n G·fall·n àn 'n G·läut.

Bin ôbər ich in Gärtlə͂,
Mei͂n lêibm Gott in Sinn, —
I' gláb dər Pfarrər selbər
Er sàgət: „Bleib nær drin!"

·s is wûl schêi͂ wenn di Kéring
G·steckt vûl is von dər G·máá:
I' bin halt mit mei͂n Schöpfər
In 'n Gärtlə͂ ganz əllá͂á.

Joh. Wolf. Weikert.

(Oberbayerische Mundart.)

7) Lassts mi' gê̆!

Schau, Nachbe', wàs meĭ Freud·
is, —
In Sunntàə', in dər Frûə.
Gern lûs· i' in meĭn Gâârt·l
'n Kirchəläut·n zuə.

Dà is ·s so still und hâəmli',
Kâə̆ Lärm, kâə G·schrâə kimmt 'neĭ:
In 'n Himmi kà ·s nit schönər
W'as *) in meĭn Gâârt·l seĭ.

Dem dà wàs Ŭrechts eĭfallt,
Dem hàt·s schon allwei' g·fejt **)
Der kimmt áá' in dər Kirchə
Mi' 'n Bessərwèər'n nit weit.

Nit, dass i' ébbə sàghət,
's wáár 's Kirchəgê̆ nit g·scheit:
Denn 's hàt nit Jed·s ə̆ Gâârt·l
Und so án G·fall·n an 'n G·läut.

Bin àbər i' in 'n Gâârt·l,
Meĭn liebm Gott in 'n Sinn, —
Vərzeih· mə's dər Herr Pfarrər! —
Dà bleib· i' liebər drin.

·s is schö̆, wann ·s in dər Kirchə
G·steckt voll is vŏ dər G·mâə̆:
I' bĭ halt mit meĭn Schöpfər
In 'n Gâârt·l gern allâə̆.

Franz v. Kobell. †

(Züricher Mundart an der Reuss.)

8) Lönd mi' lẵ gẵ!

Luəg, Nàchbər, wàs miĭ Fröüd·
ischt, —
Früeə ĭ dər Sunndigərûə
Dà los· i' gèrn im Gártlĭ
Dəm Gloggəlüütə̆ zuə.

əs ischt sə still und fründli'
Und gid keĭ Zangg und Strît:
Im Himəl isch əs nüd schœner
Und ischt ər doch so wît.

Dánkcht Einə dà ă Bösəs,
Sə muəss ər suscht öppis hâ̆:
Dénn chœm· em ĭ dər Chillə
Də' Sinn prézis au' drâ̆.

Nüüd gágá 's Gà̆ ĭ d· Chillə!
Das ság mər Cheinə nà':
Nüd ən iedərə héd əs Gártlĭ
Und Fröüd am Gloggəschlà'.

Doch wenn i' mit mĭm Schöpfər
So əlleĭ im Gártlĭ bĭ, —
Vərziəh mər ·s də' Herr Pfarrər! —
Dà gàn i' hàlt nüd drĭ.

·s ischt au' schœn ĭ dər Chillə,
Wenn rácht vil Lüt gönd drĭ:
Doch schönər əlleĭ im Gártlĭ
Mit euse'm Herrgott sĭ.

U. Hug.

*) wàs, als; Schmeller, Wörterb., IV, 169.
**) g·fejt, gefehlt; Schmeller, §. 523.

Die deutschen Volks-Mundarten

in Beziehung auf Geschichts- und Sprachforschung, dichterische Ausbeute und praktische Anwendung.

Von

Dr. Friedrich Hofmann.

(Schluß.)

Der Zweck, welcher zur Pflege der Volksmundarten auffordert, ist ein dreifacher: die Schriftsprache, die Geschichtsforschung und die Dichtkunst; alle drei wollen aus dem mehr und mehr unsicher werdenden Volkssprachschatze ihre Vortheile ziehen. Lassen wir deshalb einzelne Vertreter dieser Geistesrichtungen ihre Wünsche selbst aussprechen.

Wir hören zuerst die Sprach- und Geschichtsforscher. Bernhardi in Kassel schließt das seine deutsche Sprachkarte begleitende Werk mit folgenden Vorschlägen: »Die gesammten Geschichtsvereine Deutschlands sollten die Ausarbeitung eines Sprachatlasses von ganz Deutschland in Gemeinschaft übernehmen und einen jeden Bezirk, welcher als die Heimath einer eigenthümlichen Mundart betrachtet werden kann, vorläufig so genau als thunlich abgrenzen. — Für jedes auf diese Weise gefundene Sprachgebiet wäre wo möglich ein eingeborener Sprachkundiger zu gewinnen, dem seine Verhältnisse gestatten, diesen Landstrich Dorf für Dorf sprachlich zu erkunden, gleichwie derjenige, welcher eine vollständige Grammatik oder ein Wörterbuch irgend einer noch unbekannten Schriftsprache schreiben will, sämmtliche Bücher, in denen dieselbe enthalten ist, erst durchlesen muß, um alle einschlagenden Materialien zu sammeln. — Jeder Geschichtsverein hätte außerdem eines seiner Mitglieder mit den einschlagenden historischen Forschungen zu beauftragen, und in Gemeinschaft mit den Sprachkundigen des Vereinsgebiets die zur Erreichung des vorgesteckten Ziels erforderlichen Maßregeln zu verabreden.« — Hinsichtlich dieser Forschungen fordert Bernhardi noch insbesondere auf zur Ermittelung aller noch erkennbaren Grenzen im Innern des großen deutschen Sprachgebiets, zur Rechtfertigung dieser Abgrenzungen durch Darlegung der Spracheigenthümlichkeit

eines jeden gefundenen Sprachbezirks und zur geschichtlichen Nachweisung, ob irgend eine frühere Eintheilung des Landes diesen Sprachgrenzen entspreche. (Bernhardi, S. 94.) Letzteres ist ihm von besonderer Wichtigkeit, da er für die Entwerfung seiner Sprachkarte ausschließlich das geschichtliche Interesse, d. h. die Frage im Auge gehabt: ob sich aus den gegenwärtigen Sprachverhältnissen der Völker und namentlich aus der Verschiedenheit der Mundarten des deutschen Volks, soweit dieselben noch heutiges Tags räumlich abgegrenzt bestehen, ein Schluß auf die ursprünglichen Stammverhältnisse ziehen, oder doch mindestens ein Hülfsbeweis für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands gewinnen lasse. Auf diese Frage antwortet sein Werk ein sehr vernehmliches »Ja«. Dagegen mußte er den sprachlichen Gesichtspunkt außer Acht lassen.

Vom geschichtlichen zum politischen Gebiet übergeführt werden diese Bestrebungen von Klüpfel (Naturlehre der deutschen Stämme; im deutschen Museum 1854), wo er den Wunsch ausspricht: »daß durch Riehls bekanntes Werk »Land und Leute« sich Andere zu ähnlichen Studien über örtliche Besonderung des Volksthums angeregt fänden, und so eine Naturgeschichte deutscher Stämme und Staatenbildung zu Stande käme, die uns deutlich erkennen ließe, was an unserer deutschen Vielgestaltung naturgemäß und des Erhaltens werth, und was künstlich gemacht und durch eine gesunde Politik zu überwinden wäre.«

In rein sprachlichem Interesse und speciell zum Behuf der Vollendung seines elsässischen Idiotikons forderte A. Stöber (in den elsässischen Neujahrsblättern für 1846) seine Freunde auf, ihre besondere Aufmerksamkeit zu richten auf die Benennungen von Geräthschaften, von Feldbezirken (welche oft die einzigen Träger in Abnahme gekommener Ausdrücke sind), von Feldgewächsen, Gartenblumen, die auf dem Lande gezogen werden und die oft, bald durch sehr bezeichnende, bald durch höchst naive und liebliche Namen überraschen; von Kleidungsstücken der Bauerntracht; ferner auf die Benennungen von Krankheiten an Menschen, Thieren und Pflanzen, von Spielen, Gebräuchen, Festen; ebenso auf Ausdrücke aus der Kindersprache, Scherzwörter, Uebernamen (Spitznamen) von Einzelnen oder von Ortschaften; Wortspiele, Sprichwörter, Redensarten, Bauern-, Handwerks- und Handregeln und Volkslieder; endlich auf die in Archiven, Kirchenbüchern, Gemeinde-Akten vorkommenden, veralteten oder noch gebräuchlichen eigenthümlichen Ausdrücke.«

Ebenso sagt einer der tüchtigsten Dialektforscher Mitteldeutschlands, Professor G. Brückner in Meiningen, in seinem »Beitrag zu einem Hennebergischen Wörterbuche« (Realschulprogramm) Meiningen, 1843: »Soll ein Ver-

gleichungswörterbuch aller deutschen oder gar aller germanischen Idiome geschaffen werden, damit man die Arten und Gattungen der Wörter, ihre durch die verschiedenen Volksstämme erfolgten Veränderungen in Absicht auf Laut und Begriff und also nicht allein eine Naturkunde, sondern auch eine Dialektsgeographie erhalte, so müssen zu dem Ende alle einzelnen Sprachgauen ausgebeutet werden, um den vollständigen linguistischen Schatz einer weiteren und höheren Verarbeitung vorzulegen.« Auf welche sinnige Weise er selbst bei der Bestimmung der Dialektsgeographie zu Wege geht, davon theilen wir weiter unten ein Beispiel mit.

Nun kann diese Ausbeutung der Sprachgaue wohl auch in ganz prosaischer und rein tabellarischer Weise geschehen, wie denn das ausgezeichnete Werk Schmellers zum großen Theil auf diesem Wege entstanden ist. »Viele Notizen«, berichtet er S. XI. der Vorrede, »habe ich durch Selbsthören und Selbstsehen auf wiederholten Wanderungen durch die meisten Gegenden des Königreichs gesammelt; andere habe ich, mit Bewilligung der Militärbehörden, durch planmäßige Vernehmung neu eingereihter Konskribirter, als einzelner Repräsentanten ihrer Dialekte, mir zu verschaffen gewußt.« Wäre es aber auch vielen oder allen Sprachforschern vergönnt, die Beischaffung des Materials so klug auszuführen, wie Schmeller, so werden wir doch von der Hand der meisten nicht die frische blühende Gestalt der Sprache, sondern immer nur ein Gerippe derselben erhalten. Das Auge, ja das ganze Gesicht des Volks muß hinter den Lauten hervorsehen, es muß der Geist des Volks in der Form stecken, wenn sie charakteristisch wahr hervortreten soll. Nur dadurch erhält das Studium der Dialekte eine höhere Weihe, daß aus denselben der Charakter des Volks, aus seiner eigenthümlichen Logik sein innerstes Wesen zu Tage kommt: für diese feinen Fäden sieht nicht jeder Sprachforscher klar genug, hier ist des Dichters Feld, denn nur

»der Dichter sieht ins Auge,
der Dichter sieht ins Herz.«

Als Gebiet für die schriftliche Anwendung des Plattdeutschen nennt Klaus Groth, der Dichter des Quickborn (Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart nebst Glossar. Mit einem Vor- und Fürwort von Harms. 2. Aufl. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke, 1853), »poetische Darstellung aus dem Volksleben, worin das Volk sich selbst idealisirt kennen lernt.« Ein weit größerer Schatz, als ihm dadurch zugebracht werden kann, ist eben bereits in Besitz des Volks, und es scheint der stärkste Irrthum der Dichter darin zu liegen, daß sie im Dialekt für das Volk zu schreiben und durch diese Schriften auf das Volk einzuwirken denken. Es ist gerade

dies der geringste Erfolg ihrer Thätigkeit; wenigstens gilt dies für Mittel- und Süddeutschland, wie wir weiter unten näher erörtern. Ein weit größerer Gewinn ist aus den Dialektstudien für die Nationalliteratur von den Dichtern zu erzielen. Denn »in das Gewand des Dialekts sind die im Volk verborgenen Schätze, die Mährchen, Sagen, Volkslieder, Scherzreime, Sprichwörter gekleidet und sie würden unendlich von ihrer Naturfrische, ihrer reizenden Naivität einbüßen, wollte man sie dieses Gewandes entkleiden; den Zauber dieser Kinder einer phantastischen Volkslaune kann nur der Dichter fühlen, und versucht er es ja, sie der hochdeutschen Sprache zu gewinnen, so muß er nicht nur diese vollkommen in seiner Gewalt haben, sondern auch keine Nüancirung des Dialekts darf ihm entgehen, damit er nicht beim Uebertragen den zarten Farbenstaub verwische, den eben am besten die Naivität der Volksmundart zu geben im Stande ist.«

Dies sind die Aufgaben, welche Forscher und Dichter sich schon vor Jahren gestellt haben. Welche Früchte von ihrer Arbeit können sie heute uns vorzeigen?

Sie sind nicht gering. Sie liegen in einem gemeinsamen großen Werke und in vielen einzelnen Leistungen vor uns. Das gemeinsame Werk ist Firmenichs nun bald zur Vollendung gebrachtes Unternehmen, Germaniens Völkerstimmen zum ersten Mal in möglichster Vollständigkeit zu Einem Chor zu vereinigen. Der patriotische Herausgeber hat geleistet, was unter den gegebenen Verhältnissen zu leisten war; und, was nicht weniger werth ist: die Theilnahme, mit welcher selbst die entferntesten und verstecktesten Länderstriche deutscher Zunge zu dem vaterländischen Werke ihr Scherflein beisteuerten, lieferte den bündigsten Beweis, welche Lebensluft und Lebenstracht noch in den meisten Dialekten herrscht, denn die Mehrzahl der Gaben sind frisch aus dem Boden gewachsen und nur bei wenigen Mundarten mußte, wie Firmenich in der Vorrede zum ersten Band anzeigt, 30 bis 40 Jahre hinaufgegangen und das Gedächtniß der Greise zu Hülfe genommen werden, weil ihre alte Mundart zwar noch alte Lieder bewahrte, sie selbst aber aus dem Munde des jüngeren Geschlechts bereits verschwunden war. Nicht weniger als 564 Mundarten sind bis jetzt in Firmenichs Werke vertreten, und die Zahl der theils in Versen (besonders Volkslieder) theils (und meist besonders gelungen) in ungebundener Rede gehaltenen Sagen, Mährchen, Sprichwörter und Volksscherze steht neben den neuen lyrischen Ergüssen in sehr günstigem Verhältniß. Ja, fast erobernd hat es gewirkt, denn die Vlämingen Belgiens ergriffen diese Gelegenheit, ihre Sprache in der Reihe der übrigen deutschen Mundarten aufgeführt zu sehen, mit dem ehrenden Eifer, zugleich

ihre Begeisterung und Vorliebe für das stammverwandte Deutschland zu bethätigen. Firmenich hat dem deutschen Volke einen schönen Ehrentempel errichtet und sich durch sein Werk es verdient, daß sein Name dankbar in den ersten Stein eingehauen werde.

Die Einzelleistung in der Dialektforschung und Dichtung hat neuerdings Paul Trömels »Literatur der deutschen Mundarten« übersichtlich zusammenzustellen versucht; Resultate der Forschungen sind in den Werken der Schriftsteller dieses Feldes zerstreut.

Aus dem gedrängten Ueberblick sehen wir: Viel ist geleistet und — wenig; das Geleistete höchst anerkennenswerth, aber die noch zu vollbringenden Arbeiten sind größer als die vollbrachten.

Für den deutschen Geschichtsforscher fehlen noch die Grenzbestimmungen der einzelnen Mundarten; diese sind aber nicht eher sicher zu stellen, bis den Sprachforschern die zunächst nothwendigste gemeinsame That gelungen, bis für alle Dialekte eine Schreibweise festgestellt ist. Wenn Firmenich uns auch versichert: »Was die so große Schwierigkeiten darbietende Rechtschreibung bei den Mundarten anbetrifft, so habe ich geleistet, was in meinen Kräften stand, und kann wohl sagen, daß meine Ausdauer in dieser Hinsicht manchmal harte Proben zu bestehen hatte«, — so ist der Uebelstand eben doch geblieben, daß, da namentlich für die helle oder dumpfe, kurze oder gedehnte Aussprache der Vokale unsere deutsche Schrift theils unzureichende, theils gar keine Zeichen hat, in Germaniens Völkerstimmen sich der Süddeutsche so wenig in der Aussprache des Plattdeutschen, wie der Norddeutsche in den oberdeutschen Mundarten zurecht findet und der Mitteldeutsche nach beiden Sprachseiten hin in der Irre geht. Da unsere Zeitschrift diesem Gegenstand ihre besondere Aufmerksamkeit widmen wird, so finde hier nur noch ein Wink Stöbers Platz: »Was die Orthographie betrifft, sagt er, so erscheint es am zweckmäßigsten, Etymologie und Aussprache so viel als möglich treu zu geben, letztere aber, unter Hinweisung auf festgestellte Regeln, der erstern unterzuordnen.«

Für die Dichter, welche Geschichts- und Sprachforschern das Hauptmaterial liefern müssen, ist noch viel des Besten zu thun übrig geblieben. Gerade ihr Antheil an den Dialektarbeiten der Zukunft führt uns endlich in unser Feld, das wir uns bis jetzt von allen Seiten und im Allgemeinen betrachtet haben, mitten hinein.

Stellen wir uns die Karte von Deutschland wieder vor das Auge.

Die bisherige Geographie und Politik kannte nur ein Nord- und ein Süddeutschland, und zwar mit Recht, wenn man den Thüringer Wald und

die sich zur Linken und Rechten ihm anschließenden Gebirge als Scheidewand aufstellt. »Denn die Wogen des süddeutschen Lebens, wie des norddeutschen, prallten an das Thüringer Gebirg an, schlugen aber nur selten darüber. Trotz aller vielfachen politischen, socialen und merkantilen Verbindung des deutschen Nordens und Südens ist der Rennstieg die unverrückte Grenze der Sprache, Sitte und Eigenthümlichkeit in Haus und Leben. Man mag darauf kein Gewicht legen, daß die Südseite des Thüringer Waldes basaltisch, kirchlich würzburgisch, dem St. Kilian zugehörig, reichsritterschaftlich und jüdisch, die Nordseite dagegen unbasaltisch, kirchlich mainzisch, dem heil. Bonifaz angehörig, nicht reichsritterschaftlich und unjüdisch war; wohl aber muß als wichtig erachtet werden, daß im Volke von alter Zeit her jene Seite die fränkische, diese die thüringische heißt und darnach Flüße, Berge und Steige benannt werden, wie man selbst am Nordfluß sagt: »Draußen in Franken« und am Südfluß: »Drinnen in Thüringen«. Dies Alles und Anderes mehr deutet auf einen uralten Natur- und Völkergegensatz beider Gebirgsseiten«. (Grenzboten 1854, »der Thüringer Wald«, S. 202 f.) Aber ein noch interessanteres Grenzscheide-Merkmal theilt derselbe Verfasser in Folgendem mit: »Wer mit der Stimmgabel Deutschland durchzieht, und auf den Sprechton der Völker meßend lauscht, wird finden, daß der Südländer zwei bis drei Töne tiefer spricht als der Nordländer. Der »jute König« der Berliner und der »gute Kaser« der Wiener, oder »wie beliebt?« der Hamburger, und »was schaffens?« der Linzer, wie hoch klingt Jenes bei den Tiefdeutschen, wie tief Dieses bei den Hochdeutschen! Eine Hauptscheide dieser differenten Sprachtöne liegt im Thüringer Wald, dessen Südfluß sofort ins Tiefe, dessen Nordfluß ins Hohe überschlägt. Das »Käs und Läblä« der Koburger, und das »Achherjéchən« der Weimaraner klingen um zwei Töne auseinander, letzteres so hoch, als das »Na Hérnse, na sénnse« der Erzleipziger. Auch was den Zeitverbrauch beim Sprechen betrifft, so könnte mit der Sekundenuhr ein gleich scharfer, allgemeiner Unterschied für den Norden und Süden Deutschlands nachgewiesen und namentlich das Sprechen dort als geschleudert, den Gedanken vorausjagend, hier als geklemmt und bequemlich, den Gedanken gemüthlich nachschlendernd bezeichnet werden.«

Dieser alten, durch eine so feste Grenze bestimmten Eintheilung entgegen, stellt neuerdings Riehl in seinem Werke (»Land und Leute«) eine »Dreitheilung in der socialen Ethnographie Deutschlands« auf. Er findet, daß der deutsche Norden und der Südosten dadurch einen gemeinsamen Charakter erhalten, daß beide weniger zersplittert und in größeren Massen politisch ver-

bunden seien. Im Mittelalter sei die Hansa der bindende Kitt für Norddeutschland gewesen, jetzt sei es Preußen. Im Südosten dagegen ist Oesterreich der politische Anziehungspunkt, der ungeachtet mancher entgegenstrebenden Erinnerungen das stammverwandte Bayern verbindet. Im Westen aber, am Rhein und am Main, stehen die zerklüfteten Trümmer des alten deutschen Reichs; hier ist das, was Riehl Mitteldeutschland nennt, mit seiner sich selbst zersetzenden, ins Kleinste gehenden Individualisirung, mit seiner vielfachen politischen Zerrissenheit, mit seiner überkultivirten Bevölkerung, aber auch mit seiner rastlosen Einzelbetriebsamkeit, mit seinen tausend Ruinen alter Pracht und Macht. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Mitteldeutschlands findet Riehl in einem Mangel an nationalem Stolz, in einer gewissen Leichtigkeit, die überlieferten Sitten abzuwerfen, ja in der Neigung, sich ihrer zu schämen. Eine weitere negative Eigenthümlichkeit dieser Gegenden ist ihm wohl auch der Mangel an einem bestimmten Volksdialekt. Nach diesen Erläuterungen theilt nun Riehl Deutschland folgendermaßen ab. Der centralisirte Norden würde, außer Preußen, — Hannover, Braunschweig, Meklenburg, Oldenburg, Schleswig-Holstein und die Hansestädte, der centralisirte Süden die Hauptmasse Bayerns und Deutsch-Oesterreich umfassen. Zu dem individualisirten Mitteldeutschland würden vor Allem die Rheinlande, Rheinhessen, Rheinbayern, Nassau, auch noch der südliche Theil von Rheinpreußen gehören; dann aber auch Kurhessen, die sächsischen und thüringenschen Lande, Franken, Würtemberg und Baden. (Deutsches Museum, 1854. Nr. 32, Naturlehre der deutschen Stämme und Staaten, v. K. Klüpfel, S. 202 f.)

Diese Dreitheilung Deutschlands, für die Politiker eine neue, ist auf dem Sprachgebiet längst eingeführt und anerkannt; nur stellen sich die Grenzen nach Süden ganz anders heraus, als Riehl sie mit der politischen Feder gezogen hat. Schmeller (nach ihm auch Firmenich) theilt den gesammten germanischen Sprachschatz in die niederdeutschen (plattdeutschen), nordischen (dänischen und scandinavischen) und hochdeutschen Mundarten, welche letzte er wieder in oberdeutsche und mitteldeutsche scheidet. Da aber die nordischen Mundarten sich zu selbstständigen Schriftsprachen ausgebildet und somit, wie die Bevölkerungen in politischer Beziehung von jeher, von der deutschen Sprache losgetrennt sind, so bleiben wir bei unserer Betrachtung auf deutschem Boden.

Für diesen nehmen die Grenzen der Dreitheilung des Sprachgebiets nach Berghaus, »National-, Sprach- und Dialektkarte von Deutschland den Niederlanden, Belgien und der Schweiz«, nachstehenden Lauf. Folgt man in

Süddeutschland einer Linie vom slavischen Sprachgebiete unweit der Quelle des Regens nach der Donau hin bei Regensburg, dann über die Altmühl, diese dreimal schneidend, und nicht weit von Donauwörth über die Wernitz, zieht an dem rechten Ufer derselben bis über Oettingen hin, wendet sich dann westwärts, geht nördlich von Schwäbisch-Hall über den Kocher, südlich von Heilbronn über den Neckar, und ebenfalls im Süden von Rastadt über den Rhein und bis unweit der Saarquellen vor, wo man auf dem französischen Sprachgebiet anlangt; und folgt man in Norddeutschland einer Linie von dem Winkel, welchen die wallonische in die deutsche Sprache einschiebt, geht nördlich an Aachen vorüber, dann bis oberhalb Bonn hinauf, verfolgt vom rechten Rheinufer bei Bonn an eine ziemlich gerade Bahn, nördlich an Kassel, Dessau und der slavischen Lausitz vorbei, bis man unweit Züllichau am slavischen Sprachgebiet der Polaken anlangt: so hat man im Norden von dieser Linie das Gebiet der niederdeutschen, im Süden von jener das der oberdeutschen, und zwischen beiden Linien das Gebiet der mitteldeutschen Mundarten vor sich.

Diese Eintheilung ist theils von Schmeller, theils nach seiner Lehre aufgestellt, nach welcher jede Sprache, welche sich über einen größeren, nach Lage und Klima verschiedenen Erdraum verbreitet, sich in solcher Weise in Mundarten und Dialekte spaltet, daß diese zuerst bei gleichen Namen und Formen nur durch die Aussprache von einander abweichen, bald aber auch in ihren Formen und zuletzt gar in ihren Namen einander unähnlich und fremd werden. Bei allen solchen, große Länderstrecken umfassenden Sprachgrenzbestimmungen entscheidet die Familiensprache der Landbewohner.

Werfen wir nun einen vergleichenden Blick auf Riehls politische und diese sprachliche Dreitheilung Deutschlands, so finden wir die Grenzen Mitteldeutschlands allerdings von beiden sehr durch einander geschoben. Riehl greift dadurch, daß er die kleinen und mittlern Staaten West- und Süd-Deutschlands als mitteldeutsche den concentrirten Mächten Nord- und Süddeutschlands entgegenstellt, im Süden mit seinem mitteldeutschen Grenzstrich tief in unser oberdeutsches Sprachgebiet von Bayern, Baden und Würtemberg ein, während er wieder große preußische Landestheile, die zum mitteldeutschen Sprachgebiet gehören, an Norddeutschland abgiebt. Abgesehen von diesen Grenzdifferenzen stimmen die Gründe zu Riehls Dreitheilung mit dem, was uns die Sprachkarte lehrt, auf das Ueberraschendste überein.

Wie nämlich die politische Karte im Norden und Süden uns concentrirte Staatsmächte zeigt, die durch ihre anziehende Kraft auch die kleineren Staaten an sich ketten und ihnen ein gemeinsames Gepräge aufdrücken, so

sind in Nord und Süd den Mundarten die großen breiten Züge eines gemeinsamen Charakters geblieben; den ganzen Norden beherrscht das Nieder- oder Plattdeutsche mit seinen Klang- und Farbenstufen; der ganze Süden zerfällt nun in die drei großen Dialektgruppen des Allemannischen, Schwäbischen und Bayerisch-Österreichischen, die alle drei viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten bewahrt haben, während den mitteldeutschen Mundarten nur Das gemeinsam ist, daß sie zwischen Norden und Süden liegen. Ein für alle mitteldeutschen Mundarten von ihrer französischen und wallonischen bis zur slavischen Grenze charakteristischer Familienzug ist noch zu erforschen; ja, die Verschiedenheit der Dialekte von der Mosel und vom Rhein bis zur Elbe und Oder sind nicht geringer, als die von den Alpen bis zum Meer. Aber auch die »charakteristischen Eigenthümlichkeiten«, welche Riehl dem politischen Mitteldeutschland beilegt, finden wir im sprachlichen wieder: aus dem Mangel an nationalem Stolz wird hier Gleichgültigkeit gegen das Volksthümliche; aus der Leichtigkeit, die überlieferten Sitten abzuwerfen, das Streben, sich vom Dialekte frei zu machen, und die Neigung, sich ihrer zu schämen, fällt für Beides in Eins zusammen.

Genau nach diesem Maaß des Gemeingefühls und der Selbstachtung ist in den drei Dialektgebieten der Volkssprache ihre Pflege geworden.

In ganz Ober-, wie im größten Theil von Nieder-Deutschland ist die Volkssprache ein Gemeingut aller Stände. In Oberdeutschland kann Jedermann sie sprechen, und die Meisten sprechen sie in gemüthlichen Augenblicken gern. Und wenn auch hier wohl die Tage nicht wiederkehren, wo eine Kaiserin, wie Maria Theresia that, ihrem Volke von ihrer Loge im Burgtheater aus die eben erhaltene neueste Nachricht mit den Worten zuruft: »Hörts, der Leopold hot án Buebá!« *) und wenn auch heut zu Tage keine österreichische Gräfin eine bayerische über die richtige Aussprache des Wortes »Kaiser« mit den Worten belehrt: »Müeß'n nit immər sage də Koásr, meine Liebe! 's häßt d'r Kasr«, — so ist doch der beste Beweis dafür, daß der Dialekt den höheren Ständen noch heute eben so geläufig als lieb ist, der, daß die Mehrzahl der süddeutschen Dialektdichter diesen höheren Ständen angehört. Hebel und Al. Schreiber im allemannischen, die Stöber und F. Zetter im Elsaß, Franz von Kobell, Anton von Bucher, Pangkofer in Oberbayern, die Zingerle in Tyrol, Stelzhammer, Kaltenbrunner, Castelli, J. G. Seidl, Ant. v. Klesheim, J. N. Vogl, Dr. Frankl rc. in den österreichischen Mundarten, Jos. Rank in der böhmischen, Ed. von Bobertḥal in

*) Als ihrem Sohne Leopold, Großherzog von Toscana, ein Sohn geboren war.

der schlesischen Gebirgsmundart sind, oder waren hochgebildete Männer; und dennoch zeichnet ihre Dichtungen der treffendste Volksausdruck und der frischeste Volkshumor aus. Wie tief das Gefühl für die Muttersprache im Gemüthe des Süddeutschen wurzelt, das soll uns ein Elsaßer ausdrücken, der brave Daniel Hirtz in Straßburg:*)

„M'r g'hööre hyt ze Frankreich wohl
Un theile Noth und Glüeck;
Doch klingt uns d'Muedersprooch nit hohl,
Sie gilt noch großi Stüeck!

M'r drucke gern un herzli d'Hand —
Un nit ellein zuem Schyn —
Durch Sprooch un Sitte nood**) verwandt,
De Brüeder üeww'rm Rhyn!

Un dytscher Sinn un Biederkeit,
Di finde — n — Anklang hie,
Denn gueter Grund isch noch gelait,
Verwischt halt ganz sich nie.

Uß uns'rm Herze steit's***) Gebett
Noch dytsch zum Himmel nuff,
M'r halte dran als wie e Klett
Und böue Hyser druff.

So lang noch unser Müenster steht,
— Und diß isch kerneg'sund —
Au d' Muedersprooch nit untergeht,
Denn Viel gäng dnoh zu Grund!"

Hieher gehört nun aber auch die Bemerkung, auf welche ich oben hindeutete, daß nämlich die Dichter in der Volkssprache nicht für das, was man gewöhnlich unter Volk versteht, vorzugsweise schreiben. Im Gegentheil: für dieses bedarf es theils des Schreibens nicht erst, theils wäre es auch ganz vergeblich. Schon Radlof sagt: »In den tyrolischen und bayerischen Alpen findet man eigentlich nur einen Dichter, die gesammte jugendliche Welt. Der einsame Jäger, der Senner, die Sennerin beleben sich ihre Einsamkeit durch selbsterfundenen Gesang, oder sie unterhalten sich bei ihren Zusammenkünften durch stegreifliche Scherz- und Spottgedichte. Dort dichtet und singt demnach das Volk selbst, obwohl es oft kaum lesen und schreiben

*) Mitgetheilt in meinem „Weihnachtsbaum für arme Kinder", 11. Jahrg. 1852. S. 121.
**) nood, nahe.
***) steigt das G.

kann.« — Dort ist daher unserer Dichter Hauptaufgabe, von dem großen allgemeinen Dichter, vom Volke, zu lernen und das Erlernte für die gebildeten Stände niederzuschreiben; denn Letzteres ist das, was jener große Dichter entweder nicht mag, oder nicht kann.

Einer ähnlichen Theilnahme und Freude an der allgemeinen Volkssprache begegnen wir auf dem weiten Gebiete des Niederdeutschen, nur daß hier die Schriftsprache mit ihren Eroberungen glücklicher gewesen ist, als in Süddeutschland. Adolf zum Berge theilt hierüber (in den Blättern für lit. Unterhaltung, 1854 Nr. 29, »Plattdeutsche Dichtungen«) Folgendes mit: »In Hannover, Braunschweig, Meklenburg, Holstein, Oldenburg und den freien Städten spricht man allgemein in den niedern Ständen das Plattdeutsche; in Meklenburg, Holstein, Ostfriesland rc. ist es sogar immer noch, zum Theil selbst in den höheren Ständen, die gewöhnliche Umgangssprache. Im Innern Hannovers, in Braunschweig und den angrenzenden preußischen Länderstrecken hat freilich die Schriftsprache aus den gebildeten Schichten der Gesellschaft dieses Idiom verdrängt, und in den Städten ist den Meisten selbst das Verständniß desselben verschlossen In der Nähe der Städte hat sich auch das Plattdeutsche seine Reinheit nicht bewahren können; es hat hochdeutsche Elemente in sich aufgenommen, die im Munde des Volks korrumpirt wurden und nun oft ein schauderhaftes Gemisch abgaben. Am reinsten von solchen Einflüssen hat es sich in den Küstenstrecken, in Meklenburg, Oldenburg rc. erhalten, eben weil dort seine Herrschaft sich noch in weiterer Ausdehnung erstreckt. — Dem Kenner ist es nicht verborgen geblieben, welch einen sprachlichen Schatz dieselbe umschließt, welch eine poetische Fülle und Kraft in ihr enthalten ist. Sie ist kernig und kräftig, weich und volltönend, birgt einen großen Wort- und Formenreichthum und ist sehr biegsam. Dabei ist der Ausdruck einfach und treffend, die Phrase unmöglich. — Für Den vor Allen, dem in diesem Idiom seine Wiegenlieder gesungen, dessen erstes Lallen eine Nachahmung dieser Laute versuchte, liegt ein unbeschreiblicher Reiz in diesen plattdeutschen Tönen.«

Dennoch finden wir gerade in den Spalten der niederdeutschen Literatur Schriften aufgeführt, wie: »Daß es nützlich sey, die niedersächsische Sprache allmählig gar abzuschaffen, 1743; — L. Wienbarg, Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet. Hamburg, 1834; — Goldschmidt, Ueber das Plattdeutsche als ein großes Hemmniß jeder Bildung. Vorgelesen im Bildungsverein zu Oldenburg, 1846.«

Die Sorge der Gelehrten, namentlich der Publizisten, Prediger und

Schulmänner, entspringt in der Ansicht, daß für das Volk, welches nur schwer zum Verständniß des Schriftdeutschen hingeführt werde, und dasselbe stets als eine fremde Sprache betrachte, die mächtigen Bildungsmittel, welche die deutsche Literatur biete, so gut wie gar nicht vorhanden seien. Dieser Gegenstand ist so wichtig und umfassend, daß Niemand mehr als eine Berührung desselben erwarten wird; er wird für die künftigen Arbeilen dieser Zeitschrift fruchtreichen Stoff bieten. Des Vergleichs wegen, den wir zwischen Ober- und Niederdeutschland nun einmal aufgestellt haben, darf hier jedoch eine Hindeutung nicht fehlen auf dieselben Bedenken gegen den Dialekt in Süddeutschland, die aber, da man dort die Ausrottung der Volksmundarten für eben so wenig möglich als wünschenswerth halten muß, auf eine menschlichere Abhülfe haben Bedacht nehmen lassen, nämlich auf den vergleichenden Sprachunterricht in der Vo[k]sschule. Seine »Ideen über die Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache in der Volksschule» hat Dr. Adolph Gutbier in München in den ersten Heften dieser Zeitschrift mitgetheilt.

Ueber den Gedanken, eine Mundart, und zwar eine so herrliche, wie die plattdeutsche es ist, absichtlich, folglich gewaltsam ausrotten zu wollen, können wir nur unsere stille Verwunderung aussprechen. Unser Trost ist, daß die Natur auch hier ihr Recht behält. Das Plattdeutsche wird absterben, wenn seine Zeit gekommen ist; so lange es aber noch Lebenskraft hat, ist seine Pflege die Pflicht seiner Dichter, und daß diese der gelehrten Ansicht seiner Ausrottung sich noch nicht ergeben haben, möge das Loblied auf dasselbe aus dem Mund eines der jüngsten und besten Dichter plattdeutscher Zunge beweisen.

Min Modersprak, wa klingst du schön!
  Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
  Du drevst den Stolt herut.

Du bögst min stiwe Nack so licht
  As Moder mit ern Arm,
Du fichelst mi umt Angesicht,
  Un still is alle Larm.

Ik föhl mi as en lüttjet Kind,
  De ganze Welt is weg;
Du pust mi as en Värjahrswind
  De kranke Boß torecht.

Min Obbe folt mi noch de Hann'
Un seggt to mi: Nu be!
Un „Vaderunser" fang ik an,
As ik wul fröher de.

Un föhl so deep: dat ward verstan,
So spricht dat Hart sik ut,
Un Rau vun'n Himmel weiht mi an,
Un Allns is wedder gut.

Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund „min Vader" seggt,
So klingt mi't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt ja glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal."

Dieses Gedicht ist Klaus Groth's »Quickborn, Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart (3. Aufl., Hamburg, 1854)« entnommen. Welchen Reichthum die Niederdeutschen an Volksliedern, Kindergedichten, Mährchen, Sagen, Sprichwörtern &c. besitzen, zeigten sie in Firmenichs Völkerstimmen. Zu ihren besten Erzeugnissen, die auf den Werth klassischer Meisterstücke Anspruch machen können, gehören einige epische Bruchstücke, die sich in alten Chroniken erhalten haben, wie die Dransfelder Hasenjagd, dann die Predigten des Pastor Sackmann in Limmer, der Wettlauf des Swienegels mit dem Hasen, die Grimm'schen Mährchen &c. Zu diesen wird nun auch mit Recht der Quickborn gezählt. Große Verdienste um das Niederdeutsche haben auch die vielen gelehrten Bearbeiter desselben gefunden; der reichhaltige Theil dieser Literatur liefert einen Beweis mehr dafür, daß auch in den obern Ständen Norddeutschlands die Freude und Theilnahme am Plattdeutschen noch lange nicht für verschwunden erklärt werden kann.

Ganz anders sieht es in dieser Beziehung in dem Mitteldeutschland der Sprachkarte aus. Hier ist der Dialekt die Scheidewand des »Geringen« vom »Vornehmen«. Der Vornehme sieht mit Verachtung auf den Dialekt als das Kennzeichen des »gemeinen Mannes«; es besteht zwischen ihm und der Volkssprache keine andere Verbindung, als die etwaige Nothwendigkeit seines Verkehrs mit dem Volk. Bei diesem frostigen Verhältniß, wie es im Allgemeinen ist, kann von einer Pflege der Mundart schon an sich

nicht die Rede sein. Daher auch die Armuth der mitteldeutschen Dialektliteratur. Trömel kann neben 144 Nummern der niederdeutschen und 195 der oberdeutschen nur 95 Nummern der mitteldeutschen Literatur aufführen, und davon gehören 16 allein Nürnberg, 6 Mainz, 7 Frankfurt a. M. und 17 Schlesien an. Und wie groß ist das Gebiet, welches sich in den kümmerlichen Rest zu theilen hat! Man glaube aber nicht, daß die Schuld dieser, durch Trömel offenkundig gewordenen Armuth an der Zähigkeit oder Formlosigkeit der Mundarten, an der Poesielosigkeit der Bevölkerung oder am Mangel dichterischer Talente liege. Ein Gebiet, welches das schöne Thüringen, das gesegnete Franken, die fröhliche Pfalz in sich schließt, welches der Rhein in seiner gefeiertesten Strecke, der Main in seiner ganzen Länge, die sagenreiche Saale, Elbe und Oder durchströmen, welches den Thüringerwald voll Sang und Klang zum Mittelpunkt hat, und das allenthalben von Gebirgen voll des eigenthümlichsten Lebens und Treibens durchzogen wird, — ein solches Gebiet kann an Volkspoesie nicht so verwahrlost sein, wie es den Anschein hat. Und so ist es auch.

Die Armuth ist nur eine scheinbare, und die Ursache, die den Reichthum nicht hervortreten läßt, eine rein materielle und höchst prosaische: der Mangel an Absatz der in den einzelnen Mundarten erscheinenden Schriftwerke.

Mitteldeutschland bietet, wie bereits mehrfach angedeutet worden, die größte Manigfaltigkeit der Mundarten.*) Dieser Reichthum ist, neben der oben angeführten, der Entfremdung der gebildeten Stände von der Volkssprache, die Hauptquelle der literarischen Armuth derselben. Wenn nämlich in Nieder- und Oberdeutschland die Abstufung der Dialekte auch so rasch vor sich geht, wie in Mitteldeutschland, wenn auch kaum ein Dorf ganz dieselbe Mundart hat, wie die nächsten Nachbardörfer desselben Sprachbezirks, so ist doch das Allen Gemeinsame so hervortretend, daß jede Dichtung in irgend einer Mundart der großen Gebiete des Plattdeutschen, des Allemannischen, Schwäbischen oder Bayerisch-Oesterreichischen im ganzen Gebiet leicht verständlich ist, gern aufgenommen wird, kurz — »ihr Publikum« findet. In Mitteldeutschland reiht sich dagegen Dialekt an Dialekt so scharf und eng begrenzt, daß in vielen das Verständniß des Nachbardialekts schon Schwierig-

*) „Die größere Mannichfaltigkeit der mitteldeutschen Mundarten scheint ihren Grund darin zu haben, daß in diesen, durch Berge und Wälder geschützten Ländern, welche, so weit die Geschichte reicht, nie von fremden dauernd besetzt gewesen sind, jeder einzelne Volksstamm sich viel selbstständiger entwickeln konnte, als in dem weiten Donauthal und in der norddeutschen Ebene." (Bernhardi, S. 121.)

keiten macht; es fehlt eben der Familienzug, der Verwandtes erkennen und als solches freundlich begrüßen läßt. Daher überschreiten die Dichtungen der einzelnen Mundarten nur in seltenen Fällen die Grenzen derselben, und deshalb haben nur volkreiche Städte, wie Nürnberg, Frankfurt, Mainz, und Landstriche, auf welchen gemeinsame Dialekteigenthümlichkeiten sich über größere Strecken verbreiten, eine reichere Dialektliteratur.

Nur einen Beleg dafür! Den Henneberger Dialekt läßt Trömel durch vier Dichter vertreten. Von meinem Wohnorte (Hildburghausen) bis zur Ruhl (Ruhla) kenne ich über 15 Dialektdichter (die Brüder Stertzing in Neubrunner ꝛc., Mylius und Fuhrmeister in Themarer, Schneider und L. Köhler in Meininger, P. Motz in Dorf-Henneberger, K. Neumann in Wasunger, L. Wucke in Salzunger, Storch in Ruhlaer, Klett und Horneffer in Suhler, Deckert in Schleusinger, J. Hauck in Gompertshäuser und J. Schneyer in Hildburghäuser Mundart), von denen die Meisten wahrhaft Treffliches leisten oder geleistet haben. Von Allen haben sich zur Veröffentlichung ihrer Gedichtsammlungen nur vier entschlossen; aber mit welchem Erfolg? Das Lesen des Wasunger Dialekts macht schon dem Meininger zu viel Mühe; der Dorf-Henneberger ist in Salzungen und der Ruhl, der Themarische im nahen Hildburghausen fremd; und doch führt die Sprachkarte diese Mundarten sämmtlich unter einem, unter dem Henneberger Dialekt auf! Unter solchen Umständen wird das Herausgeben mundartlicher Dichtungen selten gewagt; es bringt den Verfassern zu selten Lohn und Freude, zu häufig Verlust und Sorge; die ungedruckten Dichtungen verbreiten sich jedoch in den Kreisen des Volks vielfach durch Abschriften. Trotz allem dem bleibt das Dichten in der Mundart eine Lust, die fast in jedem Städtchen und auf vielen Dörfern ihre stillzufriedenen Pfleger hat, und diese gehören, in Folge der oben angeführten Sprachtrennung zwischen »Vornehm« und »Gering«, vorzugsweise den unteren Ständen an, oder sind aus denselben hervorgegangen.

Was das Maaß dieser Sprachtrennung betrifft, so macht sich allerdings in Mitteldeutschland die alte Scheidegrenze von Sitte, Sprache und Charakter, die Scheidung in den Norden und Süden Deutschlands durch den Thüringer Wald geltend, und zwar greift diese Linie so tief ein, daß z. B. der Koburger sich dem Münchener näher stellt, als dem Weimaraner, und der Gothaer dem Hamburger verwandter, als dem Koburger. Je mehr wir uns dem Südrande des Mitteldeutschen nähern, um so mehr verschwindet die sprachliche Abgeschlossenheit der Stände, und je näher dem Nordrande, um so schroffer tritt die sprachliche Trennung der Stände hervor: denn der Einfluß des

Dialekts auf die Aussprache des Schriftdeutschen, der in Oberdeutschland so mächtig ist, daß wir den Oesterreicher, den Bayern, den Schwaben der höheren Stände nach wenigen Worten aus seinem Munde nicht mehr nach seiner Heimath zu fragen brauchen, nimmt von Süden nach Norden Schritt vor Schritt ab, bis im äußersten Niederdeutschland Schriftsprache und Plattdeutsch als zwei, sogar nach Formen und Namen verschiedene Sprachen neben einander stehen.

Wie stark dieser Unterschied selbst in der Südhälfte des Mitteldeutschen hervortritt, mag an zwei sich sonst in vielen Dingen sehr ähnlichen Städten gezeigt werden, an Nürnberg und Koburg. Das plumpe »Nu gátt m'r áwáck!« der Koburger hört man nur noch in der untersten Volksklasse, während bisweilen gar zierlich auch aus dem Munde gebildeter Frauen in Nürnberg uns noch entgegenklingt: »êiz gängəs' weck!«

Auch ein Blick auf die mitteldeutsche Literatur zieht uns zuerst nach Nürnberg hin, wo der »Stadtflaschner und Harnischmacher« Grübel den Reigen der süddeutschen Dialektdichter anführt. Seine Vaterstadt hat die Straße, wo sein Haus noch den Nachkommen sein Bildniß zeigt, die Grübelsgasse genannt, gewiß bezeichnend für Nürnberg als ein Zeugniß der Achtung und Liebe, welche die Stadt gegen den ersten und besten Dichter ihrer Mundart hegte. Neben Grübels Gedichten haben großen Anklang im Volke und weitere Verbreitung gefunden der Darmstädter Datterich (eine Lokalposse in sechs Bildern, Darmstadt, 1841), ferner die Frankfurter Localstücke von Malß, der alte Bürgercapitain, Hampelmann rc. (Volkstheater in Frankfurter Mundart, 2. Aufl., Frankf. 1850), die Thüringischen Schnurren in den Fliegenden Blättern, Franz v. Kobell's pfälzische und Lennig's Mainzer Gedichte und, im äußersten Osten des Sprachgebiets, K. v. Holtei's schlesische Gedichte (zweite Aufl. Breslau, 1850). Allgemeinere Beachtung verdienen, als ächt volksthümliche Produkte, die Hennebergischen Gedichte von Mylius und Motz und die Grabfelder (Gompertshäuser) von J. Hauck (des Dorfbarbiers Feierstunden. Hildburghausen, 1852).

Ist nun auch das Lesen von Dialektgedichten in Mitteldeutschland vorzugsweise nur Liebhaberei Einzelner, (und wohl eben weil man diese Gedichte nur liest, oder sich vortragen läßt, nicht singt), so haben dagegen viele Gelehrte die wissenschaftliche Durchforschung, Grenze, Feststellung und Ausbeute der Idiome längst zur Herzenssache gemacht. Von den oben genannten 95 Nummern der mitteldeutschen Literatur bei Trömel gehören 35 diesem Fache, und dabei ist das sinnigste Unternehmen dieser Art noch gar nicht erwähnt. Die Besprechung desselben mag uns zum Schluß unserer Darstellung hinführen.

Professor **Brückner** in Meiningen, rühmlich bekannt durch sein vortreffliches Werk über Landes- und Volkskunde des Herzogthums Meiningen-Hildburghausen-Saalfeld, hat einen neuen und gewiß originellen Wegweiser entdeckt zur **Bestimmung der Grenzen der Mundarten** des Landes. Und der ist? — der **Korb**, und zwar der **Tragkorb der Weiber**. Er sagt hierüber:*) »Wenn überhaupt in den tiefern Schichten des Volkes ein zähes Halten und Beharren als charakteristisches Merkmal getroffen wird, so tritt diese Eigenschaft uns doch wieder am entschiedensten beim Weibe entgegen, man mag nun die Sprache, die Sitte, den Glauben oder die Tracht ins Auge fassen..... Unter allen Formen, die das Weib mit Zähigkeit festhält, steht der Korb in vorderster Reihe; denn wie wir ihn heute da und dort finden, so kennt bereits das Mittelalter denselben in derselben Gegend nach gleichem Zuschnitt. So wie der Stoff, woraus der Korb besteht, leicht erklärlich, ein heimathlicher sein mußte und noch sein muß, so war dessen Form nothwendig von dem Steil oder Eben, von dem Reich oder Arm, von den schweren oder leichten Erfordernissen und Erzeugnissen des Bodens abhängig, und wie diese Verhältnisse im Allgemeinen unwandelbar sind, so blieb auch der Korb für dieselbe Gegend in derselben Form, und wir besitzen mithin in unsern Körben ehrwürdige, vielleicht tausendjährige Gestalten, die theils zur heidnisch-deutschen, theils zur slavischen Vorzeit unseres Volks zurücktragen. **Da aber zugleich ein und dieselbe Markung ihr besonderes Idiom spricht und festhält, so läßt der Korb sicher, wie die Markung, so die Sprache erkennen, wohin seine Trägerin gehört.**« — Indem wir die Beschreibung der verschiedenen Körbe (die dem Werkchen in sechs Abbildungen beigegeben sind) als hier unwesentlich übergehen, folgen wir ihnen mit raschen Schritten in die einzelnen Sprachgebiete. In den Aemtern Salzungen und Wasungen, sagt Brückner (S. 268 ff.), herrscht der Sechsmetzenkorb oder der alte **tullifelder Korb**, der auf der Rhön und im Thüringer Westgau, vom Werrathal über Eisenach bis fast nach Gotha ausgebreitet vorkommt. Er gehört in das sprachliche Gebiet, wo die Verkleinerungssylbe **che** charakteristisch ist, und wie er in seiner Gestalt die runden und eckigen Körbe vermittelt, so gehört er dem Uebergangsvolk zwischen Ober- und Niederdeutschland, dem Land der blauen, groben Kittel. —

*) Die Körbe des Meininger Landes, ein Vortrag beim Hennebergischen alterthumsforschenden Verein gehalten, abgedruckt in Brückner's „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geschichte und Statistik." Erstes Heft. Hildburghausen, 1852.

Oestlich an ihn stößt der eigentliche althenneberger Korb, der sogen. Beinkorb (so genannt von den zwei Stäben, an denen er befestigt ist, die, nach unten und oben überragend, die Stützpunkte der Tragbänder bilden). Er beginnt in Walldorf, reicht über Meiningen, Kühndorf, Bensbhausen, Zella, Suhl und Schleusingen bis nach Frauenwald und Stützerbach und hält also ganz den Strich ein, den das jetzige Henneberg umspannt. Rücksichtlich der Sprache nimmt er das Gebiet der kurz, klar und hoch klingenden Verkleinerungssylbe lé und in Absicht der Männertracht den Zug der Querichsäcke und der Weißkittel ein. — Südlich von dieser Beinkorbmarkung liegt der Strich des sog. Grabfelder Korbs. Dieser reicht von der Herpf bis an die Kreck und von der Werra bis an den Main und übersteigt selbst diesen Fluß bei Schweinfurt. Wir treffen ihn also im Werragrund oberhalb Meiningen, im Hermannsfelder, Jüchsener, Milzer und im ganzen Saalgrund. Dreißigacker bildet seinen nördlichsten Vorpostenort. Der Grabfelder Korb umspannt genau das Gebiet des lich, d. h. wo die Verkleinerungswörter im Plural lich bilden, so das Blümle, die Blümlich; auch beginnt mit ihm der rothe Kopflappen der Weiber und der schmutzig braunröthliche Teint des Volks. — Zu seinem östlichen Nachbar hat der Grabfelder Korb den sog. Koburger Marktkorb oder den alten Banzgauer Korb. Dicht oberhalb Bamberg geht derselbe den Itzgrund hinauf über Koburg bis zum Thüringer Wald, also bis Schalkau und Sonneberg, und zugleich auch die Rodach und Kreck aufwärts über Heldburg und Rodach nach Hildburghausen und Eisfeld. Das Idiom dieses Korbstrichs erscheint als die gröbere Mundart im ganzen Land: die höheren, weicheren und feineren Laute gehen hier in tiefe, harte und rauhe, die Verkleinerungssylbe le in la, selbst das che in ker, wie Zwetschche in Quattschker, über, und der süddeutsche Bub (die Buhm, Bub'n) kommt hier zum Vorschein. In dem mundweiten, harten und rauhen Laut spricht sich der fleißige, aber auch derbe und grobe Charakter des Banzgauers aus. — Der nächste Korb ist die uns zu dem armen, gedrückten Volk des Waldes führende Kötze. Sie hat im Süden den Koburger Korb, im Westen den Beinkorb, und auf den andern Seiten den Thüringer Korb zu Nachbarn und erstreckt sich vom Eisfelder Hinterland, also von der Biber, Neubrunn und Gabel, über das Waldplateau, über Steinheid und Igelshieb bis dicht vor Gräfenthal. Und wie das Volk seinen Waldvögeln gleicht, bei kargem Futter noch singend und neckend, so ist auch sein Dialekt ein singender und zerfällt in so viel Mundarten, als er Thäler durchzieht. — Endlich kommen wir zu dem sechsten Korb des Landes, zum Thüringer Korb, der fast über ganz Thü-

ringen ausgebreitet ist und der nach seinem Hauptfabrikort und Mittelpunkt auch der Mühlhauser Korb heißt. Ihm gehört das Gebiet der Verkleinerungssylbe chen, des hellklingenden Thüringer Idioms und der blauen Schürzen, Jacken und Kopftücher an.

Wir haben dieser Sprachforschungsart mit Hülfe der Körbe hier eine verhältnißmäßig ausführlichere Besprechung gewidmet, weil solche Grenzwegweiser auch anderwärts zu empfehlen sein möchten, weil sie ferner Gelegenheit bot, auf einem kleinen Raum Mitteldeutschlands einen Ueberblick der Dialektverzweigung zu geben, und weil wir durch diese Besprechung in dieser Zeitschrift zugleich den Gedanken erzeugen wollten, daß ohne diese Zeitschrift nur die Wenigsten ihrer Leser von dieser sinnigsten Forschungsart jemals die geringste Kunde erhalten hätten.

Und nun stehen wir am Ende. Wenn wir an Das zurückdenken, was wir auf diesem Gang durch die Schrift- und die Volkssprache gesehen, besprochen, berührt und zur Seite gelassen, so wird Allen die Ueberzeugung sich aufgedrängt haben, daß hier dem Sprach- und Geschichtsforscher, wie dem Dichter und jedem Gebildeten, ja Jedem, der für die Worte Vaterland und Volk ein Gefühl im Herzen hat, ein Feld der Arbeit und des geistigen Genusses sich darbietet, das bis jetzt kaum zur Hälfte beschritten, geschweige gepflegt worden ist. Es hat sich uns aber auch die andere Ueberzeugung aufgedrängt, daß auf dem bisherigen Wege der Vereinzelung und Gesondertheit der Kulturversuche das schöne Feld noch lange und an den besten Stellen wüst liegen bleibt. Kurz, man wird die Nothwendigkeit herausgefühlt haben, für all die Einzelbestrebungen einen sie zusammenführenden Mittelpunkt, für alle Mundarten einen Mund zu finden, der für alle zu allen redet.

Und dieser Mund will unsere Zeischrift sein.

Unsere Aufgabe würde, gemäß dem Vorgetragenen, in Dreierlei bestehen: dichterische Ausbeute, sprachliche Durchforschung und praktische Anwendung der deutschen Volksmundarten; letztere aber zerfällt wieder in Zweierlei: Benutzung der Resultate der Sprachforschung durch die Geschichtsforscher und Herüberziehen des »edlen Kerns« der Dialekte in die Schriftsprache.

So weit diese Aufgabe Sprach- und Geschichtsforscher angeht, ist das Nothwendige oben bereits dargethan, wenigstens so weit man dies von einem Aufsatze verlangen kann, welcher das weite und reiche Feld unserer künftigen Arbeiten nur zeigen, welcher mit dem Spazierstock in der Hand nur darüber hin-, nicht mit Pflug und Gespann darüber hergehen soll. Wir be-

schränken uns daher zum Schluß auf einige Andeutungen über den Antheil der Dichter an unserem Werke.

Wenn wir oben gesagt haben, daß der Dichter nicht vorzugsweise für das Volk schreibt, weil er dessen Dialekt gebraucht, so ist auch in dieser Hinsicht die Gegend, sowie Gegenstand und Art der Dichtung wohl zu unterscheiden. Einem guten Beobachter wird nämlich die Bemerkung nicht entgangen sein, daß man im Süden Deutschlands lieber und besser singt, als erzählt, im Norden lieber und besser erzählt, als singt, und in Mitteldeutschland am liebsten vortragen hört. Diesem Zug des Volks müssen die Dichter folgen, und ihr Gefühl hat sie bisher in der Hauptsache auch richtig geleitet. In allen drei Richtungen hat die Dialektliteratur ihre Repräsentanten und das Volk seine Leibstücke. Das Mährchen im Norden, die Lieder im Süden, das Volkstheater in Mitteldeutschland. Den »Swienegel« hat das Volk sich lange erzählt, ehe Schröder, Koppe u. A. das unvergleichliche Mährchen niederschrieben; »Schnadahupfeln« schwärmten zu Tausenden in den Hochgebirgen Süddeutschlands, ehe v. Kobell seine 300 ins Flachland schickte, und das Puppentheater hatte auf den Kirchweihen und Vogelschießen Mitteldeutschlands längst sein Publikum, ehe Hampelmann und Datterich *) Lieblinge des Volks wurden.

Daraus wird hervorgehen, daß allerdings eine Wechselwirkung zwischen Dialektdichter und Volk möglich ist. Der Dichter darf nur vom Volke nicht verlangen, daß es aus seiner Natur hervortrete. Wer für den Süddeutschen Mährchen in der Prosa des Dialekts schreibt, wer für den Norden nur Lieder dichtet, wird damit so wenig Glück haben, als in Mitteldeutschland Alles, was sich nicht zum Deklamiren (man denke an Grübel!) eignet. Wer aber nach den drei Richtungen hin das Rechte trifft, der wird erfahren, daß er im Norden und Süden mit den Gebildeten auch die anderen Stände, und in Mitteldeutschland mit den unteren Ständen auch die vornehmen an sich lockt und, mit Geschick und Glück, an sich fesselt. Ist also von der Dialektliteratur seither nur wenig ins Volk gedrungen, so liegt die Schuld mit an den Dichtern, die dem Volk nicht das Rechte zu bieten wußten, abgesehen natürlich von der Bildungsstufe, auf der das Volk steht, oder von dem

*) Auch in Koburg ist der Versuch, und mit Glück, gemacht worden. Das „Bratwurstfest“, eine Posse mit Gesang, von A. Wendel, wird noch bei vielen Koburgern in gutem Andenken leben.

Umstand, daß das Lesen des im Dialekt Geschriebenen schon an sich um so weniger anzieht, je schwieriger es ist, je mehr es der Last für die Lust bietet.

Auf diesen drei Wegen muß der Dichter vorwärts gehen, um da, wo es nöthig ist, im gesammten Volke Freude an der Mundart zu erwecken. Ist erst die Theilnahme hergestellt, so werden wir bald sehen, wie es sich allenthalben regt, wie die Dichter aus dem Volk sich hervorwagen, wie erst dann vieles bisher Verborgene und Halbverlorene zu Tag gefördert werden, und der Reichthum des Urthümlichen in der Volksmundart an das Licht treten wird.

Ueber die Wahl der poetischen Stoffe und über die Behandlung des Dialekts müssen wir, wie über vieles hier nur Berührte, in besonderen Artikeln ausführlich reden. Hieher gehört aber der Fingerzeig, daß das Volksauge nur einen beschränkten Horizont und der Volksmund für jedes Ding nur einen treffendsten Ausdruck hat, daß jener bei der Stoffwahl nie überschritten werden darf und dieser bei der Darstellung stets erfaßt werden muß; eine licentia poetica gibt es für den Dialektdichter weder hinsichtlich des Worts noch der Wendung. Diese Beschränkung macht von selbst die höchste Einfachheit ihm zum obersten Gesetz. Wer aber die Wirkung dieses Gesetzes aus unserem Volkslied herauszufühlen versteht, der wird es nicht für anmaßlich halten, wenn wir behaupten, daß aus der Dialektliteratur, wie sie sein soll, auch der Dichter und Schriftsteller der Schriftsprache lernen kann, und wenn wir ein »Herüberziehen des edlen Kerns der Dialekte in die Schriftsprache« als unsere letzte und höchste Aufgabe hinstellen.

Man klagt so oft über den Mangel an Theilnahme des Volks für die neuen Produkte der Dichtkunst und ruft alle Mittel der Buchbinderkunst zu Hülfe, um das Auge zu bestechen. Aber vergeblich. Das Herz des Volks bleibt ihnen abgewendet, weil es hinter Goldschnitt und bunter Leinwand zu oft nichts findet, als was seinem gesunden Wesen am widerlichsten ist: das eitle Spiel mit der Phrase. Zwar ist die Glanzzeit der verschnörkelten Poeterei vorüber, aber die hohle Phrase macht sich noch breit genug und vergoldet taube Nüsse, ein Spielzeug für Kinder, nicht für Leute, die einen Kern suchen. Den Dichtern solcher Werke ist vor Allem das Studium unserer Volkspoesie zu empfehlen, damit sie nicht nur den Weg zur nie bloß spielenden Natur wiederfinden und durch die einfachsten Mittel das Höchste zu erreichen, sondern auch den Reichthum des Volks kennen und ermessen lernen, wie viel neben diesem das werth ist, was sie ihm dafür bieten. Mehr Kenntniß des Volks und mehr Achtung vor dem Volk — das ists, was die

Dialektliteratur zugleich lehrt, und Beides kann denen nicht schaden, die für's Volk schreiben wollen. — Doch ist es nicht bloß dieser geistige Einfluß auf die Schriftsteller, sondern auch ein sinnlicher auf die Schriftsprache selbst, den wir, trotz aller Einsprüche, für möglich halten.

Unsere Schriftsprache ist nämlich — »bei aller Höhe, zu welcher sie durch die Bemühungen ihrer Denker gelangte, manches Vortheils der alten Sprache verlustig gegangen. Das Blut rinnt in ihr schon schwerer; der Wohllaut ist nicht mehr so ungesucht da, sondern wird durch sorgsame Vermeidung der Härten erzielt; die Flexionen erscheinen abgeschliffen und müssen durch allerhand Künste ersetzt werden; die Bewegung ist steifer und genau gemessen. Die Zahl der Wurzeln hat sich vermindert, weshalb häufigere Umgestaltungen und Zusammensetzungen unvermeidlich werden; der geistige Fortschritt der Sprache scheint eine Abnahme ihres sinnlichen Elements nach sich gezogen, ja erfordert zu haben.« Hält nun auch J. Grimm diese »Dämpfung sinnlicher Bestandtheile der Sprache« für nothwendig, weil eben nur »durch Niederschlagung der Dialekte die Herrschaft größerer vaterländischer Spracheinheit« gegründet werden konnte, so lehrt aber auch die Natur, daß, um bei obigem Bilde zu bleiben, frisches Blut in die Adern eines Geschlechts muß, wenn es nicht in seiner Abgeschlossenheit verkommen soll. Jenem Schwerer-Rinnen des Blutes kann aber nur durch einen Zufluß aus dem »Quickborn« der Volksmundarten abgeholfen werden.

Die ersten Anfänge zu einer solchen volksthümlichen Erfrischung der Sprache sind gemacht, und wenn die Freude, mit welcher die Nation diese Versuche willkommen hieß, ein Beweis des Gelingens ist, so sind sie gelungen. Denn, wenn auch weder Berthold Auerbach noch Jeremias Gotthelf die Absicht gehabt hätten, durch ihr Herbeiziehen des Dialekts in die Schriftsprache für diese selbst zu wirken, sondern wenn sie den Dialekt nur benutzten, um die Gestalten ihrer Erzählungen 2c. in vollkommenster Eigenthümlichkeit hinzustellen, so haben doch Beide gezeigt, was mit dem Dialekt schon in dieser unmittelbaren Anwendung auszurichten ist.

Nun verstehen wir aber unter unserem »Herbeiziehen des Dialekts in die Schriftsprache« nicht die Benutzung einzelner Dialekte nach ihrer Form- und Aussprachverschiedenheit — denn das müßte allerdings unsere Spracheinheit zu einer Sprachverwirrung zurückführen —, sondern die guten Wurzeln derselben sollen in den Boden der Schriftsprache eingesenkt, die guten, meist dem unmittelbaren Anschauen der Dinge entnommenen Bilder und Wendungen in die Schriftsprache eingewebt werden.

Diesem Verweben der werthvollen Stoffe der Mundarten mit der Schriftsprache muß aber vorausgehen, was Auerbach und Bitzius begonnen haben. Es müssen, nach ihrem Vorgang (und Muster für den Volksschriftsteller sind sie nicht bloß in diesem einen Stück) alle deutschen Mundarten durch eine derartige Benutzung in der dem großen Publikum zugänglichsten Weise der Schriftsprache erst näher geführt werden, und erst, wenn nicht blos alle Dialekte, sondern auch alle Stände (also nicht blos der Bauer, sondern auch der kleine Bürger und Gewerbsmann der Städte, der Jäger, Schiffer, Bergmann, Flößer ꝛc.) in ihren Spracheigenthümlichkeiten hingestellt sind, wird die Zeit kommen, wo aus diesem Reichthum das Treffendste für die Schriftsprache gewählt und dieser einverleibt werden kann.

Auch das wird zunächst wieder die Arbeit der Dichter und Volksschriftsteller sein, die unmittelbar möglichst verständlich und eindringlich zum Volke reden wollen; sie werden aus dem Volksschatz zuerst das Beste und dauerhafteste Material zu dem geistigen Werkzeug wählen, mit dem sie für die Nation schaffen; durch sie wird dann diese Spracherfrischung den oberen Lebenskreisen und durch alle drei endlich auch den übrigen, weniger freien und für derlei volksthümliche und lebensfrische Einflüsse weniger offenen Fächern der Wissenschaft nnd der Gelehrsamkeit zugeführt werden.

Freilich scheinen wir in den Fall gekommen zu sein, dasselbe zu thun, was wir im Eingang als ein vergebliches Bemühen hingestellt haben, denn wenn man mit der Sprache nicht auch das Volk r e i n i g t, so wird die S p r a c h e r f r i s c h u n g von nicht besserer Wirkung auf das Volk sein. Und wenn das Versinken der Volkssprache und das Schwerer-Rinnen des Bluts in der Schriftsprache die ersten Anzeichen des nahenden Alterns und Veralterns der Nation wären, so könnten wir mit untergeschlagenen Armen dem Versinken und Ausrotten der deutschen Dialekte in und um Deutschland zusehen. Wir erfreuen uns aber eines besseren Vorblicks in die Gestaltung unseres Nationallebens: wir vertrauen auf den »naturwissenschaftlichen Zug der Zeit«, der nicht, wie so viel Gutes in Deutschland, blos in die Bücher, sondern, wie er bereits begonnen, in die Köpfe fahren und in alle Lebenskreise einziehen wird, hier beseitigend und Bahn brechend, dort frisch aufbauend und vom Grund aus Ordnung schaffend; ja, wir vertrauen darauf, daß die Zeit kommen wird, wo der Deutsche die Namen eines A r m i n i u s, L u t h e r und H u m b o l d t mit e i n e m Kranze umschlingt. Schon zweimal hat unser Volk und unsere Sprache niedergetreten am Boden gelegen, und jedes Wiedererheben bezeichnete zugleich einen neuen großen Fortschritt; auch die Erlahmung, welche gegenwärtig auf Volk und Sprache drückt, ist nur ein Schlummer der Kraft, ist

nicht das Zeichen des Hinwelkens (denn Deutschland hat auch gar viel zu thun, ehe seine Sendung auf Erden erfüllt ist), sondern das Zeichen eines neuen Aufschwungs des Volks und einer neuen Blüthe seiner Sprache. Für jene, wenn auch noch so ferne Zeit der Ernte laßt uns säen, für jene Zeit des frischen Volkslebens die kräftigen Wurzeln und Blüthen der Volkssprache bewahren und so unseres Theils nach den Gaben, die wir empfangen haben, beitragen zu dem glücklicheren Volksleben des zukünftigen Deutschlands

---

Beiträge zur Kenntniss der Kölnischen Mundart im 15. Jahrhundert.

Von Prof. Dr. Franz Pfeiffer
in Stuttgart.

Die Erforschung der heutigen deutschen Mundarten darf nie hoffen, in das Wesen und den Geist der wunderbar vielgestaltigen Volkssprache einzudringen, sondern wird ewig nur an der Oberfläche hängen bleiben, so lange ihr die historische Grundlage fehlt, das heisst die genaue Kenntniss sowohl der alten Sprache im allgemeinen, als insbesondere auch der Mundarten früherer Zeit. Mit diesen alten Mundarten ist es freilich eine eigene Sache: wer kennt sie und wer vermag uns über ihre Beschaffenheit sichere Rechenschaft zu geben? über die schwäbische und alamannische Mundart z. B. im 13. Jahrhundert? Es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, das sog. Mittelhochdeutsch, wie es von den achtziger Jahren des 12. bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts in den meisten Gedichten sich zeigt, sei die zu jener Zeit in Süddeutschland allgemein geltende Sprache gewesen. In der Wirklichkeit war es aber, ähnlich dem jetzigen Schriftdeutsch, nur die Sprache der Gebildeten und der höhern Stände; es war die höfische Sprache, während gleichzeitig daneben im Volke eine davon vielfach verschiedene, wohl rohere, aber kräftigere und alterthümlichere Sprache in Uebung und Gebrauch war. Der Abstand zwischen beiden war zwar nicht so gross, wie heutzutage zwischen der

Büchersprache, die sich seit dreihundert Jahren im Ganzen wenig verändert hat, und den in stäter Veränderung begriffenen Mundarten; aber ein Abstand und Unterschied war immerhin vorhanden. Diesen zu erkennen und nachzuweisen, ist für die Geschichte der Sprache sowohl, als namentlich der Mundarten von höchstem Werth. Von der Beschaffenheit dieser, neben der höfischen fort und fort lebendig gebliebenen „dörperlichen“ Sprache eine richtige Anschauung zu gewinnen, hält aber besonders deshalb überaus schwer, weil das Volk wohl dichtete und sang, aber nicht schrieb; daher ès auch von seiner Sprache keine unmittelbaren aus dem Volk und von dem Volk aufgezeichnete Denkmäler gibt. Dennoch fehlt es nicht gänzlich an Quellen und noch weniger an Spuren, die uns in das Wesen der alten Mundarten Einsicht zu gewähren geeignet sind. Diesen nachzugehen ist eine, wenn auch mühsame, doch gewiss lohnende und für die Erforschung der heutigen Mundarten erspriessliche, ja, wenn dieses Studium mehr werden soll als eine Spielerei, geradezu nothwendige Arbeit.

Nicht alle, ja man könnte sagen die wenigsten mittelhochdeutschen Dichter haben sich dem jetzt als geltend angenommenen Canon der höfischen Sprache in dem Maasse angeschlossen und unterworfen, dass sie die Eigenheiten ihrer heimathlichen Sprache völlig aufgegeben hätten. Eine sorgfältige Sammlung dieser landschaftlichen Besonderheiten wird nicht ohne lehrreiches Ergebniss bleiben. Daneben sind die Urkunden und Weisthümer, namentlich der kleineren Städte, Ortschaften und Gemeinden, eine nicht unergiebige Quelle, und manche Ausbeute werden künftighin auch Handschriften von Gedichten gewähren, die man, weil in anderer als dem betreffenden Dichter zukommenden Mundart geschrieben, bisher keiner Beachtung werth gehalten hat, die aber für die alten Mundarten von hoher Bedeutung werden können.

Diese kurzen Bemerkungen gelten zunächst bloss von den oberdeutschen Mundarten, für deren Geschichte ich in dieser Zeitschrift später einen besonderen Beitrag zu liefern mir vorbehalte. Etwas anders und günstiger verhält es sich mit den niederdeutschen Dialekten, denen der Mangel einer selbständigen Litteratur und noch mehr einer gemeinsamen Schriftsprache eine viel freiere Entfaltung gewährt, oder sie wenigstens nicht so zurückgedrängt und unserer Betrachtung entzogen hat. Fliessen die poetischen Quellen, gegenüber dem ungeheueren Reichthum der mhd. Litteratur, auch spärlich und trübe, so bieten uns die zahlreich erhaltenen prosaischen Sprachdenkmäler, die Rechtsbücher, Urkunden und geist-

lichen Schriften, immerhin einigen Ersatz; und dass man, wo Gedichte fehlen, auch aus der Prosa von der Beschaffenheit einer Sprache genaue Kenntniss gewinnen könne, darüber wird wohl Niemand in Zweifel sein. Jedenfalls liesse sich mit Hilfe dieser Quellen eine viel vollständigere Darstellung der mittelniederdeutschen Sprache geben, als sie in der Grammatik, wo gerade dieser Theil mehr als stiefmütterlich behandelt wurde, zu finden ist. Mit grösserem Recht als über die Dürftigkeit der Quellen dürfte sich J. Grimm allerdings über den Mangel an zuverlässigen Vorarbeiten beklagen. In der That hat für die wissenschaftliche Erforschung der niederdeutschen Sprache alles erst noch zu geschehen. Was bis jetzt auf diesem Gebiete etwa geleistet wurde, ist kaum ein Anfang zu heissen und verschwindet fast gänzlich gegenüber den umfassenden und vortrefflichen Arbeiten, deren sich die hochdeutsche Sprache der mittlern und neuern Zeit rühmen darf. Diese Vernachlässigung ist auffallend und schwer zu begreifen für Denjenigen, der die warme Liebe kennt, womit der gebildete Niederdeutsche an seiner heimathlichen Sprache und Mundart hängt. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo der Norden unseres Vaterlandes sich aufraffen und die Versäumniss langer Jahre im Sturme einbringen wird.

Einstweilen wollen aber wir Süddeutsche die Hände nicht in den Schooss legen, sondern auch für die Erforschung jener Dialekte, deren Kenntniss für die Geschichte der deutschen Sprache von höchster Wichtigkeit ist, wenn schon mit beschränkten Mitteln, thun, was in unsern Kräften liegt. Vorläufig gebe ich hier einen Beitrag zur Kenntniss der Kölnischen Mundart im 15. Jahrhundert, der, wie ich hoffe, sowohl sprachlich, als vermöge des Inhalts der Mittheilung nicht unwerth wird befunden werden. Es sind Auszüge aus einem unter dem Titel „der Seelen Trost“ nicht unbekannten Buche, das sich die Erklärung der zehen Gebote etc. zur Aufgabe gesetzt hat und diese durch Mittheilung einer Reihe von Exempeln practisch zu erfüllen sucht. Es ist ein Sammelwerk, das, ähnlich den Gesta Romanorum, eine Sammlung von überall her zusammengelesenen Novellen, Erzählungen, Legenden und Anecdoten enthält, sich aber mit jenen nur höchst selten berührt. Statt der langweiligen Moralisationen, die dort jedem einzelnen Stücke angehängt werden, ist es hier ein fortlaufender Commentar, bestehend in meist kurzen Erläuterungen und Erklärungen, die ein Geistlicher seinem Kinde gibt. Diese Nutzanwendungen sind von keinem allgemeinen Interesse, sie ergehen sich überdies in unzähligen Wiederholungen, und ich glaubte sie ohne Schaden weg-

lassen zu dürfen. Auch von den zahlreichen Legenden wurden viele übergangen, wo der Inhalt gar zu unbedeutend schien; ich denke, ebenfalls ohne Nachtheil, ja es wird vielleicht Manchem vorkommen, als hätte ich bei der Auswahl noch strenger zu Werke gehen dürfen. Doch habe ich mich hiebei nicht immer bloss vom Inhalt, sondern öfter von Rücksichten auf Darstellung und Sprache leiten und bestimmen lassen. Das von mir Mitgetheilte beträgt etwa ein Drittheil des ganzen Buches; durch das Weggelassene wird, glaub' ich, Niemand viel verlieren. Gestalten sich künftig die Verhältnisse günstiger, und zeigt sich der deutsche Buchhandel zu dem Verlag solcher Werke so bereit wie jetzt schwierig, so bleibt es Jedem unbenommen, später einmal das ganze Buch herauszugeben. Trotz einzelner widersprechender Stimmen halte ich den beim Jeroschin eingeschlagenen Weg für einen richtigen und den Umständen angemessenen; ich betrete ihn darum auch hier wieder und bin überzeugt, dass mir die allgemeine Zustimmung nicht entgehen wird. Wie dort, werde ich auch hier von den Lautverhältnissen und anderen Eigenthümlichkeiten des Dialectes, den diese Erzählungen zeigen, eine übersichtliche Darstellung, diesmal mit Hinzuziehung anderer verwandter Sprachquellen, geben, und zugleich den Vorrath seltener und wichtiger Wörter aus der ganzen Handschrift in alphabetischer Ordnung folgen lassen, als einen Beitrag von mir zu dem in Aussicht gestellten niederdeutschen Wörterbuche, dessen wir immer noch so schmerzlich entbehren.

Nicht bloss in sprachlicher Hinsicht, auch als Beitrag zur Novellenlitteratur des Mittelalters werden die nachstehenden Mittheilungen willkommen geheissen werden. Unsere Litteratur besitzt an erzählender Prosa aus älterer Zeit keinen solchen Reichthum, dass man Denkmäler dieser Art, auch wenn sie an und für sich von minderer Erheblichkeit wären, darum gering achten dürfte. Und gerade die niederdeutsche Prosa scheint mir doppelter Beachtung werth. Denn wie wenig, gegenüber dem reichen Gehalt, sowie den strengen und reinen Formen der mhd. Poesie, die mittelniederdeutschen Gedichte, in denen der Mangel an Schwung und die Verwilderung in Versbau und Reim gleichmässig abstossen, uns zusagen können, so steht doch die erzählende Prosa, meinem Gefühle nach, weit über der hochdeutschen. Es ist ein ganz eigener Reiz darüber ausgegossen, etwas überaus naives, zutrauliches, anschmeichelndes, das Jener in diesem Maasse nicht eigen ist. Diesen Eindruck haben die in der Grimmischen Sammlung mitgetheilten niederdeutschen Märchen auf mich gemacht, seit ich sie kenne (und das ist lange her), und was ich seitdem an ältern

Denkmälern dieser Art kennen zu lernen Gelegenheit fand, konnte diesen ersten Eindruck nur verstärken. Ich hoffe, der Leser wird mit mir finden, dass auch über den nachstehenden Erzählungen ein eigenthümlicher poetischer Duft schwebt, und das Naive und Anmuthige, was im Vortrag herrscht, wird Niemand entgehen. Das trifft sich aber nur hier: in den ins Oberdeutsche übertragenen, freilich sonst noch vielfach veränderten alten Drucken ist das Alles verwischt und verloren.

Von der „Seelen Trost" kenne ich drei Handschriften, alle in der Kölnischen oder dieser doch nahverwandten Mundart geschrieben. Die erste befindet sich zu Köln im Besitz des Dr. E. von Groote, die zweite besitzt oder besass Tucher zu Nürnberg, die dritte noch ganz unbekannte, aus welcher ich schöpfe, befindet sich auf der hiesigen k. öffentlichen Bibliothek. Aus der ersten liess Carové im Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst, 1816. S. 343—348 die in der hiesigen Handschrift zufällig fehlende Sage von Amelius und Amicus abdrucken (vgl. Wackernagels altd. Lesebuch 981—986); aus der zweiten theilte der Besitzer in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von Aufsess 1833, 107. 108. die Erzählung vom Gang nach dem Eisenhammer (hier Nr. 33) mit (vgl. Wackernagel a. a. O. 986—988). Auf diese beiden Stücke beschränkt sich die Kenntniss, die die Litteraturgeschichte von diesem Buche hat. Es wird zwar oft genannt, ich habe aber Grund zu glauben, dass es auch in den alten Drucken nur Wenige gelesen haben: die gleich auf den ersten Seiten enthaltenen nicht uninteressanten Beiträge zur Mythologie und zum Aberglauben und Anderes mehr hätte sonst nicht so völlig unbekannt bleiben können, als es der Fall ist.

Die auf der hiesigen Bibliothek befindliche Handschrift, Cod. theol. 4. Nr. 16, ist im 15. Jahrhundert von verschiedenen Schreibern geschrieben, die jedoch mit geringen Abweichungen denselben Dialect gesprochen haben. Dass es der Kölnische ist, darüber kann kein Zweifel seyn und soll später ausführlich dargelegt werden. Ueber die Quellen, aus denen er geschöpft, gibt der Verfasser in einer kleinen lat. Vorrede Bl. 1ª Auskunft. Libellus iste collectus est de diversis libris: de biblia, de passionali, de historia scolastica, de historia ecclesiastica, de speculo historiali, de decretis et decretalibus et de cronicis diversis, de vita patrum, de collacionibus patrum, de dialogo, de compendio theologie, de summa Raimundi, de summa Gauffridi (sic), de summa Heinrici, de viciorum et virtutum (sic!) et de omnibus libris quoscunque legere potero et audire. Intencio-

nis mee est colligere et scribere quidquid est utilius ad docendum, quidquid devocius ad legendum, quidquid delectabilius ad audiendum, quidquid facilius ad intelligendum. Der Nutzen, der aus der Durchforschung der hier verzeichneten Quellen und dem Nachweis, woher das Einzelne entnommen ist, erwachsen könnte, scheint mir in keinem Verhältniss zu stehen zu der Mühe, die das machen würde, und mag füglich Denjenigen überlassen bleiben, die durch Häufung eines Wustes von allerlei unbedeutenden Notizen und Citaten das ihren Arbeiten mangelnde Urtheil zu ersetzen bemüht sind. Nur einige Nachweisungen will ich hier geben, wie sie mir eben zur Hand sind. Nr. 5. Faustinus und Faustus ist ohne Zweifel nach der deutschen Kaiserchronik (Massmann I, 105—321) bearbeitet; darauf deutet wenigstens der sonst nicht sehr häufige Ausdruck wîlsâlde, den die Prosa mit dem Gedichte gemein hat. — Nr. 30. erzählt eine historische Begebenheit, die im J. 1021 bei der Klosterkirche von Kolbig unweit Bernburg vorfiel, eines der ältesten Beispiele der Tanzwuth, „jener merkwürdigen Krankheit des Mittelalters; s. Hecker, die Tanzwuth. Berlin, 1832. S. 15 und J. Ch. Beckmann, historia des Fürstenthums Anhalt. Zerbst, 1710. fol. III, 465, wo viele andere Erzählungen dieses bekannten Vorfalls mitgetheilt werden. — Nr. 33 die schon oben berührte Erzählung vom Gang nach dem Eisenhammer.

Nr. 77. ist die Erzählung von der Crescentia.

Nr. 78. enthält die Geschichte, die Schiller in der Bürgschaft poetisch bearbeitet hat.

Nr. 89. hat gleichen Inhalt mit dem altd. Gedichte von Athis und Prophilias, wovon W. Grimm vor einigen Jahren Bruchstücke herausgegeben hat.

Der Verfasser oder Sammler ist, wie schon bemerkt, ein Geistlicher; darum die unwilligen Seitenblicke auf die weltliche Litteratur, auf die Geschichten von Parzival und Herzog Ernst (falls meine Aenderungen richtig sind) und auf das Volksepos, auf Dietrich von Bern und verwandte Sagen, durch deren Lectüre die Seele weder Trost noch Beruhigung finde; darum auch die heftigen Aeusserungen gegen den im Volke lebenden Aberglauben. Er ist aber ein deutscher Geistlicher und von seiner Werthschätzung der deutschen Sprache gibt Nr. 74 ein schönes Zeugniss.

Soll ich meine Ansicht über das Alter des Buches sagen, so glaube ich nicht, dass es früher als in den Anfang des 15. Jahrhunderts gesetzt werden darf.

Ich lasse nun hier zuerst die Auszüge folgen, und reihe daran die grammatische Darstellung der Mundart und das Verzeichniss und die Erklärung der wichtigeren Wörter und Ausdrücke.

(1[b]) Her na voulget ein boich, dat der selen troist is genant und is ein mirklich boich.

DEr selen troist liget an hilger leren und an betrachtungen der hilger schrift. Want gelicher wis als der licham lefft van der ertzscher spisen, also lefft de sele van hilger lere; want der minsch levet neit allein van dem uswendigen broide, sonder ouch van den worden, de da gaint us dem munde gots. und dat is de hilge schrift, de got gesprochen hait durch den propheten und noch alle dage spricht durch der preitgere mont.

Kint leve, dar umb saltu gern lesen und hœren de lere der hilger schrift, da der selen troist an liget, up dat din sele gespiset werde und gesterkt zo allen goeden werken. und nim ein exempel van unssem leven heren Jesu Kristo, der da sas in dem tempel under den wisen meisteren und hoirt und vraigde van der hilger schrift.

Vele lude sint de da lesent werentliche boiche und hoerent der na und verlesent alle ere arbeit, want si envindent dar neit der selen troist. Etsliche (2[a]) lude sint de da lesent van Percivalen [1]), van her Ernesten [2]), van her Dederich van [dem] Berne und van alle den Hunen, de der werelt deinden und neit gode. In den boichen is gein nutz, want man vindet dar niet der selen troist. dat enis neit anders dan zit verluis, und vur alle zit, de wir unnutzlichen zobrengen, moissen wir rede und antwerden geven.

Vil wunderlicher lude haint gewest, de de werelt umb voiren over wasser und over lant, dat si eventuire bejagen woulden und wonder beschauwen und neuwe mere hoeren, und verloiren alle ere arbeit, want si envonden dar neit der selen troist.

Vil vursten, heren, ritter und knaffen soichten konink over verren landen und verloiren alle eren arbeit, want si vonden dar neit der selen troist.

Der wonderliche konink Alexander der leis sich den grifen voeren in de luicht, up dat hei wonder moicht beschauwen, und verlois alle sinen arbeit, want hei vant neit der selen troist.

---

1) Pertinillen. 2) Eristiani.

Der hoege wise meister Appolonius de voer over menche koninkrich und wart gefangen und (2[b]) hait groissen komer, up dat hei gesege den gulden disch, der uis dem mere gevischet wart. Der verlois sinen arbeit, want hei vant dar neit der selen troist.

Van dem gulden dische.

Van dem gulden dische vint man alsus geschreven. Dar waren vischer up dem mer und vischden. Dar quam ein koufman gain, der sprach „verkoufet mir den zuch!" Da worpen si dat netz in und zoigen her up us dem grunde des meres [1]) einen gulden disch. Dar wart ein grois kif [2]) umb. Dar quam alle dat lant zo und woulden den wonder schauwen. Dat quam der zo, dat de seven wisten van dem lande dat oirdel soulden vinden. Do de zo samen quamen, do geinken si zo irme gode, der heisch Appollo, der hait da einen tempel bi dem mere stain, und vraigeden in, wer den disch haven soulde. Do sprach hei „men sal in geven dem alre wisten van dem lande". Si gaven den disch eime, der heisch Salus, den si vur den alre wisten heilden, und offerden in vur dem gode und brachten in in sinen tempel und satten in dar vur sin bilde. Dar na wandelde der hoge meister (3[a]) Appolonius und vil lude, dat si den disch sein woulden, und verloren alle iren arbeit, want si vonden dar in neit der selen troist.

De edel koninkinne van Saba wandelde mit groisme getrecke over vil landes und quam zo Jerusalem, dat si hoeren woulden de wisheit Sa lomonis, de eme got gegeven hait. Dat was an in zo prisen, dat si wisheit soichten. Kint leve, so saltu doin: du salt wisheit soicken da an dat der selen troist liget.

Van dem konink Philodolphus van Greken.

Der edel konink Philodolphus van Greken der is dar an gepresen, dat hei sich sere vlisset an vil boechen. Hei hadde in sinre boichkameren wail vunfzich dusent boecher. Do hoirt hei sagen, dat in dem juetschen lande zo Jerusalem were ein joetsche e, de got selver geschreven hedde mit sime vinger. Dar stoint hei na mit alle sime vlisse, dat hei de e krege. Da waren in sime lande gefangen vil juden. de koufte hei zomail (3[b]) vri; der wairen wail LM. Do sant hei zo dem buschoff wail

1) us dem mere des grundes. 2) kiffe.

XXII meister, de eme schreven de e us dem joetschen in dat greiksche. Do sant hei de meister mit groisser eren weder zo lande. Deser konink was ein heide; nochtant so lacht hei so groisse macht an de boicher der hilger schrift. Vil me sal ein kristenminsch dar na stain, dat hei lese und hoere de boicher der hilger schrift, da der selen troist an liget, und man sal vlein de werentliche boiche, want dat mishaget unsem leven heren gode, dat kristen lude da inne vil lesen.

Van dem alrehillichsten S. Jeeronimo.

Sant Jeeronimus de wile dat hei werentlich was so plach hei gern zo lesen werentliche boich. Hei wart seich und wart gefort vur dat gerichte gots. Do sprach der richter zo eme „wat mans bistu?" Hei sprach „ich bin ein kristenminsch." Do sprach der richter zo eme „du bis gein kristenman, du leis gern werentliche boiche: da din schatz an is da is din herz." Do sprach der richter zo sinen knechten „nement in und geisselent mir in!" Do namen si in und slógen in so lange (4ᵃ) unz hei reif „o leve here, erbarmet uch over mich, ich wil uch dat geloven und sweren, dat ich nummer me werentliche boich haven wil noch lesen". Do baiden de gene, de vur dem richter stoinden, vur in. Also wart hei los und quam weder zo eme selver und gewan de schrift so leif, dat hei juetsch leirde und schrif de hilge schrift us dem juetschen und us dem greikschen in dat latin. Her umb so hain ich wille zo schreven de hilge schrift us dem latin in dat duitsche zo gots love und minen even kristen minschen zo vromen.

Dit boich wil ich zo samen lesen van mencherhande boichen, gelicher wis als de bien dat hoinch zo samen lesent van mencherhande bloemen. Dit boich sal heischen der selen troist. Dar in wil ich schreven van den X geboden [1]) gots und van den VII hilgen sacramenten und van den aicht selicheiten [2]) und van den VII hoeftsunden und van den VII vrouden unser lever vrauwen und van den VII dagegeziden und van den VII gaven des hilgen geistes [3]) und van den VII heuftduichden, und wat mir got der zo gift.

Ich bidden alle de gene, de dit boich lesen, of si in anderen boichen eit sunderliches (4ᵇ) vinden beschreven, dat si dit boich dar umb neit enstraifen, want ich hain des also geraint, sowa de rede zo lank is

1) geboder. 2) selicheit. 3) geist.

und verdreislich, da wil ich si kuirten, und wa si zo kuirt is und unverstendich, da wil ich etswat zo setzen, und wat unnutz is, dat wil ich overslain, sowat sich zo der warheit neit engelichet, dat wil ich underwegen laissen, und wil uskeisen allet dat nutze is und wair is und dat suverlich is und der selen troist, gelicher wis als ein artzeder us kuist de beste wurzelen zo sinre medicinen, und de voegelen, de da doint dat schoinste korn zo irre spisen, und ein jonffrauwe, de da suverliche bloemen nimpt zo irme kranze. Ich bidden alle de gene, de dit boich lesen, dat si got vur mich bidden, datzich eirs gebets moege geneissen, dat ich mit in kome dar [1]) wir troist vinden ewencliche unser selen zo heile. Des helf uns der vader und der son und der hilge geist. Amen.

(14^b) Van zouferien.

Kint leve, woultu dat eirste gebot gots wail und recht halden, so saltu mit geinre zoiferien umb gain, want wer sich mit zoiferien behilpt, der bedet gern affgœde an und nimpt selden ein goit ende. Da van wil ich dir ein exempel sagen.

1.

Van eime paffen, der mit zouferien umb geink.

It was ein paffe, der haid sich angelacht zu zouferen und vil wonders dede hei mit der hulpen des boisen geistes. Do was da in der zit ein jongelink, der was wail geboren und haid sin goit zomail verzert. Der quam zo dem paffen und wart sin knecht. Der paffe gaff eme kleider, pert und gelt. Zo einre zit reidt hei mit (15^a) eme in einen groissen walt. Do duicht den [2]) jongelink, dat da weir ein wasser und over dem wasser stoint ein schoin burch. Do begont in sere zo verwonderen, want hei da nee gein burch zo voerens haid gesein. Do vraigede hei sinen heren, wat burch dat it were. Do sprach der paffe „dat is des heren huis, der mir vil goits hait gegeven: dar soilen wir up; min here sal dich einen richen man machen und du salt sin man werden und salt eme hoilt sin.“ Do reden si over dat wasser und do vraigede der wechter up der zinnen, wer da were? Do sprach der paffe „he koment des koninks frunt.“ Zo hants wart de portze up gedain und de brugge wart neder gelaissen und da her us quamen wol XL jonckeren wail gekleit

1) dat. 2) der.

mit hornfesseren und intfeinken si mit groissen eren. Do si in de burch quamen, do geingen intgain si fursten, heren und vil ritterschaff und sprachen „wilkome si des koninks getruwe frunt!“ Do leite man in in den pallais vur den konink. Der sas up eime gulden stoil. Der konink stoint up und intfeink den paffen mit groissen eren und heisch in bi sich sitzen gain. Der na begain hei zo vraigen umb de sachen, dar umb hei dar was komen. Der paffe antwerde also und sprach „here, ich bin her komen umb des knechts willen: der enhait gein goit, und soilt (15[b]) in intfangen zo eime knecht und soilt in rich machen und hei sal uch hoult sin.“ Do sprach der konink „gank her und val up din knee und sprich also: ich versagen den vader und den son und den hilgen geist.“ Do verfeerde sich der knecht und sloich vur sich dat zeichen des hilgen kruzis und sprach „ich bevelen mich dem vader, dem sone und dem hilgen geiste!“ Zo hants voir der konink mit der burch und mit alle sime gesinde in dat affgrunt van der hellen und voirten den paffen mit in. Also sal it alle den genen gain, de mit zouferien umb gaint. Kint leve, dit lais dir ein lere sin und hoit dich vur zouferien. Ein ander exempel.

2.
Van Eradius und van sinre doichter.

Dat was ein goit man, der heisch Eradius. Der haidde ein doichter, de woulde hei unssem heren offeren zo sime deinst. Dat hasde der viant sere und bekoirde einen jongelink, dat hei de jonffer leif hait. Do dorst hei neit na ir stain und nam rait mit eime zoefener. Do sprach der zoefener „woultu doin dat ich dich heischen, ich wil dir helpen, dattu si kregen salt.“ Der jongelink sprach, hei woulde it gern doin. Do gaff hei eme einen breif und sprach (16[a]) „gank zo nacht up dat velt und stant up des heiden graff, der da begraven is, und halt den breif mit der hant up und roif: Sathanas, Sathanas! wanne hei kompt, so giff eme den breif und voulge sime rait: hei sal dir wail dinen willen vollebrengen.“ Der jongelink quam dar und reif Sathanas zo eme und sacht eme sinen willen. Sathanas sprach „woultu doin dat ich dich heischen, ich wil dir de jonffer werven.“ Der jongelink sprach, hei woulde it gern doin. Do sprach Sathanas „so saltu versagen dins gots Jesus Kristus.“ Der jongelink sprach „ich versagen mins gots Jesus Kristus.“ Do sprach Sathanas „ja ir kristenlude sit so ungetruwe, wanne ir miner behoift, so koment ir zo mir, und wanne dat ir dan uren willen hait vollenbracht, so verzeit ir

minre und kerent uch weder an uren got. So is hei so barmherzich und intfenkt uch zo hants weder. Dar umb so wil ich dinre sicher sin. Du salt schreven einen breif mit dinre hant und salt dat bezugen, dattu dins gots verzegen hais und diner doufen und hais dich mir gegeven mit live und mit selen." Der jongelink sprach, hei wouldo it gern doin. (16 [b]) Hei schreif den breif und gaff in Sathanas. Zohants bekoirde hei de jonffer so ser, dat si neit leven enmoicht, si hedde den jongelink. Do reif si zo irme vader und sprach „here leve vader min, erbarmet uch over mich und gifft mir den jongelink oder ich mois sterven." Do der vader dat hoirt, do began hei zo schreien und zo weinen und sprach „owe leif doichter min, wat is dir gescheit, und we geleestu alsus? Ich woulde dich hain geoffert unssem leven heren gode: nu woultu einen man haven!" Si sprach „vader, vollenbrenget mir snellich minen willen, off ich mois sterven." Do geink der vader zo sinen vrunden und sachte in dese meren. Do gaven eme sin vrunt rait, dat hei si dem jongelink soilde geven. Do machde hei ein blitschaff und gaff si dem jongelink. Do si samen gewont haiten ein wile, do geink hei nummer me zo der kirchen und hei gesainde sich nummer und nam ouch gots licham neit. Dat proifden de lude und spraichen zo ir „sage uns, wat haistu gedain dem man, den du genomen hais? dat enis gein recht kristenman." Do wart de vrauwe bedroift und sprach zo eme „dit sprechent de lude over dich." Do sprach hei „si sagent neit wair, ich bin (17 [a]) ein recht kristenman." Do sprach si „is dat also, so saltu morne mit mir in de kirche gain und salt dich bichten und salt den hilgen licham uns heren intfangen." Do hei dat hoirt, dat hei des neit aff kont gesin, do kont hei is neit langer verhielen und sacht ir alle dink von anbegin bis an dat ende. Do troist si in und sprach „min herzeleve vrunt, ir hait doerlichen gedain, dat ir urs scheppers verloint hait. Nochtant soilt ir neit zwivelen an gode: sine genade und sin barmherzicheit is groisser dan alle unse sunden. He woint ein hilger buschoff, der heischt Basilius, gait zo eme, he sal uch wail rait geven." Si sprach „ich wil eirst zo eme gain und ich wil eme dese sache erzellen." Do de vrauwe zo dem buschoff quam und eme de sachen erzalt hadde, do leis hei den man hoilen und sprach „son, woultu weder keren zo gode?" Der jongelink sprach „here, dat dede ich gern, off ich vermoicht. Ich hain mich dem duvel ergeven." Der buschoff sprach „enhave geinen angst, unsse leve here Jesus Kristus is aller genaden vol. Hais du ruwen dinre sunden, hei wilt dich gerne zo genaden intfangen." Do nam in der buschoff und zeichende in mit

dem zeichen des hilgen kruzes und beslois in in eine kamer dri dage lank. Der na quam der buschoff (17 b) zo eme und sprach „we geit it dir?“ Hei sprach „leve here, ich bin in groissen noeden. Si komen zo mir also vreislichen und roifent mich an und wisent mich den breif und sprechent zo mir: du valscher verreder, du hais uns verraden. Du quemis zo uns und wir neit zo dir, du bis ein loegener geworden.“ Do sprach der buschoff „neit enzwivel, roif an unssen leven heren, ich wil vur dich bidden, dat hei dir zo hulpen kome.“ Der na over zwene dach quam der buschoff weder zo eme und vraigde in, we it eme geink. Do sprach der jongelink „it is nu iet besser. Ich hoere si van verrens roifen, sonder ich engesein irre neit.“ Do beslois in der buschoff noch einen dach und quam up den driden dach zo eme unde sprach „we geit it dir?“ Do sprach der jongelink „it is goit; ur hilge gebet hait mich erloist. Ich gesach hude in eime geist uch vur mich veichten und gesach, dat ir den viant verwonnet.“ Do nam in der buschoff und leite in in de kirche mit alle der preisterschaff. Do quam Sathanas snellichen und griff den jongelink an und begont in zo zeine und zo trecken und woulde in dem buschoff nemen. Der buschoff heilt den jongelink also vast: Sathanas (18 c) zouch und der buschoff zoich, dat gemein voulk dat schree und weinde und reifen unssen leven heren an, dat hei dem buschoff zo hulpen queme, dat hei den jongelink behalden moicht. Do leis der viant den jongelink gain und reif mit luider stimmen „Basilius, du hais mir gedain unrecht: hei quam zo mir und ich ensande eme geinen boiden. He hain ich noch den breif, den hei mir gaff.“ Do gaff sich der buschoff in sin gebet. Do hei in sime gebede lach, do quam der breif van enboven her aff gevallen. Do nam der buschoff den breif und gaff in dem jongelink weder und bracht den jongelink weder zo sinre huisfrauwen.

Kint leve, dit lais dir ein lere sin, up dattu geinen gelouven haves zo den zoiferen.

Kint leve, woultu dat gebot gots wail halden, so ensaltu neit gelouven an de guthoulden und an de elfinnen noch an de wichteline [1]) noch an geinreleie spoetnisse, want dat is allet des duvels gedroch [2]), da hei de lude mit bedruget, de kranken gelouven haint. Sower ganzen gelouven

1) wichelien Hs. an die nachthulden und an alraunen noch an wichtelin Dr.

2) trügnisse Dr.

hait, dem mach dit gedroch neit geschaden. Des wil ich dir ein exempel sagen.

3.

Her na volget van dem hilgen buschoff Germanus.

Dat was ein hilig buschoff, der heisch Germanus. Der quam zo einre zit in einre vrauwen huis zo (18 [b]) herbergen. Des avents do de lude slaifen soulden gain, do geink de vrauwe und bereit ein schoin taifel und bracht dar up guder spisen genoich. Do vraigede si sent Germanus, wer de spise essen soulde? Do sprach de vrauwe „here, dese spise soilen essen de guthoulden: de pleint des nachts her zo komen. De wile dat ich si wail halden, so geit it mir wail an minre naronge!“ Do sprach sent Germanus „vrauwe, haint ir si gesein?“ „Ja“ sprach de vrauwe, „ich hain si gesein.“ Do geinken de lude des avents slaifen und sent Germanus der wachde und bat unssen leven heren, dat hei ir eren ungelouven woulde verstuiren. Des nachts quamen de houlden dar in dat huis und begonten zo essen. Do stoint sent Germanus up und beswoir si bi dem namen uns heren Jesu Kristi, dat si neit van danne soulden scheiden sonder sinen oirlof. Do weckde sent Germanus de vrauwe und alle dat huisgesinde und vraigde si, of si de guthoulden bekenten. Do sprach de vrauwe „ja, ich bekennen si wail: dat sint unse gebuir, de he wonent mit uns in unssem dorpe.“ Do sprach sent Germanus „sent boden zo eren huiseren und laist vraigen und besein, wa si sint.“ Do de boden dar quamen, do vonden si de lude up eren bedden ligen. Do sprach sent Germanus zo den houlden „ich gebieden uch bi dem (19[a]) namen uns leven heren Jesu Kristi, dat ir saget, wer ir sit.“ Do sprachen si „wir sint alle ovel geiste und bedregen alsus de lude, de geinen ganzen gelouven haven.“ Do gaff sent Germanus in oirloff, dat si van danne voiren, und de vrauwe wart bekeirt van irme ungelouven.

Kint leve, woultu dat eirste gebot gots wail halden, so ensaltu neit zouferen noch rait noch dinen willen dar zo geven. Du machs wail arzedie nemen, da geinerleie dink zo gemenget si, und du ensalt dich neit laissen messen mit eime roden vadome [1]). Du ensalt gein waes laissen geissen noch gein blei. Du ensalt gein spinne laissen besleissen. Du ensalt neit gelouven an vogelsank off pruisten off an de deire, de in den

1) In den dänischen Volksliedern binden die Helden, um sich **fest zu machen**, rothe Seidenfäden um die Helme; s. Rechtsalt. 183.

oren juckent, off an dat hondebelen. Ouch ensaltu neit gelouven an droeme noch an de guthoulden [1]) noch an de elfinnen [2]). Du ensalt neit gelouven, dat ein minsch id quader moge gehain dan ein ander, off quader hant gift, off dat ein paffe quaden moit moege hain und ein wif goeden moit; und des gelichenissen ensaltu neit gelouven in swertbreven off in zouferbreve. Etsliche lude laissent schriven in der hemelvart uns heren; dat sint [3]) gude wort, da mach der minsch wail (19ᵇ) innicheit zo haven. Dan hed hei gelouven, dat si in einre zit besser sint dan in der ander, off dat si besser weren in der missen dan dar na, de weren ungelouvich. Dat selvige sprechen ich ouch van den lichten, de man schrivet an sent Agathen dach. Ouch ensaltu ouch gein iseren laissen besweren und du ensalt gein besweronge doin. Du ensalt geinrelei dink besweiren noch besprechen. Du ensalt geinen pselter laissen lesen. Du ensalt geinre hande boecher haven, da zouferie inne steit. Etsliche lude haint hair, dat is zo samen verworren, dar haint si gelouven zo. Dat saltu affsniden. Der ungelouven is mencherleie, des ich neit beschreven mach. Beware din sele off du woult. [5])

---

1) vgl. Myth. 425. 1109. 2) vgl. Myth. 411. 3) sint fehlt. 4) Myth. 433. 247.

5) Der Druck hat hier mehrere Zusätze und weicht auch sonst von der Handschrift ab, daher ich diese Stelle, die überhaupt noch völlig unbekannt ist, ganz daraus mittheile.

Liebes kind, wilt du daz erst gebot gottes behalten, so solt du nit zaubereyen lassen noch rat noch dat darzuo geben. du solt nit segnen lassen mit zaubereyen noch rat darzuo geben. du magst wol erzney nemen, da keinerlei ungelouben darbey sey. du solt dich nit lassen messen mit einem rohen (so!) faden. du solt kein wachs lassen giessen noch bley, noch kein spinnen lassen werffen, noch gelauben haben an vogelgesang noch an niessen oder daz sich die oren juckent oder die hend oder desgeleichen, noch an träume noch an nachthulden noch an daz schräteldrucken. du solt nit gelauben haben daz dir ein mensch begegnet, daz glügklicher sey dann daz ander oder das dir ein pfaff oder munch begegnet daz es glügklicher sey dann daz ander, oder daz ein wolff glügklicher sey so er dir bekompt oder daz es ungelügklicher sey daz dir ein has bekompt und des geleichen. du solt nit gelauben an schwertbrieff und an ander zauberbrieff. etlich leut lassen brieff schreiben in der himelfart unsers herren; daz seind guote wort, da mag ein mensch wol jnnikeit zuo haben, aber het er heüt des gelaubens daz sy besser wären geschriben in einer zeyt wann in der andern, und besser in der mess dann nach der mess, daz wär ein ungelaub. daz sprich ich von den liechtern, die man schreibt an sant Agathen tag. du solt kein eisen lassen beschwören, du solt kein psalter lassen umbgan oder des geleichen. du solt keiner zauberey gelouben, du solt

4.

Van den wilsalden. [1])

Kint leve, woultu dat gebot gots wail halden, so ensaltu neit geloeven an de wilsalden, dar de heiden an geloeven und sprechen also: wat de wilsalden eime minschen zo geschaffen haint, dat mois eme geschein, it si goit off quait, dat si selicheit off unselicheit. Also vint man etsliche kristenlude, de also verblindet sint, dat si den ungelouven haint, dat eime minschen ummers geschein mois dat eme beschert is, und sprechent also, dat ein minsch doe wat hei wilt: is eme goit beschert, dat wirt eme ummers, und is eme dan quait (20[a]) beschert, des enkan hei nummer intgain. Etsliche lude sprechent, ein minsch leve we hei wilt, is eme dat hemelrich beschert, hei kompt dar in, und is eme de helle beschert, hei kompt dar in, we vil guits dat hei deit: hei mois ummers dar in vairen. Etsliche minschen sprechen, dat ein minsch wirt in der wilen geboren, dat in alle unselicheit besteit. Alle de lude, de also geloeven in de wilsalden, de enhaint geinen ganzen gelouven. Kint leve, also entsaltu neit geleuven: du salt geleuven, dat got boven alle dink is und mach selicheit geven weme hei wilt und unselicheit geven weme hei wilt [2]).

5.

Van eime heren der heisch Faustinus und van sinre huisvrauwen Macidiana und van eren drin soenen.

Zo Rome was ein rich here der heisch Faustinus [3]) und sin huisvrauwe de heisch Macidiana [4]). De haiten zwene soene, de wairen van zein jairen; der eine heisch Faustianus und der ander heisch Faustus, und hadden einen jongen broder [5]), der heisch Clemens. Deser here und sine

---

keinerhand büecher haben da zauberei an stat. ettlich leüt die haben har das ist zesamen verwücklet, da haben sy gelauben wer es abschnitte der sturb oder wäre ungelück. Der ungelauben ist meniger ley, den ich nit allen geschreiben mag. behüete dein sel darvor (Augsb. Druck. 1478. fol. Bl. 9. 10).

1) Hier und in der Folge, doch nicht überall, ist wilsalde durchstrichen und von anderer, doch gleichzeitiger Hand „planeten" übergeschrieben. Ueber die wîlsâlde vergl. Myth. 817. 822.

2) Diese Einleitung zu der folgenden Erzählung fehlt im Drucke; die Erzählung selbst steht an ungehöriger Stelle Bl. 145[b]—148[a]; vorn Bl. 14[b] bloss ein kleiner Auszug von einer halben Seite.

3) Faustianus Dr. 4) Maridiana Dr. 5) ein kind Dr.

huisvrauwe wairen beide heidenlude und gelouften an de wilsalden [1]). It geschach zo einre zit, dat des heren broder sin ougen up de vrauwe sloich [2]) und sprach ir duck unmoegelichen [3]) zo. De vrauwe duicht in irme sinne, it were guit, dat si eme ein wile us sinen ougen were, bis (20ᵇ) dat hei irre vergessen hette. Do sprach si zo irme heren „uns here got sprach mir in der nacht zo, dat ich zwene [4]) soene soulde nemen und voeren si in Grekenlant [5]) zo der scholen; doin ich des neit, so mois ich sterven.“ Do leis der here ein schif machen zo Rome und leis si voiren mit den kinderen zo Greikenlant. Do si up dem mer wairen, do quam ein weder [6]) und woulde si erdrenken alle de [7]), de in dem schiff wairen, sonder de vrauwe und ere zwei kinder, de vluissen up ein breit lant [9]) und ein vischer quam, de nam si in sin schiff und voirte si zo lande und verkoufte si [9]) einre vrauwen, de leis si zo der scholen gain. Der na quamen si zo sent Peter und wurden sin jongeren und voulgeden eme na. Der na so quam de moder och zo lande vleissen mit den vuilen dieren [10]) und lach off si doit were. Der na so quam si zo ir selver und envant irre kinder neit, und do si irre lever kinder neit envant, do meint si, dat si erdronken weren, und schree und weinde so sere und zobeis ir hende van groissem jamer, so dat ir ir hende van bloit vlussen, und woulde sich selver erdrenkt haven van leide. Der na quam ein vrauwe zo ir und troist si und sprach, si hedde ouch iren mau up dem meer verloiren. Und si geink dar und leide si zo irme huis und heilt si in ere kost lange zit. Do vergas (21ᵃ) si irs lidens und troist sich selver und sprach also, dat ir dat herze also bedrovet were, dat hedden ir de wilsalden gedain. [11]) Dar umb moist ir ummers desen jamer wederfaren. Dat was unrecht, dat si dat sprach: were si neit dar up dat meer komen, it enwere ir ouch neit wederfaren. Der na begonten ir de hende zo dorren, de si zobissen hadde, und wart zomail lam mit den henden, und ir huisvrauwe kreich dat beddewee. [12]) Do moist si umb broit gain

---

1) nachthulden Dr. 2) warff Dr. 3) dick und vil Dr. 4) mein fwen Dr.
5) Grekenlant fehlt hier und weiter unten im Dr. 6) sturmwind Dr.
7) und ertruncken alle Dr. 8) auff einer tillen Dr.
9) der Druck wol besser und verkostiget sy zuo einer frawen.
10) mit den leüten Dr.
11) das ir das hereze gesagt het was ir beschäche, das hettent ir die nachtfaren beschaffen Dr. Ueber die nachtfaren vergl. Myth. 1010 ff.
12) Druck bloss und wart lam und ein pedtrisse.

und moist sich selve und ir huisvrauwe [1]) mit bieden [2]) geneiren. Der na do der here neit van in vernam, wa si weren, do soulde [3]) hei in na vaeren. Do hei quam up dat meer, do wart hei schiffbruchich und quam alleblois zo lande. Do sprach hei zo eme selver „dat haint mir de wilsalden [4]) gedain.“ Dat was unrecht: were hei zo huis [5]) bleven, it enwere eme neit wederfaren. Do moist hei sich generen mit sinre arbeit. Und sin jongste son Clemens der was allein zo huis bleven, der geink zo scholen und wart so [6]) wis an den heidenschen boechen. Der na quam sent Barnabas zo eme und preidichte eme den kristen gelouven, dat hei eme predichte dat Kristus got were [7]), want Clemens geloufte an de wilsalden. [8]). Do predichte hei eme also lange bis dat hei bekeirt wart und voir mit sente Barnabas oever meer zo sent Peter und wart sin jonger. Sin zwene broeder wairen ouch bi sent Peter und bekanten sich neit under in. [9]) Zo einre zit voir sent Peter zo eime lande (21[b]), dat lach in dem meer, und geink up dat lant und Clemens bleif in dem schiff. Do vant sant Peter Clemens moder und bat [10]) broit und er straifde si, war umb dat si ir bedelen neit enleis sin und geink arbeiden mit eren henden und gewonne ir broit? Do sprach si „owe leve here, min hende sint mir verdorret, ich enkan neit arbeiden.“ Do vraigde si sent Peter, war umb ere hende weren also? Do sprach si „ich zobeis si van groissem jamer, do ich alle min leve kinder verlois up dem meer, und de unselicheit [11]) haint mir de wilsalden [12]) geschaffen: si moist mir ummers wederfaren.“ Do si eme alle dink gesacht hadde, do sprach sent Peter „he is ein jongelink komen van Rome, der heischt Clemens, der sacht, dat hei sin moder und sin broeder up dem meer verloiren hedde.“ Do si dat hoirt, do veil si eme an sin voesse und sprach „dat is min leve kint Clemens.“ Do leit si sent Peter zo dem schiff. Do si sent Clemens an gesach, do veil si eme umb sinen hals und began in zo kussen vur sinen munt van groisser leifden. Do steis hei si van eme van groissem zorne. Do sprach sent Peter „Clemens, it is din moder.“ Do hei dat hoirt, do veil hei ir umb den hals und begont zo weinen van groisser leifden, off si dat were. [13]) Do machde sent Peter ir ere hende gesont und si voir

1) wirttin Dr. 2) bettlen Dr. 3) wolt Dr. 4) nachtfaren Dr. 5) da heymet Dr.
6) gar Dr. 7) für dat bis were der Druck besser do spottet sein Clemens.
8) nachtfaren Dr. 9) bek. einander nit Dr. 10) eischet Dr.
11) Dr. besser unsälde. 12) nachtfaren Dr.
13) weinet vor grossen freuden und alle die do waren Dr.

mit in. Do quamen de ander zwene broeder und vraigden, wer de vrauwe were? Do sprach sent Clemens „dat is min moder, de ich verloiren hait. Si voir us van Rome mit zwen kinderen (22ª), der ein heisch Faustianus [1]) und der ander heisch Faustus, und si enquamen [2]) neit weder. Ich meint, dat si lange weren erdrunken: nu hait si mir got weder gegeven." Do de zwene dat hoirten, do konten si van wonder und van vrouden neit gesprechen. Do sprachen si zom lesten „owe, barmherzich is [3]) got! wat is dat wir he hoiren? Weder [4]) is dat ein droim off is it in der wairheit also?" Do sprach sent Peter und alle de da wairen „it enis gein droim, wir ensint dan alle unsinnich." Do sprachen si „wir sin [5]) Faustus und Faustinianus und [6]) dat is uns herzeleve moder!" Do veilen si der moder umb den hals und helseden und kusden si und schreuen alle de da wairen van groisser leifden de si hadden zo irre moder. Do wart de moder ganz gelouvich und leis van den wilsalden. [7])

Kint leve, also ensaltu neit gelouven an de wilsalden, dat si dir ein dink ummers geschaffen haint; sonder wederfert dir get, du salt neit sprechen, dat it dir also beschert si, off dat du dar zo geboren wurdes. Du ensalt neit sprechen, dat it dir got geschaffen hait. Woultu steilen und wirdes du gehangen, du endarfs neit sprechen, dat it dir beschert si, ee du geboren wurdes, off dat dir dat got geschaffen hette. Kint leve, is dir einich [8]) unart angeboren van nature van dinem vader off van dinre moder off van den sternen off van anderlei sachen, dat enis dir neit also geschaffen, dat it dir ummers geschein moisse, want du machs dich wail selber twingen, off du woult. (22ᵇ) Du salt der boiser natoiren [9]) mit gewalt wederstain.

Der na soult sent Peter mit den drin broederen us der stat gain und sprachen ere gezide. Do quam ir vader dar gegangen. Den enbekanten si neit und der vader sprach zo in „o ir gecken [10]), dat ir he bedet und meint des, dat sich ur gebet in ein wort drage. Ein minsch bedet off enbedet neit, wat eme de wildesalden [11]) geschaffen haint dat mois eme ummers wederfaren. Dar umb brenget ur gebet neit vort." Do si dat hoirten, do begonten si mit eme zo disputeren, dat sin gelouve unrecht und valsch were, want dat were allet droch, dat hei geloufte an de wilsalden [12]): he soulde geloeven an got und an sinen eingeborenen son

1) faustinus Dr. 2) enquam Hs. 3) barmherziger Dr. 4) vader Hs.
5) si wir sin] ouch Hs. 6) und fehlt Hs. 7) nachthulden Dr. 8) kein unrat Dr.
9) der bösen unrat Dr. 10) toren Dr. 11) nachthulden Dr. 12) nachthulden Dr.

Jesum Kristum und an den hilgen geist. Und also duck als si in ansaigen, so brant in ir herzen inwendich und in [1]) duicht ummers, dat hei ere vader were. Doch so endorsten si id eme neit offenbairen. Zom lesten begain hei zo sprechen van den wilsalden [2]) und sprach alsus „ir sprecht also, dat de wildesalden [2]) neit ensint? Ich weis wal, allet dat si mir geschaffen haint dat is mir wederfaren. Mir was dat geschaffen, dat min leve huisvrauwe Macediana [3]) und min leve kinder Faustus und Faustianus mir erdrunken sint und dat is mir also gescheit." Do de kinder dat hoirten, do woulden si eme umb den hals vallen van leifden. Do sprach sent Peter „beidt noch ewenich" und sprach zo dem manne „woult (23ᵃ) du gelouven an Jesum Kristum, dat hei allein ein ewich got si, [4]) ich wil dich an desem dage wisen din huisvrauwe und din dri soene." Do sprach hei „also moegelichen als dat were, dattu mir min kinder und min vrauwe souldes geven, also unmoegelichen is id ouch, dat du gesprochen hais. Und ich sprechen also: id mois dem minschen also gain als it eme beschert is. Doch so sprechen ich: vermach din got wail dattu gesprochen hais, so wil ich an in geloeven." Do sprach sent Peter „such, dit sint din kinder alle dri und din huisvrauwe Macidiana." Do leifen de kinder zo eme und veilen eme umb sinen hals van groisser leifden und kusden in vur sinen mont und de moder quam geloufen und reif „wa is min herzeleif man, den ich also lange verloiren hain gehait?" Do veil si eme umb sinen hals und kusde in vur sinen mont und da wart ein grois vroude over alle. Do vergaissen [5]) si der wilsalden [6]) und gelouften an unssen leven heren Jesum Kristum. Amen.

Kint leve, dat lois dir ein lere sin und doe get [7]) guets, want deistu boese dink, id geit dir der na; und begiff alle boise dink, so endarfs du neit sprechen, dat it dir geschaffen si, want got enwilt dir gein bois dink zoe voegen.

6.
Van woicheners goit.

Kint leve, woultu dat gebot gots wail halden, so ensaltu gein werentliche (23ᵇ) guet vor einen afgot keisen, want dat doint alle de gene, de werentlich guet lever haint dan got, de des verzegen haint umb gots

---

1) sy Dr. 2) nachthulden Dr. 3) Maridiana Dr. 4) und die nachthulden nit seind Dr. 5) verzigen Dr. 6) nachthulden Dr. 7) ettwas Dr.

willen, want wat ein minsch lever hait dan got dat is sin afgot, und alle de gene, de dat doint, de nement selden ein goit ende. Da van wil ich dir ein exempel sagen.

7.
Van eime richen woechener.

Dat was ein rich woechener, der hadde alle sin herze gesat up dat guet und gedachte allein, we dat hei goit kreigen moicht, up dat hei dat hette. Der woechener hait zwene soene. Der ein dacht, sowe dat sin vader ein unrecht man were, und verzeich des vaders und wart ein einsedel. Der ander son der bleif bi dem vader. Id geschach zo einre zit, dat der vader starf, und der son besas dat goit und starf ouch der na. Do der einsedel dat vernam, do bat hei unssen leven heren, dat hei eme bewisen woilde, war sin vader und sin broder komen weren. Do wart sin sele gevoirt in de helle, da gesach hei mencherhande pinen grois. Da stoint ein sot, da lach ein stein up. Der stein wart aff genomen, da vloich us vuir und rouch und quait stank. Do hoirt der einsedel dar inne schrien „owe und owe, dat ich ee geboren wart!“ Der na quam sin vader und sin broder dar us vleigen mit vuir und zobissen (24a) sich under einanderen als honde. Der vader sprach „verfloicht und vermaledit sistu, son, want ich dat goit umb dinen willen versament hait, und verfloicht si de stont, dat ich dich ee gewan!“ Do sprach der son weder „verfloicht und vermaledit sistu, vader, dattu mir alsulche goit gewonnen hais, dar umb ich verloiren bin.“ Mit den vloichen voiren si weder in den sot und der stein wart weder dar up gelacht und der einsedel quam weder zo eme selver und bleif als hei was und wart ein hillich minsche.

Kint leve, dit lais dir ein lere sin, also dat du din goit neit lever hais dan got und stant der na, dattu din guet gewinnes mit gots reichte. Ein ander exempel.

8.
Van eime richen manne, der up got neit enaichde.

Dat was ein rich man, der enhaid up got gein aichde. Do sat hei sin sinne der na, dat hei vil goits versamende vnd sins lifs wail plegede. Id geschach zo einre zit, dat hei vil lude eins avents zo gaste haid gebeden, und do hei over taifelen sas, do quamen dri man vur sinen hof gereden mit swarzen perden und voirten ein ledich pert mit in und klop-

den vor sime hoive. Der na quam ein knecht und vraigde si, wat si woulden. Si spraichen also, dat si woelden den heren hain (24[b]). Do geink der knecht in und saicht id dem heren. Do der here dat hoirt, do stoint hei up van der taifelen und sprach zo sinen gesten „est und drinkt und sit vroelichen, und hei geink us.“ Do hei vur de portze quam, do griffen si in und satten in up dat ledige pert und voirten in van danne, und nemant wiste, wa hei bleif, und de lude scheiden van danne und de vroude vergeink zomail. Do hait der here einen son, der woulde wissen, war sin vader hin komen were, und reit vil lants umbe und envreisch neit van sinem vader. Zom lesten wart im gewist ein wiser meister[1]). Do sprach der meister „woultu mir voulgen, ich wil dich laissen voiren zo dime vader. Sathanas sal dich gesunt her weder voeren.“ Der son sprach, hei woulde dat waigen. Do beswoir der meister Sathanas. Do quam Sathanas dar und nam den son und voirt in in einen schoenen pallais. Da sas sin vader up eime schonen stoille und hait umb einen schonen mantel. Do trait der son zoe eme und sprach „leve vader, wat doet ir he?“ Der vader sprach „he sol ich birnen ewenlichen und ummer me.“ Do sprach der son „war umbe, leve vader?“ Do sprach der vader „dar umbe, dat ich minen got minen schepper neit eneirde als ich van recht soulde und ich dat goit lever hait dan got.“ Do sprach der son „vader, we moecht ir he birnen: ich (25[a]) ensein doch he gein vuir?“ Do sprach der vader „son, ich bin zomail ein vuir.“ Do hoif hei den mantel up, do was hei over alle sin lif gestalt als ein geloedich oiven. Do sprach der son „vader, wat is dat vurgespan, dat ir vur urre hurst hait?“ Do sprach der vader „dat is ein slange, der mich also sere knaget und piniget.“ Do sprach der son „vader, enmach man uch mit geinen dingen gehelpen?“ „Nein!“ sprach der vader „minre enwirt nummer me rait: de wile dat got in hemelrich is so mois ich alsus birnen.“ Do sprach der son „vader, gifft mir dat vurgespan zo eime wairzeichen, up dat min vrunt des gelouven, dat ich uch gesein haven.“ Do nam der vader dat vurgespan und warp it dem sone dar. Do der son dat vurgespan an greif, do verbrant hei sin hende und reif „o, we heiss is de helle!“ Do scheit hei van sime vader und Sathanas voirt in weder zo sime meister. Do gaff hei alle dat goit umb got und besserde sin leven und hait got lever dan alle sin goit.

1) yn g. eynen wysen m. II s.

Kint leve, dit lais dir ein lere sin und enkuis din guit neit vur einen affgot mit unbescheidelicher leifden.

9.

Van eime richen jongelink.

Dat was ein rich jongelink, dem was grois goit anerstorven van sins vaders erve. Do begaff hei sich in einen orden und wart ein geistlich broder. Dar na do hei der (25[b]) goider spisen missde und des sanften leigers, do began it in zo ruwen, dat hei sins groissen guits verzegen hadde, und had dat goit so leif, dat hei gots verzigen woulde umb des goits willen und woulde den orden verwerpen. Do wart sin sele genomen van dem licham und wart gevoirt in de helle. Da sach hei, dat eins richen mans sele gebracht wart vur Lucifer mit groissem schalle und basunen und mit pifen als hei in der werelt geleft hadde. Do sprach Lucifer „setzet den heren up einen schonen sessel, als hei gewonne was.“ Do namen si in und satten in up einen iseren sessel, der was so gloedich als ein vuir. Do sprach Lucifer „schenket dem heren und laist in sere drinken als hei gewone is.“ Do namen si siedende pech und sweigel und gussen eme dat in sinen hals, dat it eme zo allen siten uss vlois. Do sprach Lucifer: „hoilt dem heren spillude und laist in sich vroelich machen als hei gewone is[1]) Zo hants quamen dar gegangen zwene blasunenbleser mit gloedigen blasunen und bliesen eme zo sinen oren in, dat eme de vlamme uss sinen beiden oigen sloich und us sime monde und us der nasen. Do sprach Lucifer „nu brenget den heren up ein sanft bedde unde brenget eme schone vrauwen dar bi.“ Do namen si in und wurpen in up ein gloedich bedde, dat was vol (26[a]) seidens pechs, und swevels. Dar quamen vurige slangen und voiren eme umb sinen hals, und groisse breide diere kruffen eme in den mont. Dar na wart des jongelinks sele weder gebracht zo dem licham und hei bleif in dem orden und versmaide alle dat goit, dat de werelt hadde.

10.

(40[a]) Van eime ritter, der plach gern zo sweren.

It was ein ritter, der hait sinen mont der zo gewint, dat hei gern plach zo sweren, und swoir alwege bi den ougen gots. Dat geschach zo einre zit, dat hei sas und spilde up der taifelen und swoir bi den ougen gots

---

1) is fehlt.

als heigewoin was. Seit, wat do geschach! Da veillen eme sin beide ougen uss sime hoeft up dat bret und hei bliff blint alle sin leifedage.

11.
Van zwen junfferen, den erf an was gevallen.

Dat waren zwa junffrauwen, den was erve zo gevallen van eren alderen. Des quam ir broder und woulde in unrecht doin an irme rechten erve. Dar quanen si vur (40[b]) dat gericht. Dat quam dar zo, dat ir broder sweiren moist. Do hei de hant up den hilgen hait und unrecht sweiren would, do zobarsde hei midden unzwei und veil neder und was doit. Da wairen beide lif und sele verloiren. Ein ander exempel.

12.
Van eime dechen, der des gestichs goit uss plach zo borgen.

Dat was ein dechen, der satte sinen broder zo burge van des gestichts wegen vur xx mark. Der dechen der starf und de heren de mainden den genen umb dat goit. Hei loint des und sprach, dat hei neit schouldich were, und de heren si drengden in zo den hilgen und hei swoir einen meineidigen eit und hei geink zo sime huis wart. Do hei den halven wech zo sime huis wart quam, do bleif hei stain und moicht neit einen vois vort gain, und der zo wart hei ein stum und kunt ein wort neit gesprechen. Dar na quam hei zo sinen heren und bekant sine mistait und geloifde unssem leven heren, dat hei de schoult bezailen woulde und woulde nummer me unrechten eit gesweiren. Do wart hei sprechen und gain.

13.
(41[a]) Van eime kristen, der eime joeden sin goit affswoir.

It was ein kristenman, der quam zo eime jueden und would guit borgen von eme, und hei hait geinen burgen. Do vraigde hei den joeden, of hei sent Clais woulde zo burgen haven? Do sprach der joede, eme genoichde wail mit sent Niclais, und der joede der dede eme dat guit. Dar na do sin dach quam, do mainde der joede in. Do sprach hei, dat hei in hedde bezalt. Si quamen vur dat gericht und der kristen soulde dem joeden sweren. Do hait hei gemacht einen staff, der was inbinnen hol und was vol goults gegossen. Den staff gaff hei dem joeden zo halden bis hei gesworen hedde. Do swoir hei up den hilgen, dat hei

eme me gegeven hedde dan hei eme schouldich were. Do hei gesworen hait, do nam hei sinen staff und voir weder zo huis. Do hei up dem wege was, do wart hei untslaifen und veil van dem wagen und der wage voir over in und tradt in doit, und der staff zobrach midden unzwei und dat goult veil us. Da wart sin valscheit geoffenbairt und da was beide sele und lif verloiren, hed eme sent Niclais neit gehulpen. Do de lude de groissen valscheit sagen, do geinken si zo dem joeden und sachten eme, dat hei dat goult nemen soulde. Do sprach de joede „is dat also, dat sent Niclais desem man nu sin leven weder gift, so wil ich mich doufen laissen, und hei sal mir min schoult (41^b) bezailen.“ Dat geschach, dat sent Niclais den man weder leventich machde und der joeden wart kristen und alle de lude, de dat vernamen, de dorsten geinen meineidigen eit sweren.

14.

(42^a) Van einem man, der einen meineit nam und der ander eme sin guit affswoir.

Dat was ein man, der was eime anderen man guit schuldich und hei loint eme und der ander man dreif in zo den hilgen und leis in unrecht sweren. Des nachts wart der man gefoirt vur gots gericht, der den eit genomen hait. Do sprach uns leve here zo eme „war umb leis du den man zo unrecht sweren?“ Do sprach der man „leve here, hei versaigede mir mins guits.“ Do sprach uns leif here „dat were besser, dattu din guit hets verloiren dan hei sin sele hait verloiren.“ Do geboit uns leif here, dat man in geisselen soulde. Do wart hei also sere geslagen, dat hei reif mit luder stimmen up dem bedde, da hei lach, dat de lude zo leifen und vraegden in, wat eme were? „Ouwe!“ sprach hei, „ich bin so sere geslagen umb den meineit, den ich sweren leis.“ Da was eme sin licham also sere geslagen.

15.

(42^b) Van eime ritter, der sich over mer geloifde.

Dat was ein ritter, der geloifde sich over mer. Der na leis hei dat sleifen van ziden zo ziden bis dat hei starf. Do was da ein hillich man, dem wart sin pine geoffenbairt. Hei sach, dat in de bois geist breden in eime vuir alle den langen dach. Wanne it geink zo der nacht, so leissen si in gain. So geink hei alle de nacht up sinen voessen zo dem meer, want so moicht hei durch der nacht willen neit vil gain. Des

morgens namen si in weder und wurpen in weder in dat vuir und breden in durch den dach und des avents so voirden si in weder up de stat, da si in genomen hatten. So geink hei ever vur bas sine bedefart bis zo dem morgen. Dese pine moist hei liden bis dat hei sine bedefart geleist hait.

16.

Van eime paffen, der ein beister leven hait.

Dat was ein paffe, der hait ein bister leven. Do quam ein broder, der was sin vrunt, und vurwarnde in, dat hei sich bekeren soulde. Do geloifde hei gode, dat hei sich bekeren woulde, und hei dede des neit. Do hei dat lange wile vertreckt hait, do wart hei seich. Do sant hei na dem broder und der broder quam geloufen und meint, dat hei sin geloifden leisten woulde. Do reif der paffe mit luider stimmen „ouwe, leif vader min, (43[a]) bit vur mich! He staint zwene swarze beren, de willen mich essen!“ Do veil der broder in sin gebet und bat got vur in. Do sprach der paffe „ur gebet hat mir wail gehulpen.“ Do sprach der broder „vrunt min, woultu noch din bedefart leisten?“ Hei woulde des neit doin. Der na began hei ever zo roifen „ouwe, he koempt ein grois vuir, dat wil mich verbernen.“ Do ermainde in der broder sinre geloifden. Hei woulde irre ever neit leisten. Do quam hei van eme selver und lach als of hei doit were, und wart gebracht vur dat gericht gots. Do quam hei weder zo eme selver und sacht, dat hei vur dem gericht gots gewest hedt, und reif anderwerf „ouwe, he komen zwene duvel, de brengen ein gloendige panne und dar in willen si mich hoilen. Seit, nu werpen si mich dar in!“ Da mit gaf hei sinen geist up.

17.

Van eime birffen man und van sime wif, de ir kuischeit zo samen geloifden.

Dat was ein birffe man, der hait ein birffe vrauwe, de geloifden beide under sich, dat si ir kuischeit halden woulden. It geschach der na, dat der man de geloifde zobrach weder der birffer vrauwen willen. Do wart si zornich und ungeduldich und sprach „der duvel der (43[b]) have de frucht, de he van gezilt wirt.“ Do de zit quam, do wart ir ein schoin son. Do hei zweilf jair alt wart, do quam der viant zo der vrauwen und sprach zo ir „giff du mir min kint, dattu mir geloft hais, und

bereide dich der zo: over [1]) dri jair so wil ich it hoilen." De vrauwe wart van herzen sere bedroift, und sowanne si dat kint an sach, so wart si weinen. Dat kint begont zo mirken und zo vraigen de moder, war umb si also duck weinde wanne dat si in ansege. Des woulde si eme neit sagen und der son woulde it ummer wissen sowat dat bedude. Do sacht eme sin moder alle de sachen, sowe si und sin vader ere kuscheit zo samen geloft hetten und sin vader de zobrochen het. Do bereite sich der son und leif hin zo Rome zo dem paise und claigde eme sin noit. Der pais gave eme einen breif und sant in zo dem buschoff zo Jerusalem und der buschoff sant in vort hin zo eime einseideler. Do der einsedel den breif an sach, do sprach hei zo eme „dit sint swair sachen, wir moissen uns leif vrouwe sent Marien an roifen, up dat si dir zo hulpen kome." Do der dach quam, dat der viant dat kint hoilen woulde, do bereite sich der hilge man und sank misse und satte dat kint tuschen sich und den elter. Do bat hei uns leif vrauwe, dat si dem kinde zo hulpen queme. Do dat stilnisse van der missen gedain was, do quam der viant und nam dat kint und voirt it ewech. Dar quam uns leif vrauwe und nam eme dat kint. (44[a]) Do der preister sprach „pax domini sit semper vobiscum", da stoint dat kint und sprach „et cum spiritu tuo". Do vraigde hei dat kint, we eme gescheit were? Do sprach dat kint, dat it der viant gevoirt het zo der hellen: „do quam uns leif vrauwe und nam mich eme weder". Do sant hei dat kint sinre moder weder zo huis.

18.

Van eime preister, der gots licham voirte over dat velt.

Dat reit ein preister over dat velt und voirt gots licham zo eime seichen minschen. Do quamen da zwene gesellen gegangen. Do sprach der ein zo dem anderen „desem paiffen willen wir sin pert nemen, und wil mich seich machen und du salt in bidden, dat hei zo mir kome und hoere mich min bicht und geven mire gots licham. De wile dat ich bichten, so saltu dat pert nemen und salt it ewech riden." Dar geschach. Hei lacht sich neder und sin geselle der bat den preister, dat hei sinem gesellen sin bicht hoeren woult und geven eme gots licham. Der preister sprach, hei woulde it gern doin, und do der preister zo dem genen quam, da hei lach, do vant hei in doit ligen. Und hei meinte unsen leven heren zo begecken und hei wart selver begeckt.

---

1) owor.

19.
Van zwen broederen, der ein heisch Julius und der ander Julianus.

Dat waren zwene broeder, der ein heisch Julius, der ander (44[b]) Julianus. De buweden ein kirch. So hait der keiser geboden, sower dat da hin geink der soulde in ein klein stunt helpen arbeiden zo gots deinst. Do quamen dar lude gevairen mit einre karren. Do sprach der ein under in „dese lude, de he vur staint, de werden uns up halden, up dat wir in helpen arbeiden. Wir willen unser gesellen einen up de karre laigen und sprechen zo in, wir voiren einen doiden, wir konnen he neit gebeiden.“ Do dese dar quamen, do sprachen dese zwene broeder „leve lude, doit durch gots willen und helpt uns ein klein wile buwen.“ Si sprachen „wir mogen her zo neit doin, wir voiren einen doiden.“ Do sprach Julianus „leve lude, schimpt neit mit unssem leven heren gode. War umbe sprecht ir unrecht?“ Do sprachen si „wirlichen wir voiren einen doiden.“ Do sprach Julianus „uch geschee na uren worden.“ Si voiren vort. Do si van eme quamen, do spraichen si zo dem doiden, der up der karren lach „staint up, du hais lange genoich doit gewest.“ Hei lach alle stil. Do sprachen si ever umb ein klein wile „stant geringe up, we lange woultu de hilgen gecken?“ Hei lach alle stille. Do si dar sagen, do was hei doit.

20.
(45[a])
Van sent Francisco.

Do der hilge Franciscus begeven was, zo dem hilgen leven, do sas ein ritter und hei beschimpde sin zeichen. Do priedgede sent Franciscus zo einre zit. Do sas der ritter und spilde mit dobelsteinen und sprach „is dat also dat sent Franciscus hillich is, so sullen he xviij ougen vallen“, und warp de steine up dat bret; up eiklichem wurpel stointen vj ougen. Do warp hei noch eins. Do veilen ever vj ougen up eiklichem wurpel. Do warp hei noch eins also. Alsus warp hei zo seven mailen und da velen allet vj ougen up eiklichme wurpel. Do sprach der selve geckliche ritter alsus „is dat also, dat sent Franciscus hillich is, so mois ich desen dach nummer overleven.“ Des selven dages wart hei mit eime swerde doit geslagen.

21.
Van eime boesen doebeler.

Dat was ein doebeler der sas zo einre zit und spilde und verlois sin guit. Do began hei zo schimpen up unssen leven heren got, war umb hei eme gein gelucke geve, und began zo vloichen und sprach boese wort. Dat verdroich uns leve here geduldenclichen. Der na began hei zo schempen up uns leve vrauwe und sprach boese wort dar umb dat si eme gein geluck geve. Do quam gots stimme und sprach alsus „du hais mir vil schimps geboiden, dat hain ich geduldenclichen und guitlichen verdragen. Dir genoichde neit dar mit: du woult ouch miner lever moder schimp beiden: des mach ich neit verdragen.“ In der selver stoint starf hei des geen doits.

22.
(45[b]) Van seint Peter van Meilain.

In der prediger orden was ein here, der heisch broder Peter. Dem beval der pais, dat hei predigen soulde weder de ungelouvige lude, de de ketzer sint genant. Do hei dat wort gots predigen woulde, do wart hei gemartelt intgeein dem gerechten gelouven. Dar na dede hei vil zeichen. Do sas da ein man over der taifelen und as und beschimpde sin zeichen und sprach „is Peter hillich, so geve got, dat ich desen bis broits nummer in mois gebrengen.“ Da bliff eme der bisse broits in dem halse stechen und hei kunt sinre neit uss noch in gebrengen und was vil na verstickt. Do geloifde hei in sime herzen, of eme got hulpe, dat hei nummer up gots hilgen woulde schimpen. Also wart hei verloist und heilt sin geloifden der na.

23.
(46[a]) Van sent Dominico.

Do der hilge here sent Dominicus erhaven was und schoen zeichen dede und de lude sin graff soichten umb innicheit willen, zo einre zit sas ein vrauwe an sent Dominicus dach und span und sach de lude van der kirchen komen, de sent Dominicus hadden geeirt. Do began si zo schimpen up sent Dominicus. Alzohants sant ir got ein plage zo, dat ir ere ougen wurden vol groisser wurme, der zoege man ir uss den ougen wail xviij. Do geloifde si gode, dat si nummer schimpen woulde up gots hilgen. Also wart si weder gesont an eren ougen.

24.

(47ᶜ) Van einre hilgen beginnen.

Dat was ein hilge beginne, de hait de gewoinheit, dat si den leven gebendiden namen uns heren Jesu Kristi plach zo eren und duck zo nennen mit groisser innicheit. Dat geschach zo einre zit, dat ein boiswicht quam und bedroich de beginne also, dat hei sinen willen mit ir gedain hait wat hei woulde. Do leis hei si underwegen und si wart ein bister vrauwe und ein offenbar sundersche me dan XII jair. Nochtant so eirde si den namen uns heren Jesu Kristi und des satersdage so woulde si gein sunde gedoin und leis dat unsser lever vrauwen zo eren und leif heimlichen in eins mans schure und verbarch sich under dat stroe. Eins nachts wart si gevoirt vur gots gericht. Do sach si ein grois vuir, dar warp man alle de sunder in, de dar quamen. Dar was ein tempel, dar geinken de guit lude in de dar quamen. Do leif si zo dem tempel und woulde dar in gain. Da stoint uns leif here vur der duiren und steis si us dem tempel. Do reif si als si gewain was: Jesus Kristus, und si moist in dat vuir. Do si in dem vuir lach, do reif si uns leif vrauwe an. Do quam uns leif vrauwe (48ᵃ) und sprach zo irme leven kint „o herzeleve son, erbarme dich over dese arme sunderinne und gedenk dar an, dat si dinen namen gern plach zo eren und an zo roifen.“ Do bat uns leif vrauwe, dat man si wedir us dem vuir soulde nemen und laissen si gain, up dat si ir sunden besseren soulde und ir leven bekeiren. Do hait de beginne so jemerlichen geroifen, dat alle de lude, de in dem hoive wairen, leifen zo ir und vonden si da ligen und vraigden si, wat ere were. Do was alle ir licham gestalt of it verbrant were. Der na bekeirde si ir leven und wart ein guit minsch. Also moissen wir ouch werden. Amen.

25.

(48ᵇ) Von einre vrauwen, de der bois geist bekoirde.

It was ein vrauwe, de hait groisse bekoirunge van dem boisen geist. Hei quam des nachts zo ir in eins mans gestalt und da kont si gein boisse weder gevinden. Do geink si zo eime man und claigde eme ir noit. Der gaff ir rait und sprach „gank und nim ein roit und schrif dar an an de eine side den namen uns heren Jesu Kristi und an de ander side den namen unsser lever vrauwen sent Marien, und wanne hei kumpt so slaich in mit der roiden, so vloet hei van dir.“ Do geink de vrauwe dar und

dede also, und der bois geist der quam ever zo ir und si nam de roide und sloich in da mit. Zohants vloe hei van ir und quam neit weder.

26.

Van eime strite, den de kristen weder de heiden haiten.

Dat geschach zo einre zit, dat de kristen soulden striden weder de heiden und de kristen haiten ein klein her und dorsten neit striden weder de heiden, want de hadden ein grois her. Do was da under den kristen ein cardinaile, der heisch Wilhelmus, (49ª) der herde si an und hei sprach zo sime her „leif lude, treit vroemelichen zo und roeft an den namen uns heren Jesu Kristi, der sal uns zo hulpen komen, des sit sicher up minen lif und ir sult zo goiden ziden vechten.“ Do treckden si zo den heiden und begonten alle zo roifen: Jesu Kriste! mit luder stimmen. Zohants quamen de heiden in groisse anxten und begonten zo vlein und irre wart vil gefangen und erslagen. Do vraigde de kristen de gefangenen, we dat moicht gesin, dat si den strit verloiren heten, na dem mail dat irre so vil weren und der kristen so wenich? Do antworden si und spraichen „do wir begonten zo trecken, do begonten de kristen zo roifen eime manne, wir wisten neit, wat it was. Zohants quam der ein man in ir her, der was so lank, dat dat houft an den hemel geink. Do woirdon wir bloede und begonten zo vlein und verloiren also den strit.“

27.

(51ª) Van eime verloifen moinch, der heisch Julianus.

Dat was ein moinch, der heisch Julianus, der schein ein sere guit man und was doch inwendich boise. Dem moinch (51ᵇ) beval ein riche vrauwe dri duppen vol goults zo bewairen; der heit si esche up gedain. Julianus wart des gewair und nam dat goult uss und dede de duppen weder vol eschen. Der na do de vrauwe quam zo Julianum und eme de duppen weder umb heisch, do gaff hei ir de duppen und si vant des goults neit. Do vraigde si, war dat goult komen were? Do sprach hei, hei weist van dem goult neit zo sagen, und sprach, hei het dri duppen mit eschen van ir intfangen. Also bedroich hei de vrauwe und hei nam dat goult und verzeich sins ordens und sins kristengelouvens und voir zo Rome und wart da ein burger. Der na wart hei ein raitsman und der na ein keiser. Do hei keiser worden was, do woulde hei den Roemeren behaigen und began alle de zo vervoilgen, de den kristennamen intfangen

haiten und began de swarze kunst zo driven. Do hei ein kint was, do was hei bi eime meister, der mit der swarzer kunst umb geink. Eins dages do sin meister uss was, do vant hei sin boich und hei las da in. Zohants quamen dar also vil duvelen als gras und vraigden in, wat hei woulde? Do wart hei verfeirt und sloich vur sich dat zeichen des hilgen crux. Zohants voiren si van eme. Do sin meister quam, do sacht Julianus dat sime meister, sowe eme gescheit was. Do sprach sin meister „jae dat crucé foerten si sere: sower mit deser konst umb wilt gain, der mach dat cruce neit anbeden.“ Dar umb leis Julianus de wile hei keiser was alle de crucer versturen, de in dem lande wairen. Dat dede hei dem duvel zo leif, up dat hei eme desde lever hulpe in der swarzer konst. Zo einre zit sant Julianus den duvel in ein (52 a) lant, da hei eme get [1]) wirken soulde. Do quam der duvel zo einre stat, da vant hei einen moinch in sime gebede und dat gebet was also kreftich, dat alle de wile dat hei bede so moicht der duvel neit dar vur hin und bleif alle stille stain und warde, wanne hei up hoiren woulde. Do bede hei nacht und dachs vur sinem heren, dat hei nee up hoirt, wail zein dach und zein nacht. Do keirde der duvel weder umb zo Julianum und hei sprach, hei het neit geschaffen, want ein moench der het in gehindert mit sime gebede. Do wart Julianus zornich und sprach also „wanne ich weder komen van der reisen, so gilt it mir der moench.“ Do Julianus up dem wege was und woulde trecken in ein lant, dat heisch Persis, do quam hei zo eime cloister, da was sent Basilius ein abt inne. Dar gebot Julianus, dat man in spise senden soulde us dem cloister. Der abt geink eme intgain und bracht in ein gerstenbroit. Do wart Julianus zornich und sant it in weder in dat cloister und sprach „ich geloven uch min truwe, ir sende mir pertsfoider. Also senden ich uch weder, wanne dat ich weder komen uss der reisen, so wil ich dat cloister alzomail versturen, dat da ein minsch neit woinen sal, und wil it laissen umbploegen und seen korn der in.“ Do der abt und de moinch dat hoirten, do wairen si sere bedroift und Julianus reit mit zorn van danne. Do was da ein vroim ritter begraven in der kirchen, der heisch Mercurius; den hait Julianus laissen morden, und des ritters sper und sin schilt und sin waipen wairen beslossen in einre kammeren. Des nachts do der abt in sime gebede lach, do sach hei, dat uns leve vrauwe in de kirch quam mit vil (52 b) engelen und sprach zo den engelen „hoilt mir den ritter Mercurius:

---

1) etwas D r.

hei sal dem keiser Julianus sin leven benemen." Do wart der abt intwachen und it verwonderde in sere, sowat dat moicht beduden, und hei leis dat graff up doin und si vonden den ritter neit. Do leis hei sin waipen soiken, der vonden si ouch neit. Des anderen dages do vant hei den ritter in sime grave ligen und vant sin sper und waipen alle bloidich. Do verwonderde den abt sere, sowat dat moicht beduden. Dar na quam einer riden uss des keisers her und saicht in, dat der keiser Julianus doit were. Do vraigden si in, we hei gestorven were? Do sprach hei „dar quam ein vroime ritter riden wail gewaipent mit sime sper und reit den keiser durch sinen hals, und it kont nemant gewissen, wa der ritter blif." Do dankden de moinche unssem leven heren gode und unsser lever vrauwen sent Marien. Also nam Julianus sin ende dar umb, dat hei sins kristengelouven verzegen hait.

28.

(68[a]) Van eime manne, der twank sin steifkint zo acker gain.

It was ein man, der twank sin steifkint dar zoe, dat it eme moist helpen ploegen an sent Marien Magdalenen dach. Doe der man up dat velt quam und ploegede, doe quam der blix und verbrant de pert und den ploich, und dat vur quam dem man an den vois und it verbrant in also sere, dat eme gein arzeder kont gehelpen. Do leis he sich voiren zo sent Marien Magdalenen und he dede da ein geloifde, dat he an irm dage numer woult arbeiden.

29.

(68[b]) Van einre frauwen, de plach gerne zo danzen.

Dat was ein frauwe, de plach gerne zo danzen und enwoulde geinen hilgen schonen. Eins dages quam si zo huis und wais so moede und lacht sich slaifen. Dae doicht si, we de lude quemen und riden up swarzen perden und voirden si hein in einen dal, der wais duster, und brachten si vur Lucifer. Doe sprach Lucifer „dit is ein gode densserche, schuirt ir den hals van binnen, dat si wail vursingen moich." Doe quam ein duvel und griff einen brant uss dem vuire und stach ir den in den hals bis in de strosse. Doe began si zo roifen luider stimmen und de luide leifen zo und vraigden si, wat ir were. Doe sprach si „ich bin zo mail verbrant." Da was si swarz und jemerlichen gestalt und dat vleisch veil (69[a]) ir uss dem lif mit ganzen stuken und si stank so ovel,

dat sich nemant geliden kont. Da bracht man si in dat spitaile. Da verloifde si, dat si numer danzen wult. Also wart si weder gesunt.

Kint leve, dit lais dir ein lere sin und endanze neit up hilge dach. Noch wil ich dir ein ander saigen.

30.
Van eime danze in der hilger kristnacht.

Dat geschach zo Sassen in einem dorpe und heisch Goltbecke. In der hilger kristnacht, do man de metten sank, doe stonden vrilude up dem kirchove und spraichen „wir willen ein wenich danzen, up dat wir warn werden.“ Doe begonden si zo danzen und springen. Doe der prister soult beginnen de hilge kristmisse, doe geink he uss und bat si, dat si doch affleissen, up dat man dat hilge ampt vollenbracht. Si enleissen neit aff. Doe sprach der prister „nu geve got und der hilge sent Magnus, der he ein patrone is, dat ir dit ganze jair meist danzen und springen.“ Und dat geschach. Si danzden ein ganz jair lank und enwisten irre sin geinen rait. Der prister der hadt ein dochter, de geink an dem danze, und ir broder der quam zo einre zit und woult si affzein und zoich ir den armen van dem lif und da engeink ir gein bloit uss. Nochtant so danzde si vort mit einem armen. Dat wonder quam over alle dat lant: de luide zoichen van verren landen alle dar und sagen den wonder und jamer an. Den luden ir cleider und schoin enverslissen neit und up si en- (69[b]) veil gein snee noch regen. Si hatten gesprongen ein kuile in de erde bis an ir gurdel. Doe dat jair umb quam hoirden si up. Doe bracht men si in de kirche vur den elter. Dae laigen si und sleifen dri dage und dri nachten. Doe wurden si intwachen. Etsliche sturven alzohans und etsliche leveden koirt dar na und irre wairen overal vunfzein man und dri vrauwen.

31.
Van einre jonfern, der was lieve zo danzen.

Dit was ein edel jonfer, de hoirt goiden luden zoe. Der junferen was soe lieve zo danzen, dat si lever danzde denne si hedt gessen off gedrunken und versuimede duck ir essen umb danzens willen; und wanne si neit endanzde, soe enwart si numer vroe, und her umb soe wairen ir vader und moder sere bedroift.

Zo einre zit quam dar ein broder, deme claigede ir moder over ir dochter und baden in, dat he si da an sturen wult. Der hilge broder nam si

und sprach zoe ir „sage mir, leif dochter, geve man dir zoe keisen, dat du entbeiren souldes einen dach vreuden und soeldes dar na ein ganze jair in vreuden sin, woels du des neit doin?“ und he sprach „woeldes du neit in desem koirden leven erzscher vreuden entbeiren, up dat du dich ewenclichen ervreudes mit unsen leven heren goide und mit unser lever vrauwen und mit sinen leven hilgen?“ Si sweich alle stille. (70[a]) Dar na sprach si „ich enwult umb alle der werelt guit neit verloinen den danz mine leifdage, enwere dan, dat ich in dem hemelrich ewenclichen danzen soulde.“ Doe sprach der broder „dochter, ich gelouven dir dat bi minre selen, sowanne du zo hemelrich koemes, sowat du begers sal dir werden.“ „Jae“ sprach si „da genoegt mir wal mit, off mir danzes genoich werde.“ Doe sprach si „nu verloiven ich danzen mit aller ertzscher vreuden, up dat ich da ewenclichen mit eme danzen moesse.“ Doe zoich si geistliche cleider an und deinde unsen heren got in irs vaders huise bis in dat veirde jair. Doe wart si seich. Doe maende si ir moder, dat si ir bicht dede und entfangen dat hilge sacrament. Si sprach, si woelde des neit doin, der broder enqueme dar, der ir den danz geloift hedt in dem hemelrich. Doe waren ir vrunt bedroift, want der broder verre van danne wonde. Und want got al dink zo dem besten voeghet, so quam der broder dar in dat huis gain. Doe wurden si alle vervreuwet. Doe geink he zo der dochter und hoirt si ir bicht und si entfeink uns heren licham und si leis ir doin dat hilge ampt. Doe lach si und sloige ir oigen up zoe dem hemel und swich alle stille ein lange wile. Zoe dem lesten began si vrolichen zo lachen und sprach zoe dem broder „vader leve, do ir mich bekeirde, do geloifde ir mir, dat ich ewenclichen mit got soulde (70[b]) danzen. Der geloifden laissen ich uch nu quit, want ich sein nu komen unsen leven heren mit einem schonen danze, da an geit sin gebenedide moder Maria und al de gebenedide leif hilgen junferen und an den danze treden ich nu, und wail mir, dat ich ee geboren wart.“ Und da mit gaff si up iren geist.

32.

Dit saissen gesellen in einer wirtschaff und wairen frolichen den vastavent over bis an den goidenstach und hatten mencherleie spise gessen. Doe der haen krede, doe sprach der wirt „gesellen, wir moissen noch essen van einer vetter hennen“, und he sprach zo sime knecht „stich up und hoile uns de henne, de alre neiste dem haenen sitzet: dat is de vetste de ich hain, de willen wir braden.“ Der knecht stich up und nam de

henne und doede si. Doe man ir dat ingeweide uss zein soulde, do zoich men ir uss einen groissen breiden wurm und der wais so vreisslichen, dat al de gruwelden de da (71 [a]) wairen. Und also bleiff dat essen underwegen.

33.

Dit was ein ritter, der hat eime konink lange zit gedeint truwelichen. Do he sterven soulde, beval he sinen son dem konink. Der konink sprach, he woulde in gerne halden. Der son heisch Wilhem. Der vader reif dem sone zo eme und sprach „son, ich sal nu sterven und ich wil dich dri stuck leren, dae bi saltu minre gedenken. Dat eirste is, du salt numer geinen dach sin ain misse also vern du si haven machs. Dat ander is, wanne du dinen heren off vrauwe suist bedroift, so ensalt du dich neit ervreuwen, du salt dich mit in bedroeven und salt in bewisen, dat ir zorn dir leit is. Dat dride ist, soewanne du suis einen hessichen minschen, der gern achterspraich spricht, den saltu vlein.“ Doe der vader doit was, Wilhem der deinde so wail, dat in sin here und frauwe und al dat huisgesinde leif hatden. Doe was da in des koninks hoive ein ritter, der plach gerne oevel zo sprechen achter den luden. Van dem ritter (71 [b]) entzoich sich Wilhelmus und enwoult gein geselschaff mit eme haven. Doe hadt der valsche ritter gemirkt, dat soewanne de koninkinne bedroift was, soe bedroifde sich ouch Wilhelmus. Doe geink der ritter zo dem konink und sacht eme, we dat Wilhelmus de koninkinne leif gewonnen hedt, und he sprach zoe dem konink „here, wilt ir dat bevinden, soe gait hein und bedroift de koninkinne mit etslichen worden: ir soult wail sein, dat sich Wilhelmus mit bedroifen sal.“ Doe geink der konink und bedroifde de koninkinne, und he bevant, dat sich Wilhelmus ouch bedroifde. Doe wart der konink zornich und nam rait, we he in doeden moicht. Doe sprach der valsche ritter „here, ich han uch einen goiden rait gedacht: sende in morgen vroe zo den luden, de den kalkoiven..., und bevelet den, soewe morn alre eirste dar kompt van uren wegen, den sal men in den oven werpen und verbernen in.“ Also dede der konink und beval Wilhelmo den avent, dat hei des morgens soulde riden zo den kalkberneren und soelde sprechen: min here enbudet uch, dat ir soilt doin als he uch bevolen hadt. Des morgens vroe stoint Wilhelmus up und reit sin straisse. Doe he up dem wege was, doe hoirt he zo missen luden; do reit he hein und geink in de kirche und hoirt de misse alzo mail. Doe sas der valsche ritter up sin pert und reit eme na und woulde

besein, we it eme ergangen were, und he quam dat eirste zoe (72ᵃ) dem oiven und sprach zoe in „gesellen, hait ir ouch gedoin, dat uch der konink geboiden hait?“ „Nein“ sprachen si, „wir hant des neit gedoin, wir willen it alzohants doin.“ Doe griffen si den valschen ritter und woirpen in in den oiven. Doe nu Wilhelmus de misse gehoirt hatt, reit he zoe dem oiven und sprach zo den luden, dat si doin soulden als in der konink bevolen hedt. Si spraichen, si hedden it gedoin. Doe reit Wilhelmus wider zoe dem konink und sprach, dat were gescheit, dat he geboeden hedt, ee dan he dar queme. Doe vraigede in der konink, wa he so lanch gewest were. Doe sprach he, he hedt misse gehoirt. Do der konink dat hoirt, sprach he „dat is dir goit, de misse hat dir din leven behalden.“ Doe vragede in der konink also, bis dat he an de wairheit quam. Do hat in der konink lever dan he in zom eirsten hadt.

34.

Dit was ein prister und zwein manne, de soulden zoe samen riden einen wech. Doe riden si durch (72ᵇ) ein dorp, da sank man misse. Do sprach der ein zoe dem anderen „willen wir in de kirche gain und hoiren misse?“ Doe spraichen de anderen „wir willen eirsten essen“, und zoigen vort zoe der herbergen, und der ein geink zoe der kirchen. Doe he in de kirche quam, wais de misse us und der prister sprach dat ewangelium: in principio erat verbum, und he beide soe bis dat uss wais. Doe geink he in herberge und as. Doe riden si vort bis in dat velt. Doe erhoif sich ein groiss ungewetter und si begonden zoe vlein zoe dem dorp. Doe quam ein groisse blix. Da mit wart ein stimme gehoirt, de rief „slach, slach!“ Doe quam ein donreslach und sloich den prister doit. De ander zweine de ranten vort. Do quam ever ein blix und ein stimme, de reif „slach, slach!“ Do quam ever ein slach und sloich des pristers gesellen doit. Der dirde rante noch vort. Doe quam ever ein stimme, de sprach „slach, slach!“ Doe quam ein ander stimme, de sprach „slach neit, slach neit! he hait hude gehoirt dat ewangelium in principium erat verbum.“ Also bliff der slach underwegen und he beheilt sin leven.

(73ᵃ) 35.

Dit was ein hillich man, de stoint und sage zo einre zit de lude zoe der kirchen gain. Da sage he einen minschen der wais unreine und swarz. Da geingen de duvel und hatden eme ein kett umb den hals gebonden und giengen umb in und wairen sere vroelichen und de hilge

engel geingen vern na und wairen bedroift. Doe der hilge man dat gesein hadt, doe laicht he sich in sine gebet und dar na sage he, dat ein minsche us der kirchen quam gain und was soe claire as de sonne und de hilge engel geingen bi eme und wairen vroelich und de duvelen geingen verre hinden und wairen bedroift. Dat sachten de hilge engel dem manne, sowe der minsch mit groissen sunden in de kirch geink und hoirt da dat wort gots und kreich da alsulchen ruwen, dat eme alle sin sunden vergeven woirden.

36.

Dit was ein man, der woult gots wort neit hoeren: soewa man begont zoe predichen, soe geink he uss der kirchen off he claffde under pretgaten off he sleiff. (73[b]) It geschach dar na do he doit wais und up der bairen stont, doe las der prister dat gebet, dat men zoe lesen pleit wanne man einen minschen begraven sal. Doe stont da ein cruce, dat nam sin hende van dem cruce und heilt sin beide oren zoe. Doe der prister dat sage, do hoirt he up und enwoult neit me lesen und he sprach „wat hilpt, dat wir vil beden vur desen minschen, got enwilt sin gebet neit erhoeren, want he enwoulde dat wort gots neit hoeren wile dat he levede."

37.

Dit stoint eins ein prediger und pretgede und it stoint einer und heinderde in. Doe sprach der broider „vrunt, hoide dich, got wircht it an dir, dat du sin wort heinders." Zohants voir der viant in sinen lif und wart so unsinnich, dat man in binden moist. Also lach he zein wochen. Doe quam der prediger weder dar und sin vrunt baden in, dat he unsen leven heren vur in bede, dat he sich over in erbarmen woult. Der broder bat vur in und he wart erloist van dem viant.

(74[a]) 38.

Dit was ein hillich moinch, der sage den duvel gain und he droich einen groissen sack up sinen rucken. Doe vraichde in der moinch, wat he droich? He spraich „ich dragen boessen mit mencherhande arzedien." Doe wisde in der viant ein swarze boesse mit salven und sprach zoe eme „mit der salven salven ich den luden de ougen mit, up dat si slaifen in der pretgaten, want de pretgaten hindert mir den minschen also sere: de ich XL oder LX jair in minre gewalt han gehadt, de werden mir in einre predichaten genomen."

39.

Sent Hilarius wandelde uss in dat lant und woult predigen gots wort. Doe quam eme der boise geist zoe in eins mans gelichenisse und he wart sin geselle und droich eme sin kappe. Doe si zoe der herbergen quamen, doe woult sent Hiliarius wasser drinken, als he plach zoe doin. Doe sprach der viant „leif vader, (74 [b]) ir ensoult gein wasser drinken, ir soult win dar zoe doin, up dat ir stark werde zoe gots deinst.“ Doe sent Hilarius dat gedain hadt, sprach der viant, der sin geselle wais „leve vader, ir sult den win neit me menghen, want van boesen menghen quam ne goit van: drinkt den win ungemenget, up dat ir stark wert zoe gotes deinst.“ Sent Hilarius dede ever also. Dar na sprach ever der boese geist „ir soilt oirloffs gebruchen und essen vleisch, up dat ir stark werde zoe gots deinst.“ Sent Hilarius dede ever also und leis van sime strengen leven. Zo dem lesten quamen si zo einem dorpe. Doe sprach der duvel ever zo sent Hilario „vader, he is ein goit vrauwe, de begert uch an zoe sprechen.“ Doe sent Hilarius zoe der vrauwen quam und bi ir sas und mit ir sprach, doe bekorde in der duvel als soe sere, dat he vil na quoden willen hadt zoe der vrauwen. Doe quam sent Martinus zo eme und verjagede den boesen geist und warnde sent Hilarion. Also lieget der duvel den predicheren zoe, up dat si dat wort gots heindern, sonder unse leve here und sine leif moder beschirment si.

40.

Dit was ein hilge junffer in einre kluisen, de hoirt sagen, dat ein nuwe orden up komen were, der heisch der prediger orden, de leifen da de werelt umb und leirden dat volk und predichden (75 [a]) den hilgen gelouven. Doe begerde de junffer, dat si der ein deil moecht sein. Dar na sach si, dat da zwein broidor quamen und groizden si. Doe si de broider sach, dacht si in irem herzen: dat is unmoeglich, dat dese lude sich moigen bewairen vur sunden, de also wandelen under der werelt, in moissen vil bekoirungen zoe komen. Des nachts doicht de junffer, we uns leif vrauwe zo ir queme in alsulcher gebeirden off si sere bedroift were und sprach zoe ir „du hais mich sere bedroift umb dat du min leif deinre also bedacht hais. Meinstu neit, dat ich si kunne bewairen vor bekorungen? Sich, ich wil dir bewisen, dat ich irre sunderlichen achden.“ Doe sloich unse leif vrauwe iren mantel up und wisede ir ein groisse

schaire broder der predicher, under den sach de junffer de selve zwei, de ir zo geweist waren.

41.

Dit waren zwein broder, de soulden gain zoe eime dorpe und predichen da. Do quamen si zo einem wasser, da in enwais gein schiff. Da sagen si oever dem wasser an der anderre siden ein schiff stain. Doe sprach der ein broder zoe dem schiff „ich gebeiden dir bi den worden gots, de wir denken zoe predichen, dat du komes und holst uns oever.“ Zohants quam dat schiff zoe in vleissen oever dat wasser, dar draden si in. Doe enhatten si geiner roider, doe quam ein junffer springen van einem berge und (75 b) si wais waele von acht jairen und si hat ein roider up irem halse und trat in dat schiff und voirt si oever. Do ensagen si irre neit me. Do dankden si got und sinre lever moder und geingen in dat dorp und predichden da dat wort gots.

42.

Dit was ein hillich preister, der heisch Beda, der wais blint und leis sich leiden van eime dorpe zoe dem anderen und predichde gots wort. Zo einre zit quam he up dat welt, da laigen vil steine. Do sprach sin knecht us spot „here, he sint vil lude gesament, de woulden gern gots wort hoiren, wilt ir predichen?“ Do sprach he, ja he wult it gern doin. Doe began he zo predichen und de predichate wais soe hillich. Do he an dat ende quam, sprach he „nu gesain uns alle got der vader, der son und der hilge geist.“ Doe antworden eme de hilge engel: amen, und de stein de da lagen antworden ouch: amen. Doe der selve preister begraven was, doe quam ein hillich engel und schriff enboven sin graff:

hic sunt in fossa Bede venerabilis ossa,

dat spricht: he sint in begraven Beden des gebenediden eirsamen mans beine.

43.

Dit was ein goit broder in der predicher orden, (76 a) der plach dat wurt gots gerne zoe predichen. Do he wail drissich jair in dem orden was gewest, do offenbairde sich eme uns leve vrauwe und droich ir leif kint in iren armen und si boide eme dat kint und si sprach „vrunt min, du hais dat wort gots duck gepredichet, dit kint neme, dat salt du zo loin han.“ Doe entfeink he also groisse vreude inwendich an sinre selen, dat he binnen acht dagen ass noch drank.

39.

Sent Hilarius wandelde uss in dat lant und woult predigen gots wort. Doe quam eme der boise geist zoe in eins mans gelichenisse und he wart sin geselle und droich eme sin kappe. Doe si zoe der herbergen quamen, doe woult sent Hiliarius wasser drinken, als he plach zoe doin. Doe sprach der viant „leif vader, (74 b) ir ensoult gein wasser drinken, ir soult win dar zoe doin, up dat ir stark werde zoe gots deinst.“ Doe sent Hilarius dat gedain hadt, sprach der viant, der sin geselle wais „leve vader, ir sult den win neit me menghen, want van boesen menghen quam ne goit van: drinkt den win ungemenget, up dat ir stark wert zoe gotes deinst.“ Sent Hilarius dede ever also. Dar na sprach ever der boese geist „ir soilt oirloffs gebruchen und essen vleisch, up dat ir stark werde zoe gots deinst.“ Sent Hilarius dede ever also und leis van sime strengen leven. Zo dem lesten quamen si zo einem dorpe. Doe sprach der duvel ever zo sent Hilario „vader, he is ein goit vrauwe, de begert uch an zoe sprechen.“ Doe sent Hilarius zoe der vrauwen quam und bi ir sas und mit ir sprach, doe bekorde in der duvel als soe sere, dat he vil na quoden willen hadt zoe der vrauwen. Doe quam sent Martinus zo eme und verjagede den boesen geist und warnde sent Hilarion. Also lieget der duvel den predicheren zoe, up dat si dat wort gots heindern, sonder unse leve here und sine leif moder beschirment si.

40.

Dit was ein hilge junffer in einre kluisen, de hoirt sagen, dat ein nuwe orden up komen were, der heisch der prediger orden, de leifen da de werelt umb und leirden dat volk und predichden (75 a) den hilgen gelouven. Doe begerde de junffer, dat si der ein deil moecht sein. Dar na sach si, dat da zwein broidor quamen und groizden si. Doe si de broider sach, dacht si in irem herzen: dat is unmoeglich, dat dese lude sich moigen bewairen vur sunden, de also wandelen under der werelt, in moissen vil bekoirungen zoe komen. Des nachts doicht de junffer, we uns leif vrauwe zo ir queme in alsulcher gebeirden off si sere bedroift were und sprach zoe ir „du hais mich sere bedroift umb dat du min leif deinre also bedacht hais. Meinstu neit, dat ich si kunne bewairen vor bekorungen? Sich, ich wil dir bewisen, dat ich irre sunderlichen achden.“ Doe sloich unse leif vrauwe iren mantel up und wisede ir ein groisse

schaire broder der predicher, under den sach de junffer de selve zwei, de ir zo geweist waren.

41.

Dit waren zwein broder, de soulden gain zoe eime dorpe und predichen da. Do quamen si zo einem wasser, da in enwais gein schiff. Da sagen si oever dem wasser an der anderre siden ein schiff stain. Doe sprach der ein broder zoe dem schiff „ich gebeiden dir bi den worden gots, de wir denken zoe predichen, dat du komes und holst uns oever.“ Zohants quam dat schiff zoe in vleissen oever dat wasser, dar draden si in. Doe enhatten si geiner roider, doe quam ein junffer springen van einem berge und (75 [b]) si wais waele von acht jairen und si hat ein roider up irem halse und trat in dat schiff und voirt si oever. Do ensagen si irre neit me. Do dankden si got und sinre lever moder und geingen in dat dorp und predichden da dat wort gots.

42.

Dit was ein hillich preister, der heisch Beda, der wais blint und leis sich leiden van eime dorpe zoe dem anderen und predichde gots wort. Zo einre zit quam he up dat welt, da laigen vil steine. Do sprach sin knecht us spot „here, he sint vil lude gesament, de woulden gern gots wort hoiren, wilt ir predichen?“ Do sprach he, ja he wult it gern doin. Doe began he zo predichen und de predichate wais soe hillich. Do he an dat ende quam, sprach he „nu gesain uns alle got der vader, der son und der hilge geist.“ Doe antworden eme de hilge engel: amen, und de stein de da lagen antworden ouch: amen. Doe der selve preister begraven was, doe quam ein hillich engel und schriff enboven sin graff:

hic sunt in fossa Bede venerabilis ossa,

dat spricht: he sint in begraven Beden des gebenediden eirsamen mans beine.

43.

Dit was ein goit broder in der predicher orden, (76 [a]) der plach dat wurt gots gerne zoe predichen. Do he wail drissich jair in dem orden was gewest, do offenbairde sich eme uns leve vrauwe und droich ir leif kint in iren armen und si boide eme dat kint und si sprach „vrunt min, du hais dat wort gots duck gepredichet, dit kint neme, dat salt du zo loin han.“ Doe entfeink he also groisse vreude inwendich an sinre selen, dat he binnen acht dagen ass noch drank.

44.

Do der prediger orden eirst nuwe was, doe intfeingen si ein cloister, dat heisch Bannonia. In dem lande was ein schoeler, der hat ein bister leven. Dem wart geoffenbairt ein geistliche beschauonge: in doicht soewe he were up eime wege. Doe erhoif sich ein storm und ungeweiter, blix, donre, hagel und regen. Doe began he ze vlein und he wist neit, war he hein soulde. Zoe dem lesten sach he ein huis, dar leif he zo und clapperde vur der duren und bat, umb dat si in in woelden laissen. De huisfrauwe antworde und sprach zo eme „ich bin de gerechticheit, ich wonen he allain, her in moisse nemant in, he ensi rechtverdich. Du enbis neit rechtverdich, dar umb enmachs du neit mit mir wonen.“ Doe he dat hoirt, wart he sere bedroift und geink alle schriende ewech. Do sach he noch ein ander huis stain, da leif he hein, und dat wetter (76[b]) wart meirre. Doe he vur dat huis quam, bat he umb got, dat men in in leisse, up dat he neit verdurfe in dem ungeweiter. Doe antworde eme de huisfrauwe und sprach „ich bin de wairheit und wonen he, dit is min huis, he mach nemant mit mir wonen, he si wairhaftich. Du enhais de wairheit neit leif „dar umb laissen ich dich neit in.“ Do he dat hoirt, wart he sere bedroift und leif vort. Do quam he zo dem driden huis und bat, dat men in in wult laissen. Do antworde de huisfrauwe „ich bin der vrede, de he wonen. Ich enlaissen dich neit in, want der vrede enis neit mit den boesen luden, sonder he is mit goiden luden. Doch so wil ich dir goiden rait geven. Da vort wont min suster, de barmherzicheit, de allen bedroifden herzen zō hulpen kompt. Gank dar zo ir, si geift dir goiden rait. Wat si dich heischt doin dat doe.“ He geink und quam zo dem huise und bat umb got, dat men in in laissen wult, up dat he neit enverdurve in dem weder. Do antworde de huisfrauwe „ich bin de barmherzicheit und wonen he. Du bis in groissen noeden, ich wil dir goiden rait geven. Woult du selich werden an der selen und licham, so gank zo Bannonien zo der predicher orden und begiff dich dar in.“ Zoehants de he intwachende wart, geink he da hein und begaff sich (77[a]) in den orden.

(77[b]) 45.

It geschach in einem cloister, da was ein heilich broder inne. Der lach in einre zit in sime gebede. Do sach he einen boesen geist gain in dem cloister und droich einen groissen sack up sime halse. Do beswoir

in der broder, dat he eme sagen soulde (78ª) sowat he droige in dem sack. Doe antworde der boese geist „ich lesen zo samen in desen sack alle de zoebrochen wort, de dese broder sprechen wanne si ir gezit lesen, und dar zoe alle de wort und boichstaven, de si oeverslaint off vergessen." Do sprach de hilge man „we is din name?" He sprach „ich bin geheischen Titinullus." Doe machde der hilge broder disen versen

Fragminā verborum Titinullus colligit horum,

und he sacht dāt den broideren, dat sī sich da vur hoeten.

(79ᵇ) 46.

Dat was ein ritter, der plach zo rouven und dede vil boeser werk. Den ritter veink der keiser Frederich und leis in sonder bicht an einen boim hangen. Dar na oever manchen dach do reden lude da vur hein da der ritter heink und begonten dae van eme zoe sagen und clachden, dat der jonge ritter sinen licham also verwarloist hat. Do hoirten si ein stimme van dem boime und de reif, dat si dar quemen. Do woirden si erfeirt und endorsten neit vort komen. Do sprach de stimme noch eins „kompt her, leif lude, ich bin ein minsche." Do reden si dar zo eme und vraichden in, we he so lange leven moicht? He sprach „ich leven van der genaden gots, want sin barmherzicheit is so groisse (80ª), dat si gein herz voldenken kan. Ich hat unsem leven heren einen kleinen deinst gedoin, dar umb hait he mir so groisse genade bewist, want ich wais ein sunder und hait ein bister leven, doch soe plegede ich des also, dat ich alle dage las zein pater noster, ūnd dat hait mir gehulpen." Do vraichden si in, we he de zein pater noster plach zo sprechen? Do sprach he „ich plach dri pater noster zo sprechen der hilger driveldicheit, de mich geschaffen hadt, und funf pater noster und ave Maria den hilgen funf wonden, de mich erloist hant, und ein pater noster und ave Maria minen hilgen engelen, de min hoeder sint, und ein pater noster dem licham uns heren, dat he mich numer enleis gescheiden van deser werelt, sin hillich licham enwerde mir zo deil. Dar umb enmach ich neit sterven, ich have eirste gebicht und den hilgen licham uns heren entfangen." Do namen si in van dem boime und brachden in in de stat. Do he gebicht hadt und den werden licham unses heren intfangen, gaff he up sinen geist.

(89ᵇ) 47.

Dat wairen vrauwen in eime cloister, de hatten schoen korn up dem veldeligen. Do quam ein grois hagel und rain. Do geinken de vrauwen

in de kirch und songen: Salve regina, und beden uns leif vrauwen an, up dat si dat korn bewarde vur dem hagel. Da geschach ein grois zeichen. Alle dat korn in dem velde dat wart neder geslagen van dem hagel und des cloisters korn dat bleif stain. Dat quam van dem goiden gebede zo Salve regina.

(105[b]) 48.

It was ein rouver, der plach zoe steilen und zo rouven; nochtant so hadt he sunderlich innicheit zo unser leifer frauwen. Zo einre zit wart he begriffen mit deferien und wart gehangen an den galgen. Dar quam uns leve frauwe und heilt in up, dat eme der storp neit enschade.[1]) Dar na soulden de lude da hin gain de in gehangen hadten und sagen, dat he noch leifde. Der ein zoich sin swerde us und woulde in doeden. Do was uns leve frauwe bereit und si heilt ir hant vur in, so dat eme dat swerde neit schaiden enmoicht. Do verwonderden si sich sere, we dat moicht gesin, dat he so lanch (106[a]) moicht leven. Do sprach he „Maria de moder alre barmherzicheit is he bi mir und hilpt mir, dat ich neit sterven enmach.“ Do vraigeden si in, wa mit he des hedt verdeint? Do sprach he „ich wais ein deif und rouver, doch so hadt ich sunderliche innicheit zo unser lever frauwen. De hilpt mir nu in minen noeden.“ Do namen si in van dem galgen und leissen in los und he voir in ein cloister und wart ein guit man und voir dar na zo dem hemelrich.

49.

It was ein goit frauwe, de soult irme man spise up dat velt dragen. Do enhadde si nemant, dem si dat kint bevelen moicht. Do geink si zo der weigen und sainde dat kint mit dem ave Maria und si geink up dat velt zoe irme man. Do si weder quam was alle dat huis zo mail verbrant und dat kint stont mitzen in dem vuire und dat vuir enschaide dem kint neit, want uns leve frauwe hat dat kint wail bewart.

(110[a]) 50.

Dat it was ein jonffer, de plach ir moder duck zo verzoirnen und bedroeven und si was da bi van harden sinnen, dat si ir moder neit bitden enwoulde, dat si it ir vergeve, dat si si duck verzoirnt hedt; si sprach, si mocht si neit bitten. Also starf si und wart begraven. Des

1) Das im nichez beschach D r.

nachts soult der preister in de kirche gain und he hoirt ein stimme jemerlichen schrien „owe, owe, dat ich ee geboren wart!“ Do vraichde der preister, wat dat were? Si sprach „ich bin der jonfferen sele. dar umb dat ich min moder duck bedroift han und si neit bitden woulde, dat si it mir vergeve ee ich sturfe, dar umb so is min sele ewenclichen verloren.“

(112 [a]) 51.

Konink Karl hat dri son. De zwein wairen irem vader underdenich und deinden eme mit vleis. Der derde was eme wederstrevich. Zo einre zit hat der konink einen appel in sinre hant. Do sprach der vader zu sime wederstrevichen son „do up den mont und entfank den appel!“ und he woult des neit doin. Do sprach der vader zo den anderen zwein soenen „duet up den mont!“ Si wairen gehoirsam und deden up den mont. Do gaff der konink dem einen son sin koninkrich half und dem anderen ein herzichdom zoe eigen. Do der wederstreviche son dat sach, sprach he zo dem konink „vader, giff mir ouch etswat. Ich wil ouch gern den mont up doin und entfangen den appel.“ Do sprach der konink „nei, dat is nu zoe lange gebeidt, dir entwirt des appels neit.“ Also verloire he sins vaders erfe umb dat he wederstrevich wais.

(112 [b]) 52.

It was ein frauwe, de heilt ir dochter zo boisen dingen, also dat si mit einem prister zoe schaffen hadt. De dochter starf. Des selven dachs quamen dar zwein broder in dat dorp und sleifen des nachts in eime huis, dat stont bi dem kirchehoive. Zo der mitder nacht stonden (113 [a]) si up und laisen ir metten. Do sagen si, dat dar quam geloifen ein swarze beire und geleis sere enxtlichen und he leif umb den kirchhoive. Zo dem lesten quam he zo einem graff, dat groive he up mit sinen clauwen und nam da den doden licham us und droich in ewech. Do he over den zun sprank, do bleif dat slaiflacken up dem zuine hangen, da dat licham in gewonden wais gewest. Des morgens quam ein frauwe gegain up den kirchhoive und schree sere. Do vraichten si de broeder, war umb si so schrawe? Si sprach „ich beschrien min dochter, de gesteren zoe der erden bestait is.“ Si vraigeden si, wat minschens ir dochter gewest hett? Si sprach „min dochter wais alhe bi unsem kirchenheren und si was alle des sines geweldich und des genois ich vil. Nu han ich neit.“ Do wisten de broder si dat slaiflachen und vrageden si, off si des neit enkente? Do sprach de frauwe „in disme slaiflachen wart min leve dochter begra-

in de kirch und songen: Salve regina, und beden uns leif vrauwen an, up dat si dat korn bewarde vur dem hagel. Da geschach ein grois zeichen. Alle dat korn in dem velde dat wart neder geslagen van dem hagel und des cloisters korn dat bleif stain. Dat quam van dem goiden gebede zo Salve regina.

(105b) 48.

It was ein rouver, der plach zoe steilen und zo rouven; nochtant sò hadt he sunderlich innicheit zo unser leifer frauwen. Zo einre zit wart he begriffen mit deferien und wart gehangen an den galgen. Dar quam uns leve frauwe und heilt in up, dat eme der storp neit enschade.[1]) Dar na soulden de lude da hin gain de in gehangen hadten und sagen, dat he noch leifde. Der ein zoich sin swerde us und woulde in doeden. Do was uns leve frauwe bereit und si heilt ir hant vur in, so dat eme dat swerde neit schaiden enmoicht. Do verwonderden si sich sere, we dat moicht gesin, dat he so lanch (106a) moicht leven. Do sprach he „Maria de moder alre barmherzicheit is he bi mir und hilpt mir, dat ich neit sterven enmach.“ Do vraigeden si in, wa mit he des hedt verdeint? Do sprach he „ich wais ein deif und rouver, doch so hadt ich sunderliche innicheit zo unser lever frauwen. De hilpt mir nu in minen noeden.“ Do namen si in van dem galgen und leissen in los und he voir in ein cloister und wart ein guit man und voir dar na zo dem hemelrich.

49.

It was ein goit frauwe, de soult irme man spise up dat velt dragen. Do enhadde si nemant, dem si dat kint bevelen moicht. Do geink si zo der weigen und sainde dat kint mit dem ave Maria und si geink up dat velt zoe irme man. Do si weder quam was alle dat huis zo mail verbrant und dat kint stont mitzen in dem vuire und dat vuir enschaide dem kint neit, want uns leve frauwe hat dat kint wail bewart.

(110a) 50.

Dat it was ein jonffer, de plach ir moder duck zo verzoirnen und bedroeven und si was da bi van harden sinnen, dat si ir moder neit bitden enwoulde, dat si it ir vergeve, dat si si duck verzoirnt hedt; si sprach, si mocht si neit bitten. Also starf si und wart begraven. Des

---

1) Das im nichez beschach Dr.

nachts soult der preister in de kirche gain und he hoirt ein stimme jemerlichen schrien „owe, owe, dat ich ee geboren wart!“ Do vraichde der preister, wat dat were? Si sprach „ich bin der jonfferen sele. dar umb dat ich min moder duck bedroift han und si neit bitden woulde, dat si it mir vergeve ee ich sturfe, dar umb so is min sele ewenclichen verloren.“

(112 a) 51.

Konink Karl hat dri son. De zwein wairen irem vader underdenich und deinden eme mit vleis. Der derde was eme wederstrevich. Zo einre zit hat der konink einen appel in sinre hant. Do sprach der vader zo sime wederstrevichen son „do up den mont und entfank den appel!“ und he woult des neit doin. Do sprach der vader zo den anderen zwein soenen „duet up den mont!“ Si wairen gehoirsam und deden up den mont. Do gaff der konink dem einen son sin koninkrich half und dem anderen ein herzichdom zoe eigen. Do der wederstreviche son dat sach, sprach he zo dem konink „vader, giff mir ouch etswat. Ich wil ouch gern den mont up doin und entfangen den appel.“ Do sprach der konink „nei, dat is nu zoe lange gebeidt, dir entwirt des appels neit.“ Also verloire he sins vaders erfe umb dat he wederstrevich wais.

(112 b) 52.

It was ein frauwe, de heilt ir dochter zo boisen dingen, also dat si mit einem prister zoe schaffen hadt. De dochter starf. Des selven dachs quamen dar zwein broder in dat dorp und sleifen des nachts in eime huis, dat stont bi dem kirchehoive. Zo der mitder nacht stonden (113 a) si up und laisen ir metten. Do sagen si, dat dar quam geloifen ein swarze beire und geleis sere enxtlichen und he leif umb den kirchhoive. Zo dem lesten quam he zo einem graff, dat groive he up mit sinen clauwen und nam da den doden licham us und droich in ewech. Do he over den zun sprank, do bleif dat slaiflacken up dem zuine hangen, da dat licham in gewonden wais gewest. Des morgens quam ein frauwe gegain up den kirchhoive und schree sere. Do vraichten si de broeder, war umb si so schruwe? Si sprach „ich beschrien min dochter, de gesteren zoe der erden bestait is.“ Si vraigeden si, wat minschens ir dochter gewest hett? Si sprach „min dochter wais alhe bi unsem kirchenheren und si was alle des sines geweldich und des genois ich vil. Nu han ich neit.“ Do wisten de broder si dat slaiflachen und vrageden si, off si des neit enkente? Do sprach de frauwe „in disme slaiflachen wart min leve dochter begra-

ven." Do leiden si de frauwe zo dem graff und si envonden den licham neit. Do spraichen de broeder „frauwe, ir hait ur dochter neit wail geleirt, wir sagen in der nacht, dat her quam ein gruweliche beire, der groif si up und droich si ewech."

Kint leif, dit lais dir ein lere sin und voulge dinen alderen neit in oesen dingen.

53.

It was ein preister und ein frauwe, de hatten zo samen gesessen manich jair und si hatten zwein soene. De zwein soene duchten, dat ir vader und moder ein boise leven (113.b) hatten und enwoulden in neit volgen. Der ein der wart ein barvoisser broder und der ander ein prediger broder und si vermainden duck ir vader und moder, dat si van irem leven aff woulden laissen. Des enwoulden si neit doin und de moder wult neit van dem preister. It geschach dar na, dat de moder starf, und dat vernamen de zwei gebroeder und si quamen aldaire. Des nachts saissen si in der kirchen bi der lichen und laisen[1]) den selter. Do it quam zo der mitter nacht, do quam einre und steis de duire up, also dat alle de kirche da aff bewegede, und de broder woirden sere erveirt. Do steis he noch eins, und zoe dem driden wail steis he de duire uss den krampen. Do quam dar gain ein swarz moirman. Der geink zo der bairen und warp den licham van der bairen. Zo hants wart der licham gewandelt in ein swarz pert. Do zoich der moirman uss sinre teschen veir hoiffiseren und sloich si ir under ir voisse und sass dar up und reit uss der kirchen. Do verzichen de broder irs lesens und geingen zo irme vader und sachten eme, wat si gesein hatden, und si geingen weder in ir cloister und enwoulden irme vader neit volgen.

54.

It was ein jonffer, de hat einen vader, dat was ein guet jonk man und vorde got sere und he oevede sich in allen goiden werken, und ir moder was ein sere bois wif. Der guet man ir vader der hait ein (114.a) grois ungeluck und got plagede in sere an sinem licham an dem houft und an den ougen und an den zenden und an der ghicht und an menchenhande suchden, und dit werde lange zit, und zoe dem lesten starf he, und do he doit was gewart soe grois ungewetter van donre und blixe,

1) laissen.

also dat man in nauwelichen zo dem graff kont brengen, und ir moder dat boise und unkuische wif was alzit gesont und si voir waile und ir quam gein bedroifenis zoe bis an iren doit. Do si doit was, wais it so schoin und wunnenklichen weder, dat is ein minschen lusten moicht, und si wart begraven mit groisser eren. Do dit de dochter sach, begont si zo zwivelen und si enwist neit, wem si volgen soult in irme leven; na dem maile ir vader soe grois ungeluck hadt und ir moder so grois gelucke, Do si her up dacht wart si begriffen in dem geist und wart gefoirt vur de helle. Da sach si ir moder in groisser pinen, dat it nemant volsprechen enmoecht. Dar na wart si gebracht vnr dat hemelrich, da sach si iren vader in groisser vrouden in der engelen choir. Do bat si iren vader, dat si da bleven mocht bi eme. Do sprach ir vader „dochter min, woult du her komen, so voulche minem leven, und voulgstu dinre moder, soe komstu da din moder is.“ Do quam si weder zo ir selver und voulgede irme vader in einem hilgen leven.

(115ᵃ)

It wais ein guet frauwe, de hadde einen son, der geloifde sinre moder, dat si eme dat guet geve off up (115ᵇ) droige, he woulde si eirlichen halden, de wile si leifde. De moder deide also, und gaiff eme dat guet und der son nam ein wif und heilt sin moder bi eme in dem huise und he deinde ir ein wile wail. Dar na do si begont zo alden und krank zo werden und zo hoisten als de alde luide plegen, do maicht he irre neit langer liden und wiste si us dem huise. Eins daches sas he mit sinre huisfrauwen und as ein gebraden hoin. Do quam de moder und bat, dat men si in wult laissen. Do sprach der son „such, der duvel is ever vor der duren und wilt her in.“ und si namen dat hoin und satten dat in ein kiste und leissen de moder in und gaff ir unwertlichen zo essen und leis si gain und slois de duir na ir zo und geink do zo der kisten und woult dat hoin da uss nemen. Do wart dat hoin zo einem slangen und voir eme umb den hals und want sich dar umb so vaste, dat men in mit geinem dink aff kunt gederken. Also droige he den slangen druizein jair und wat he ass dat as der slange mit und wanne he de spise in nam, soe drukde in der slange, dat he wainde zo versticken. Also geink he al de werelt durch van lande zo lande und besserde sin sunden und de moder erbarmde sich sinre und deinde eme alle sin leven lank.

(116ᵃ) 56.

It was ein guet man, der hait sime son sin guet gegeven und der son naim ein wif und der vader bliff bi eme in dem huise. Zo dem eirsten mail heilt he sinen vader wail, dar na gaff he eme knechtsbroit und donne beir und leis in up dat velt gain bi dem ploige, want he enmocht sinre bi dem herde neit liden. Eins dages quam sin vader van dem velde und wais moede und der son sas und as mit sime wiff. Do he gewair wart, dat sin vader quam, gaff he eme grof broit und dunne beire und heisch in weder gain up dat velt. Do der vader ewech wais, soulde der son gain zo der kisten und holen da uss ein gebraden hoin, dat he dar in verborgen hait. Do sprank da us ein grois breit woirm und sprank eme under sin ougen und begriff eme al sin angesicht und he heilt sich so vast mit sinen clauwen, dat in nemant aff enkont brengen. Do sant men einem smit boeden, der soult den woirm mit zangen aff trecken. Do der smit in dat huis quam, do sach der woirm umb und sach in so vreislichen an, dat he van vorten zoe der erden veille, und he sprach „dat enis gein woirm, it is der leidiche viant: ich enzein den neit aff.“ Also bliff he mit dem woirm ligen und starf.

(116ᵇ) 57.

It was ein guet man, der hadde zwein soene und ein dochter. He bereit sich und gaff in sin guet bi na alzo maile. Eins dages quam he riden zo sines alden sons huis. Der intfeink in und plegede sinre wail. Do der vader waile acht dage da was gewest, do began den[1]) son sinre zo verdrissen und dat mirkde der vader waile und he droich dat sweirlichen. Zo dem lesten sprach der son „vader, wanne wilt ir vairen zo mines broders huise?“ Do sprach der vader „leve son, ich bin allet bereide.“ Do reit he hin zo sins anderen sons huis. Do geschach eme als eme van eirsten gescheit wais. Do he da ein wile gewest hadt, vraichde in der son, wanne he wult vairen zo sinre dochter huis? He stont up und ride zo sinre dochter huise. Da geschach eme ouch also: si entfeink in eirlichen und dar na over ein wile verdross si sinre und he wart des bedroift und he (117ᵃ) reit zo huis und leis machen ein kist mit drin slossen. De kist gous he vol erden und steine und lacht dar up einen brif und he slois de kist zo und he entboit sinen kinderen, dat si zo eme quemen, he were krank

1) der.

und he wult in geven al dat he hedde. Si quamen dar und he gaiff in mallich einen slussel und he sparch „leve kinder, wanne ich begraven bin, so nempt ur kinder und ur frunt und sleist dise kist up, und dat ir da in vindet, deilt under uch.“ Do der vader doit und begraven wais, do geinken si hin und namen ir vrunt dar bi und sloissen de kist up und envonden neit dan erde und stein und einen briff, da in stont geschreven „der sinen kinderen so vil gift, dat he irre behoift, dat is ein geck. Dat hain ich an minen kindern wail bevonden.“

Kint leif, dit lais dir ein lere sin und giff dinen kinderen so vil, dat du ouch get behaldes.

Etsliche kinder sint gelich den honden; sowanne der hont jonk is, so hait sin moder sorge vur in und si sleift in von einem winkel zo dem anderen und si enmach des neit gesein, dat eme quoit geschuit, und wanne der hont alt wirt, so vergist he alle der leifden, de eme sin moder bewiste, und he hait sin eigen moder neit lever dan einen vrempden hont: he bist sich mit sinre moder umb ein stuck broits off umb ein (117 b) bein gelich einem anderen hont. Alsoe doit mench boese minsche, der vergist alle der leifden, de eme sin moder ee bewisede, de in mit groisser sorgen hait uffgezoichen, und he hait einen fremden so leif als sin moder, und umb ein snoede dinkrecht bist he sich mit sinre moder gelich off si ein vrempt were. De kinder sint gelich den honden.

Etsliche kinder sint gelich den jongen voissen; de wile dat de moder milch hait in den bursten, so sugent si de moder und volgent ir na ind wanne si gein milch me envinden, so rissen si de bruste. Also etsliche kinder; de wile dat de moder hait zo geven, so hant si si leif, und wanne dat de gave uss is, so is ouch de leifde uss und hetten si gern doit.

Etsliche kinder sint gelich den kranen; sowanne sin alderen alt werden off wanne si sich muissent, dat in veideren entfallen, dat si neit gevleigen enkonnen, so voiden de jongen de alden und brengen in de spise. Also doin alle guet kinder, de iren alderen deinent, sowanne si alt und krank sint.

Etsliche kinder sind gelich dem gheire, want der voidet sin alderen, wanne si alt sint, und wanne he suit, dat si essen mogen, so bist he si doit. Also doint etsliche kinder, de voiden (118 a) ire alderen wail ein klein wile. Dar na verdruisset si des und si wunschent in de doits.

Kint leif, also salt du neit doin. Du salt din alderen eren, want

kundes du in din eigen licham weder mit gedeilen, dat weirs du schuldich zo doin. Da van wil ich dir sagen.

58.

It was ein arme frauwe und de noit bracht si dar zo, dat si nam dat ir neit enwais, und si wart gegriffen und geoirdelt zo dem doit. Do hadde si guet vrunde, de baden den richter, dat he si neit offenbair endoide, dat he si in den torn woulde leigen und si hongers leis versmaichden. Der richter dede dat und verboit den knechten, dat men ir neit zo essen soult geven. Do hadde de frauwe ein birf dochter. De bat den wechter, dat he si bi ir moder wulde laissen in den toirn wile dat si lefde, up dat si si troisten moicht und bi irme doit were. Der wechder gaff ir oirloff und beval ir, dat si ir gein spise neit ensoult brengen, und also duck si zo ir geink, besach men si, off si ouch einiche spise droich. Dit werde lange zit. Do verwonderde den wechder sere, we si so lange moicht leven. Zo einre zit, do de dochter zo irre moder geink, do nam he des heimlichen wair, wat si deden. Do sach he, dat de dochter der moder de burst in den mont stach und soechde si mit irre milch. Do (118[b]) geink der wechter hein und sacht it dem richter. Do der richter de wonder hoirt und de groisse truwicheit der dochter, do erbarmde he sich over de moder und leis si gain und leis ir dat leven umb irre dochter wille.

(121[b]) 59.

It was ein frauwe, de hatt vil kinder und si gaff einen son in ein kloister und si hatt einen mantel besat in dat kloister. Do de frauwe doit was, do engaven de kinder den mantel neit in dat kloister, da der son in was. Dat geschach zo einre zit eins nachts dat der son soult gain in den reventer und vant in sitzen alle vol lude beide frauwen und man, de aissen und dronken und voiren waile. Da geink sin moder under der taifelen und bat de almisse van den de da saissen. Do vraichde der son de moder, wair um si ouch neit enseisse zo der taifelen mit den anderen? Do antworde si und sprach „de lude, de da sitzen zo der taifelen, sint de gene, de desem cloister de almissen hant gegeven, de geneissen der broeder gebet und al irre gueter werk soullen si ouch geneissen und ouch ich. Nu heinderen mich min kinder, dat si neit enhant gegeven den mantel, den ich desem cloister han besat. Gank hin und bit si, dat si den mantel geven, so ee so besser.“

(122ª) 60.

It was ein ridder, der hait einen son und der ritter starf. Dar na soulden sin vrünt riden oever ein velt. Do quam der ritter intgain si riden up einem swarzen pert. Dem pert vloich rouch und vuir us sinre naesen und der ritter der hat ein (122ᵇ) kurisse um und he hadt ein grois stuck erden up sime rücken ligen und he schree sere jemerlichen. Do vraichden in sin vrunt, wat eme were? Do sprach he „ich bin in groisser pinen. Dese kuriss, de ich um han, de nam ich einre wedewen, dat mich sere ruwet, und unrecht lant zoich ich zo mir, dar um licht dese erde up mir und si druckt mich so sere, dat it jamer is zo sagen“ und he sprach „bitt min kint, dat it mir zo hulpen kome und geve dat lant weder und gelde der wedewen ein ander kuriss.“ Do si dat dem son sachden, sacht he, dat were ein droch, und he quam dem vader neit zo hulpen.

61.

It wais ein arm frauwe, de hadt einen son, den satte si zo der scholen und si enhat neit also vil, dat si in voiden mocht, want si moist sich selber erneren irre hende mit iren suiren arbeit, mit spinnen, mit weschen und mencher hande arbeit. Der son geink zo der scholen und he nam sere zo an sinre leren, dat he von der moder zoich und he leif zo Paris und he ernerde sich da as manch arme scholer deyt mit schriven und mit (123ª) anderen dingen und he nam ouch de almisse sowa si eme werden moicht. Dar na so leirde he so sere, dat in de goit preister begonten zo eren um sinre konst willen. Dar na wart he also vrome, dat he stich boven al de preister, de zo Paris waren, und he wart sere riche. Dat vernam sin arme moder und si wandelde eme na zo Paris und si woulde versoecken, off he si bekennen soult, und ouch, dat he ir zo hulpen queme in irre notdurft. Do si zo Paris quam geink si in einre richer frauwen huis und bat da herbriche um got, und si hat sere snoide cleider an. Do vraichde si de frauwe, wer si were off wa si hinne woult? Do sprach si „ich bin ein arme minsche und hait einen son, den sant ich zo der scholen und he wandelde van mir und quam her in dese stat und is ein riche preister worden. Nu bin ich her gekomen und woult in gern sein und ich woult hulpe van eme bitden.“ Do si in nante, sprach de wirtdinne „frauwe, ur son is der hoeste paffe und der wiste meister, der in dem lant is, he mach uch wail goit doin.“ Do geink de pirffe frauwe dar und samende ir vrunt und si zoich der armer frauwen guet cleider

an und bracht si eirlichen zo irem son, und he intfeink de frauwen (123[b]) mit groisser eren und vraichde, wat si wulden? Si sprachen „here, wir brengen uch ur moder.“ Do sprach he zo in „dit enis min moder neit! Min moder enkreich ne so guet cleider an: min moder wais ein arme wif und si plach zo spinnen und zo weschen.“ Si sprachen „wirlichen, si is ur moder.“ Dat enhalp allet neit, he enwoult si neit bekennen. Si geingen weder zo huis und de moder quam des anderen dages weder in snoeden cleideren. Do stoint he up und untfeink si um den hals und sprach „dit is min moder, ich bekennen si wail.“ Her um want he sin moder eirde, so eirde in got weder, want he wart dar na ein geweldich bouschoff und alle de lude hatten in leif dar um.

(124[a]) 62.

It was ein jongelink, der hait ein bister leven. Der woulde zo einre zit gain durch einen busch, da wairen boese frauwen in. De quam eme vur den busch ein schoin frauwe intgain, de sprach zo eme „gank in den busch, ich wil dir na voulgen.“ Do he in den busch quam, do vant he einen minschen da stain, der hadt ein kappe an. Der sprach zo eme „leif kint, kere weder um, du geis einen boesen wech. Wirlichen ich bin din rechte vader, ich hain dich geschaffen und erloist mit minem duren bloide. Dat wil ich dir bewisen.“ Do hoif he sin kappe up, do was sin licham alzomail bebloit und vol wonden. „Such“, sprach he, „dese wonden han ich um dinen willen geleden. De ernuwes du mir mit dinen sunden. Kére noch weder, want de frauwe, de dir vur den busch intgain quam, dat was de boese geist und he woult dir dinen hals zobrechen, enwere ich dir neit zo hulpen komen.“ Do veil der jongelink vur unseren leven heren up sin knee und soicht genade. Do geboit eme unser leif here, dat he van sunden soult afflaissen. Zo hants ensach he sinre neit me.

(127[b]) 63.

It was ein guet frauwe, de plach vil zo beden. Do biechte si zo einre zit einem broder und sprach zo eme, si enkunde neit verneimen dat (128[a]) dat paternoster, „sonder ich sprechen it allet zo duitschen und sprechen alsus: vater uns, du bis in dem hemel. Dat doin ich dar umb, dat ich verstain wat ich sprechen, und sprechen ich des neit zo duitschen, so komet mir da gein innicheit van.“ Do sprach der broder zo ir „we mench paternoster sprecht ir binnen einen dach?“ Si sprach

„wanne ich zo der missen komen, do gifft mir got de genade, dat it mir waile zo der hant geit, dat ich min paternoster sprechen, so sprechen ich ein half paternoster off dat vierde deille off ein ganz paternoster, und geit it mir ovel zo hant, so sprechen ich woil xii off hondert paternoster. Des wil ich uch berichden. Sowanne ich dat paternoster beginnen und dar up gedenken, dat der hemelscher got min vader sin wil und dat ich sin erfgename sin sal und dat mir der hemelsche vader so groisse truwe und leifde bewist hait, me danne ee vader sime kint, dat he um minen willen minsche wart und um minen willen so groissen arbeit und grois armoit liden woult und so groisse smaicht als ein minsche ee geliden moicht waele dri und drissich jair und zo dem lesten leit he den bitteren doit um minen willen: wa wais ee vader, der dat liden woult (128[b]) vur sin kint, dat der hemelsche vader vur mich leit? Und wanne ich allet dit bedenken, so gift mir got biwilen so groisse innicheit und soessicheit in min herze, dat ich ein ganze missen zobringen mit dem einen wort: vader unse. Dar na bedenken ich, wat dar na voulget: der da is in dem hemel, und an de beschauwengen des minnenclichen angesichts Christi und an der bekentenisse der hilgen driveldicheit und an der geselschaff alre selicher hilgen, van der betrachtungen so gifft mir got biwilen so groisse innicheit, also dat ich eine lange wile de zit he mit zo brengen. Dar na so nemen ich dat, dat dar na geit: gehilget werde din name. Dat bedenken ich overmits sunderliche innicheit, also dat ich alle de wort, de in dem paternoster stan, over bedenk, so kan ich under einre missen nauwelichen ein paternoster gelesen. Dan so dunkt mich des, dat it mir so wail zo hant geit; und sowanne ich gein innicheit noch soissicheit han, so sprechen ich biwilen wail funfzich paternoster under einre missen sonder innicheit. Dan so dunkt mich des, dat it mir neit so waile zo hant hait gegangen." Dese frauwe hait rechte innicheit.

(130[b]) 64.

It was ein konink, der heisch Astrages, de hadt ein dochter. Der konink sach einen drom: in doicht, we us sinre siden were gewaessen ein winstock, der was also breit und grois, dat he al sine koninkriche hadt begriffen. Do he intwachende wart, leis he alle de meister zo samen hoelen, de in dem lant waren, und vraichde si, wat der drom beduden moicht. Do sachten si, dat van sinre dochter geboeren soult werden ein kint, dat soult ein here werden oever al sin koninkriche und soult in us sime koninkriche verdriven. Do hat he des anxst und endorst sin

dochter geinem konink geben und gaff si eime armen ritter und gedacht also, dat eins ritters kint numer moicht so geweldich werden, dat in moicht verdriven uss sinem koninkriche. It geschach [1]) dar na, dat de frauwe einen son zo der werelt bracht. Do hat der frauwen vader nochtant anxst vur dem kint und leis it nemen und dede it eime ritter, dat he it doeden soult. Do enzemde it eme neit zo doeden und beval it sime hirden und beval eme, dat he it dragen soult in den wilden walt. Der hirde droige it in den (131^{a}) walt und lacht it under einen boim und geink weder zo huis. Do quam ein hontdinne zo dem kint und soichde it und beschirmede it vur den vogelen und anderen deiren. Do der heirde zo huis quam, do hat sin frauwe ein jonge kint. Do vraichde in sin frauwe, wa he so lange gewest hedt, und do endorst he ir des neit offenbaren und si woult it ummers wissen. Zo dem lesten sacht he it ir „min here dede mir ein schoin kint und dat droich ich in den walt, dat sol da hongers sterven.“ Do sprach si weder „do waile umb gots willen und hol mir dat schoin kint, ich wil it halden vur min kint, und neme min kint, dat hait doch gein duchten an eme, und drach dat dar weder.“ Der hirde dede also und nam sin kint und droich it in den walt, da dat ander kint lach. Do he dar quam, do vant he den hont over dem kint stain und der soichde dat kint. Do nam he dat kint und lacht sin kint weder an de stat. Do he dat kint zo huis bracht, gaff he eme einen namen unde heisch it Sparcatus, dat heischt also vil als ein hont. Dat kint wart stark, schoin und vrome und pinlich van moit und sloige alle der lude kinder und nam in allet dat si hadden, so dat de (131^{b}) kinder allet quamen heim schriende und clageden alle oever Sparcatus. Als der heirde, der sin vader heisch, in dar umb straivede, war umb he der lude kinder allet sloige, dar enacht [2]) he neit up und sacht, he wult si slain und nemen in alle dat si hedden, he were doch ir konink. Zom lesten quam de clage vur den konink. Do leis der konink Sparcatum vur sich holen und vraichde in, war umb he der [3]) lude kinder allet sloige? He antworde koinlichen „ich wil si slain sowa ich si ouch sein, und enwil des nemant ansein, want ich bin ir konink und al dat si hant is min und wil in dat nemen.“ Do dit der konink hoirt, sach he in an und verwonderde in sere, wat minschens dat sin moicht. Zo lesten mirkde der konink an sime angesicht, dat he sime geslecht get gelich was, und leis den hirden hoilen der sin vader heisch und nam in

1) gesach. 2) endacht. 3) he de der.

heimelichen und vraichde in, wo it mit dem knecht were, he enmoicht ummer sin gerechte son neit sin. Do wart der arme man verfeirt und bekant de wairheit und sacht alle dink. Do proifde der konink waele, dat Sparcatus sinre dochter son wais, und verboit dem heirden, dat he dat nemant sagen soult und soult zo (132ª) huis zein und Sparcatum da laissen. Dat geschach. Der heirde zoich zo huis und Sparcatus bleif bi dem konink. Do gedacht der konink des droms, der eme so bedudet wais, dat von sinre dochter ein kint geboren soult werden, dat soult ein konink werden, und dacht, dat it alreit wair were worden in dem dat sich Sparcatus der kinder konink heisch, und engelocht des nochtant neit, dat he ein recht konink moicht werden. Dar umb so leis he in leven. Dar na so leis he den ritter vur sich hoilen, dem he bevolen hadt dat kint zo doeden, und beval eme Sparcatum, dat he in behalden soult, dat he mit eme rede. Dar na nam der konink des selven ritters kint und leis dat heimlichen doeden und leis it kochen und gaff it dem ritter zoe essen, dair he neit aff enwiste. Dar na sacht he zo dem ritter „weistu eit wat du gessen hais? Du hais gessen van dines selves kinde." Do wart der ritter sere bedroift und vraichde den konink, wa mit he des verdeint hedt? Do sprach der konink „dich gedenkt waile, dat ich dir ein kint beval, dat souldes du doeden, und du endedes dat neit. Dat is der selve der bi dir is." Der ritter nam sich des sere na an und clagede it al sinen vrunden und (132ᵇ) landesheren. Alle de spraichen, dat he hedde unbillichen und unbescheiden gedain. Do versamede der ritter alle sin vrunde und alle de he haven moicht und wiste si den jongelink Sparcatum, und sacht, he were ein recht erfgename des koninksrichs, und he reit in, dat si in einen konink soulden machen. Dat daden si und machten Sparcatum zo eime konink und gaven eme einen anderen namen und heischen in Cirus. Do samede konink Astrages sin her und quamen zo strit. Do gewan konink Cirus den strit und wart ein geweldich konink oever al dat lande. Der selve konink Cirus wart also boese, dat in nemant umb moicht geoirlochen, und he ersloige und ermorde al dat zo eme quam. Zom lesten veink in ein koninginne, de heisch Thameri und si sloige eme dat [1]) houft aff und warp dat in einen emmer vol bloits und sprach „du enkontes minschenbloits ne sat gewerden, drink nu minschenbloit sat." Also nam konink Cirus sin ende, der vil lude gedoedet hadt.

---

1) de.

(138 b) 65.

It was ein geweldich paffe in eime gestichte, den doicht des, off der buoschoff doit were, dat dem buschdom nemant nairre were in dem rechten dan eme. Do gedacht he einen rait, sowe he dem buschoff sinen lif benemen moicht. Do plach der buschoff vroi zo der metten zo gain. Do quam der paffe und nam einen groissen stein und lacht den boven de duer, da der buschoff us plach zo gain, und do der buschoff de duer up dede, do veile eme der stein up sin houft also dat he doit bliffe. Do genois der paffe sinre vrunt und sinre giffden, so dat he zo eime buschoff wart gekoren. Do he gekoiren was, machde he ein blitschaff. Do was da ein ritter, der bracht eme zo essen up sinen kneien as eime heren. Der ritter veil neder vur der taiffelen und was doit, und sin sele wart gefoirt vur dat gericht gots. Da sach he, dat unse leve frauwe quam mit einre groisser scharen der hilgen und brachten den buschoff levendich, der da ermordet was, und he droich sin hirnen in sinre hant, de eme der stein us sinem houft gevallen hadt. Do sprach unse leve frauwe „son leif, ich clagen dir oever den boesen morder, der minen knecht gemordet hait, und sitzet nu in (139 a) groisser blitschaff und is sere vroe umb dat he dat buschdom besitzen sal.“ Do sprach unse leve here „he sal her komen vur dat gericht: wen moechten wir na eme senden?“ Do sprach unse leve frauwe „he is ein ritter, der plach eme zo denen zo der taiffelen.“ Do sprach unse leve here zo dem ritter „gank hin zo dime heren und sach eme, dat he kome vur dat gericht.“ Do quam des ritters sele weder zo dem licham und stont up und weinde bitterlichen sere und sprach vur alle dem voulk wat he gesein und gehoirt hatt und sprach zo dem buschoff „here, der hoege richter entbuedt uch, dat ir komt snellichen vur dat gericht.“ Zohans veil der buschoff neder und was doit. Also nam der morder sin ende.

66.

It was ein hillich buschoff, der heisch Sabinus, der was so alt, dat he blint was geworden. Do was da ein geweldich paffe, der het in gern doit gehat und hoffde, dat he dan selve buschoff werden soult, ond he machde eme einen drank mit vergiffenis und sant den drank dem buschoff mit sime knecht. Do der knecht den drank bracht, do sprach der buschoff zo dem knecht: „drink du zo dem eirsten.“ Do der kneicht den drank an den mont satte, do sprach der buschoff „endrink neit, da is vergiffenisse in! Doe mir den drank, ich wil in drinken (139 b) in gots

namen van dines heren wegen, und he enwirt na mir gein buschoff.“ Do sloige he ein cruce oever den drank und he satte [1]) in zo sime mont und drank in. Zohans parste der paff gelich off he in selver gedronken hait und den buschoff hinderde he neit. Also geschach dem paffen, der den buschoff doeden woult, und he wort selver gedoedet.

Des selven gelichs lesen wir ouch van Rosamunda. Da van wil ich dir sagen.

67.

It wais ein koninkinne, de heisch Rosamunda, de het iren heren den konink gern doit gehat, wilch konink Albinus heisch. Do hatt si ein mait, zo der plach ein ritter zo gain. Dit wart der koninkinnen zo wissen und si lacht sich up der maget bedde eins nachts. Der ritter quam und sleiff bi ir. Do sprach si zo dem ritter „weistu waile, wer ich bin? Ich bin de koninkinne Rosamunda. Du hais ein dink gedoin, wer et dat dem konink zo wissen, dat kost dich dinen lif. Dar um so doi ein dink dat ich dich heischen: slach den konink doit; und endeistu dat neit, ich sagen dir dat vur wair, dat du dinen lif mois vleisen.“ Do sprach der ritter „ich enmach des selver neit doin, ich wil einen schicken, der in erslain sal.“ Eins nachts do der konink up sime bedde lach, do nam si (140ᵃ) sin swert und bant dat so vast in sin scheit, dat it nemant us trecken mocht. Do quam der gein in de kamer gewaipent gegangen und woulde den konink ermorden. Der konink quam up und satt sich zo weren und griff na sime swert. Do enkont he des neit us getrecken. Do griff he einen schemel und werde sich lange. Zo lesten wart he doit geslaigen. Do nam Rosamunda wat si hatt und geink mit dem ritter us dem lande und quamen zo einre stat de heisch Ravenna. Da woinden si beide. Da sach si einen jongelink, der behaegede ir bass dan ir man und si dacht, we si den ritter zo dem doit mocht brengen, und machde einen drank van vergiffenis und gaff in eme zo drinken. Do he in gedronken hait und dat vergiffenisse wail gevoilt, do zoch he sin swert uss und twank si dar zo, dat si ouch drinken moist. Do drank si ouch und stoirven beide van dem drank. Also namen si beide ir ende.

68.

Zo Rome was ein keiser der heisch Nerva. Zo eme quam ein zouvener und vermas sich groisser dink und konst. Der keiser vraichte in, wat he kunt? He sprach, he wult ein perde machen van kouffer, dat

1) sait.

woult he doin loufen. Do sprach der keiser (140.[b]), dat woult he gern sein. Do gois he ein perde van eren, dat wais grois und binnen hol und hat an der siden ein finster, da ein minsche moicht in und us krufen, da was ein duer van ere vur. Do stach der meister sin zouverie dar in und sprach zo dem keiser „dit pert is alre bereit, nu sal he ein minsche in krufen, so sal men dem pert vuer in den mont stechen und der minsche sal verbroeen. De wile dat dat vuer broit sal dat pert loufen und springen.“ Do sprach der keiser „enmach dat pert anders neit loufen, it mois eines minschen leven kosten?“ Der meister sprach „here, dar mois ummer ein minsche in broeen.“ Do sprach der keiser „meister, ir hait dat pert gemacht, he enis nemant, der des perdes sinne so wail weiss als ir“; do leis he in nemen und in dat pert stechen und leis vuer dar in doin. Der meister begont zo broeen und dat pert begont zo loufen und zo springen und leif also lange, bis dat der meister alre gar verbrant. Do stant dat pert stille. Also verloire der meister sinen lif, der ander lude liflois machen woult. (Schluss folgt.)

Die
Partikel ge- vor dem Particip des Präteritums
in der Nürnberger Volkssprache.

Als charakteristisches Kennzeichen am Particip des Präteritums erscheint im Deutschen die Partikel ge —, welche bei Bildung dieser Form dem Stamme des Verbums vorgesetzt wird, und deren Bedeutung darin zu bestehen scheint, daß sie den Begriff des Dauernden, Bleibenden, Vollendeten ausdrückt, da ge — dem lateinischen cum, con -- entspricht, und in diesem Sinne vor vielen Wörtern erscheint.

Ueber das Entstehen dieser Participialbildung sagt Grimm (deutsche Gramm. I, 1015 f.), daß dieses ge — dem Particip des Präteritums nicht wesentlich sei, und ursprünglich der gesammten Erscheinung des Verbums angehörte, dessen eigentliche Bedeutung durch ge — ebenso modificirt wurde, wie durch andere Partikeln. Aber allmählig habe sich dieses ge — da, wo der Sinn des Verbums unverändert bestehen soll, wo folglich die übrigen Tempora dieser Vorsylbe ermangeln, an das Particip des Präteritums gedrängt und sei ihm seit Abschleifung der Flexion gewissermaßen unentbehrlich geworden.

Uebrigens wurde in der ältern Zeit selbst der neuhochdeutschen Sprache die Anwendung dieser Partikel häufig unterlassen, und namentlich hat Luther

auch in der Bibel durch das Weglassen dieser tonlosen Vorsylbe, wo es zweckmäßig und möglich war, den Wohllaut wesentlich gefördert. Aus demselben Grund pflegen auch die Dichter hie und da das ge— wegzulassen, weil es den Satz oft breit und schleppend macht und wir ohnehin so viele tonlose Sylben mit e haben.

Dieses Gesetz des Wohllauts und die Bequemlichkeit im Sprechen, namentlich wenn man schneller redet, führt von selbst dahin, daß dieses ge— im Munde des Volkes seinen Vokal ganz oder fast ganz verliert, und also ein bloßes g dem Anlaute des Verbums vorgesetzt und darnach gesprochen wird: g'ruf'n, g'fall'n, g'wollt, g'eilt. Aber die Sprache des gemeinen Mannes bietet nicht blos diese Kürzung, sondern läßt bei manchen Verbis das ge— im Particip des Präteritums ganz weg. Allgemein sagt man unter dem Volke: er ist gangen, kommen; dagegen: g'loff'n, g'fall'n; ebenso: er hat zankt, brüllt, dacht (oder denkt), pauft, tret'n, quält; während niemals gesagt wird: er hat holt, rufen, sagt, sondern hier allemal das g— (ohne daß der Vokal e hörbar wird) seine Anwendung findet; endlich: er hat g'ackert, g'essen, g'irrt, g'ord'nt (für g'ordnet), g'uzt; niemals: er hat ächzt, eilt, impft, opfert.

Daraus ergibt sich denn die einfache Regel: die Partikel ge— vor dem Particip des Präteritums wird in der mittelfränkischen Volkssprache weggelassen vor anlautender tenuis (p, t, k oder q) und media (b, d, g) und vor der einzigen aspirata z; dagegen wird ge—, doch ohne Vokal gesprochen, angewendet vor liquida (l, m, n, r), vor spirans (w, h, j, s) und aspirata (v, f*), wobei jedoch z ausgenommen ist, und vor allen Vokalen. Uebrigens ist die Ausnahme bezüglich der aspirata z doch nur eine scheinbare, da dieser Buchstabe für den Sprechenden nichts anders als ts ist, wobei also die vorantönende tenuis das Weglassen der Partikel veranlaßt, so daß man eigentlich sagen kann: Bloß vor tenuis und media bleibt das ge— im Particip des Präteritums weg, während es vor allen andern Buchstaben gesprochen wird.

Damit dürfte auch der Grund gegeben sein, aus welchem dieser Wegfall stattfindet. Um eine tonlose Sylbe zu beseitigen, was in der mündlichen Rede gern geschieht, spricht man das ge— im Particip des Präteritums ohne e; ist aber der anlautende Buchstabe eine tenuis, media oder die aspirata z, so kann man das g davor nicht ohne Vokal aussprechen; und will man nicht

*) Luther, der diese Regel auch befolgt, hat jedoch als Ausnahme davon: funden (Luk. 15, 6: ich habe mein Schaf funden); auch das Hilfszeitwort werden hat im Particip nie die Partikel ge.

die ganze Sylbe ge— sprechen, so bleibt nichts anders übrig, als diese Partikel ganz wegzulassen. Ueberall also, wo man g ohne Vokal aussprechen kann, gebraucht auch das Volk diese Partikel; wo dies aber nicht angeht, läßt es sie, um der Kürze und Bequemlichkeit willen, weg. So findet man auch hier in der Volkssprache nicht Zufall oder Willkür, sondern eine vernünftige Regel und Ordnung, deren sich freilich das Volk nicht bewußt ist, während es doch richtig fühlt, was und wie man in jedem gegebenen Fall sagen kann und wie nicht.

R. A. R.

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, Freunde mundartlicher Forschung um dergleichen Erörterungen grammatischer Erscheinungen auf ihrem Gebiete hiemit zu bitten. So wäre es z. B. von besonderem Interesse dieses participiale ge— nach allen Seiten hin durch die verschiedensten Dialecte zu verfolgen.

Der Herausgeber.

Fremde Eigennamen germanisiert.

In der ältern Zeit, als der Sprachgeist noch lebendiger und kräftiger war, haben unsere Vorfahren die Wörter, die sie aus fremden Sprachen annahmen, so umgebildet, daß sie als deutsche erscheinen, wie z. B. schreiben von scribere, segnen von signare, opfern von offerre. Häufig machten sie es mit fremden Eigennamen ebenso, daß sie ihnen eine deutsche Gestalt gaben. Hieher gehören z. B. die im Mittel- und eine Zeit lang noch im Neuhochdeutschen häufig gebrauchten: Cantelburg für Canterbury, Bern oder wälsch Bern für Verona, Langenbocken für Languedoc, Schalen für Chalons, Cammerich für Cambray, Tornach für Tournay, Antorf für Antwerpen; während einzelne noch üblich sind, wie: Mailand für Milano, Cöln aus Colonia, Mainz aus Moguntia. Am sonderbarsten aber von allen diesen Umbildungen fremder Eigennamen klingt die Verdeutschung von Cap Finisterre in Finsterstern, welche schon mittelhochdeutsch und lange noch im Neuhochdeutschen gebraucht wurde; vergl. Ziemann's mhd. Wörterbuch: „Finsterstern, cap finisterrae, St. Jakob in Galizien;" — Schmeller's bayer. Wörterbuch III, 658: »Zum Finsterstern (Dasypodius), celticum promontorium, das Cabo Finisterre, caput finisterrae, in Gallicien«, — der dazu folgende Stelle in Bezug auf die Wallfahrt nach St. Jakob anführt:

»XI Meil hastu noch zu gan wol in sand Jacobs Münster,
XIV Meilen hinhinter paß zu einem stern heißt finster.«

Und in demselben Band p. 164 gibt Schmeller aus Wig. Hund in seinen histor. Anmerkungen Folgendes: »Der Ritter seind viererley: 1) des heiligen Grabs die würdigsten, 2) St. Catharinen-Bergs und finstern Sterns die thewresten, 3) auf der Tyberbruckhen in Krönung eines Röm. Kaisers die besten, 4) in Stürmen und Schlachten die gestrengesten. Die fünften seind, wann ein römischer König erwählt wird, die nennt man Ritter ohne Müeh.«

Diese naive Verdeutschung eines fremden Ausdrucks mit ziemlicher Anschmiegung an den Klang des ursprünglichen Wortes hat sich wenigstens bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts erhalten, denn auf dem Kirchhofe zu St. Rochus bei Nürnberg findet sich aus dieser Zeit auf dem Grabe Nr. 443 eine Erztafel mit folgender Inschrift: »Der mannhafft Hans Schütz, geweßner Kriegsmann vor der Stadt Lisabona in Portugal vnd vff der Insel Terzera hinterm finstern Stern, jetzund Wirth zum schwartzen Adler, Anna sein Ehewirtin vnd Hans Oerttel, polnischer Vfflader, Magdalena sein Ehewirtin, iter aller beder Leibserben vnd Nachkommen Begrebtnus. 1606.«

Sollte das Volk mit diesem geographischen Namen Finsterstern denselben Begriff, der in Finis terrae liegt, verbunden und also sich darunter einen Ort gleichsam am Ende der Welt gedacht haben, was wahrscheinlich ist, so dürfte man hieher auch ziehen den jetzt noch zu Waltershausen bei Königshofen im Grabfeld, im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, üblichen Namen: Finsterstern, den der am äußersten Ende der Ortsmarkung, ganz am Wald liegende Acker führt, der somit als das finis terrae Walterahusanae bezeichnet wäre. Doch soll dies nichts weiter als eine Vermuthung sein, indem diese sonderbare Benennung jenes Ackers auch einen andern Ursprung haben kann.

N. K. K.

Der Volkssuperlativ
im Hennebergischen.

Wenn die Cultursprache den Superlativ der Beiwörter vorzugsweise durch die Bildungsform »st« oder durch abgeschwächte Formwörter wie »sehr« u. a. bildet, so geschieht dies zwar auch in der Volkssprache, doch in gerin-

germ Grade; weit mehr vollzieht diese das Maximum der adjectivischen Steigerung durch Verbindungen, die auf Anschauung und lebendigem Gefühle beruhen und dadurch giebt sie dem Ausdruck ebensoviel Frische und Färbung als Kraft und Faßlichkeit. Besonders ist dies der Fall, wo die Steigerung durch ein Hauptwort, Beiwort oder Zeitwort, das sich mit dem zu steigernden Adjectiv zu Einem Worte verbindet, gebildet wird. Da diese Steigerungsart nach Inhalt und Form die bedeutsamste ist, so stellen wir sie hier voran; eine zweite, an Umfang und Wirkung geringere, mit der Culturſprache verwandtere Bildung des Volkssuperlativs lassen wir folgen.

Die Verbindung oder Zusammensetzung der Adjective mit Nennwörtern, Beiwörtern oder Zeitwörtern als Steigerungsform geschieht unter drei Beziehungen: entweder wird ein Adjectiv durch ein solches Object verstärkt, in welchem sich der Inhalt desselben als höchster, reinster, stärkster Gegenstand für die Anschauung darstellt, wie grasgrün; oder es wird die Verstärkung des adjectivischen Inhalts durch die Wirkung des mit dem Adjectiv verbundenen Objects gewonnen, wie blitzblau; oder es wird endlich im letztern das Ziel geschaut, wohin der adjectivische Inhalt gesteigert werden kann oder gesteigert worden ist, wie todmüde, speckfett. In allen drei Beziehungen indeß ist stets der mit dem Adjectiv verbundne Gegenstand ein concreter und somit der unmittelbaren Anschauung entnommen, wodurch die große Wirkung, welche solche Formen auf Gemüth und Phantasie ausüben, erklärlich wird. Zudem haben sie neben ihrem frischen, lebendigen Inhalt noch einen kräftigen, oft melodischen Klang, der dem Ohre wohlthut und dem Gedächtniß zu gut kommt. Beides, Bedeutung und Klang, werden überdies dadurch verstärkt, daß der Objecte mehrere, natürlich dem Sinne nach verwandte, wo möglich alliterirende mit dem Adjectiv verbunden werden. Die im Henneberger Volke am häufigsten vorkommenden derartigen Formen sind folgende:

1) krachsauer
stechsauer
stechkrachsauer
kirrsauer
kirrkrachsauer
essigsauer
kittsauer
salzsauer
zuckersüß
honigsüß
zuckerhonigsüß
kläsüß (klebsüß)
gallbitter
höllenbitter
weidenbitter
gallweidenbitter

2) blutroth
feuerroth
klitschroth
feuerklitscheroth
funkelroth
feuerfunkelroth

fuchsroth
fuchsfeuerroth
kirschroth
blitzroth
rosenroth
fleischroth
glotzgál (glotzgelb)
quittegál
glotzquittegál
goldgál
bippiggál
citronengál
gießgál
ginzelgál (ginstergelb)
gruselgál
grünbippiggál
schwefelgál
blüthenweiß
riselweiß
blühriselweiß
schneeweiß
schneehagelweiß
schneeblühweiß
schneeblühriselweiß
schneeblüthenriselhagelweiß
kreideweiß
schneekreideweiß
schlossenweiß
schleierweiß
schnetterweiß
käsweiß
silberweiß
helllicht (Adj.)
lichterloh
helllichterloh
sternhell
glockenhell
sternglockenhell
taghell
tagglockenhell
wasserhell

kitzgrau
klitzgrau
aschgrau
eisgrau
todtenblaß
leichenblaß
sammtbraun
schwarzbraun
zimmtbraun
nelkenbraun
kirschbraun
nußbraun
grasgrün
rautegrün
stahlgrün
steingrün
blitzblau
blitschblau
blitzdunkelblau
himmelblau
veilchenblau
kitzblau
brandschwarz
kesselschwarz
kohlschwarz
pechschwarz
rabenschwarz
pechkohlschwarz
pechrabenschwarz
pechkohlrabenschwarz
brandkohlkesselschwarz
rippelschwarz
rappelschwarz
kohlrippelschwarz
kohlrippelrappelschwarz
erdenschwarz
pecherdenschwarz
kohlerdenschwarz
stocknacht
sticknacht
platznacht

stickplatznacht
rabennacht
pöpelnacht
kuhfinster
platzfinster
stickfinster
stockfinster
stockrabenfinster
3) speckfett
spickfett
schneckenfett
schwappelfett
hagedürr
hundsdürr
schinddürr
schindhagedürr
rippeldürr
rappeldürr
rippelrappeldürr
klapperdürr
klipperklapperdürr
knochendürr
klingdürr
rackendürr
zaundürr
zaunrackendürr
rasseldürr
spindeldürr
sprinzeldürr
hundemager
runzelalt
steinalt
dotterweich
butterweich
breiweich
kröteweich
lederweich
matschweich
patschweich
seidenweich
sammtweich
schnitzweich
kitzkatzegrob
beinhart
bickelhart
haßhart
knochenhart
knopphart
knopperhart
pockelhart
prasselhart
schnapphart
schnappprasselhart
steinhart
stein- und beinhart
bickelfest
feuerfest
handfest
wetterfest
brühheiß
siedenheiß
brühsiedenheiß
glühheiß
höllenheiß
siedhöllenheiß
kochheiß
badewarm
badelwarm
brudelwarm
brutzwarm
lauwarm
maulwarm
wedelwarm
beißkalt
eiskalt
zitterkalt
eiszitterkalt
glimmerkalt
zitterglimmerkalt
glitzerkalt
hundskalt
duftkalt

britschnaß
südnaß
träschnaß
trischnaß
träschsüdenaß
triefnaß
gonkelnaß
triefgonkelnaß
pfatschnaß
triefpfatschnaß
pfatschsüdenaß
pfitschnaß
patschnaß
sucknaß
säunaß
sucksäunaß
salztrocken
spiegelglatt
spiegelblank
4) höllenreich
blutarm
bettelarm
kirchenarm
spendarm
faselnackt
splitternackt
splitterfaselnackt
fasernackt
rattenkahl
ruppskahl
ruppsrattenkahl
todkrank
sterbenskrank
todsterbenskrank
hundsmüd, hundemüd
erdmüd
hunderdnmüd
schlagmüd
schlagerdnmüd
todmüd
todtschlagerdnmüd
schachmatt
hundsschlecht, hundeschlecht
brechübel
speiübel
hundsübel, hundeübel
hundselend
hundskarg, hundekarg
hundssauer, hundesauer
höllensauer
mutterallein
sternallein
muttersternallein
seelenallein
sternseelenallein
kreuzsternseelenallein
sternkreuzallein
muttersternkreuzallein
funkelneu
nagelneu
funkelnagelneu
glühneu
spurneu
spurnagelneu
blutjung
lammjung
hummeltoll
hundetoll
kreuztoll
männertoll
kreuzmännertoll
tolldreist
wunderselten
leutstutzig
leutscheu
lichtscheu
menschenscheu
hirndumm
heudumm
hornissendumm
ochsendumm
hirnochsendumm

heuochsendumm
saudumm
stockdumm
strohdumm
heustrohdumm
bohnenstrohdumm
altklug
supperklug
neugescheid
siebengescheid
grundgescheid
maulfaul
mundfaul
mistfaul
stinkfaul
stinkmistfaul
muckstill
mäuslestill
muckmäuslestill
piepstill
stockstill
maustodt
mausverrecktodt
gänsegiftig
hühnergiftig
hühnerdrecksgiftig
etterbessig
wetterlaunisch
blutröhlich
blutrüstig
kreuzlahm
lendenlahm
kreuzlendenlahm
landfremd
wildfremd
bocksteif
ledersteif
bockledersteif
baumstark
nagelfest
niedfest
wiedfest
niednagelfest
niedwiednagelfest
wasserschlündig
kerngesund
eichelgesund
kerneichelgesund
eichelfrisch
kernfrisch
kerneichelfrisch
kreuzkrumm
rasselkrumm
schnurrasselkrumm
donnerschlächtig
mannschlächtig
schneeblind
stockblind
starblind
starstockblind
hechelderb
saugrob
sackgrob
säusackgrob
fuchswild
teufelswild
fuchsteufelswild
kreuzwild
bodebös
bodebodnbös
bitterbös
bitterbodenbös
grundbös
grunderdebös
grundfalsch
grunderdenfalsch
lammfromm
muckfromm
beergut
herzegut
engelsgut
freßlieb

herzlieb
herzgoldenlieb
freßgern
spinnefeind
todfeind
toderdefeind
hundsgemein
kreuzbrav
kreuzfidêl
kreuzwohl
sauwohl
himmelangst
hörnerangst
himmelhörnerangst
hörnerangst und bang
hänkangst
scheißangst
dicksatt
pumpsatt
sticksatt
stinksatt
dicksemmelsatt
dickgepomptsatt
gepauktsatt
dickgepauktsatt
kugelrund
hullerrund
klipperklein
pipsklein
winzigklein
klipperwinzigklein
armsdick
daumedick
faustdick
hagelsdick
halmsdick
hecheldick
knütteldick
klotzdick
rammeldick
klotzrammeldick
mannsdick
spândünn
kerzegrad
schnurgrad
bettelwinzig
kleinwinzig
vierschrötig
krötebreit
pritschbreit
handsbreit
spannweit
höllenweit
himmelweit
deckenhoch
dreikäshoch
haushoch
heckenhoch
käshoch
maushoch
federleicht
schableicht
hellmäßig
henkersmäßig
fingerlang
fußlang
gliedslang
ellenlang
ellenbogenlang
nasenlang
handlang
spannlang
lausgroß
ebevoll
geschüttvoll
geschwappeltvoll
ebegeschwappeltvoll
getretenvoll *)
kreideleer

*) Die Verstärkungswörter von voll sind im Sinne des Volks als zusammengesetzte Adjective zu betrachten.

Wer die hier gegebenen Formen mit Aufmerksamkeit überblickt, wird sicher, wie uns dünkt, außer dem bereits oben Angegebenen noch als ein höchst bedeutsames Moment die ebenso rege als reiche sprachbildende Phantasiethätigkeit anerkennen müssen, die hierin das Volk beurkundet. Beachtet man, in wieviel manchfache Beziehungen die meisten Adjective gebracht sind, — man denke nur an »hart, dürr, weiß, naß,« u. a.; — beachtet man ferner, wie sehr aus eben diesen Beziehungen hervorgeht, daß das Volk eine lebendige und scharfe Anschauung der Eigenschaften und Zustände all der Dinge besitzt, mit denen es verkehrt, — wir erinnern unter den vielen hieher gehörenden Fällen an einen, an die vielseitige Auffassung des Hundes in hundsdürr, hundselend, hundsgemein, hundskalt, hundskarg, hundsmager, hundsmüd, hundssauer, hundsschlecht, hundstoll, hundsübel, — beachtet man dies: so muß man sich freuen, daß in der Flüßigkeit und Bildsamkeit der Sprachformen, die sich das Volk in seinen Mundarten bis zur Stunde erhalten hat, eine lebendige Quelle vorhanden ist, aus der die Culturſprache sich erfrischen und bereichern kann.

Die zweite Lieblingsart, welche das Volk anwendet, um die höchste Steigerung des adjectivischen Inhalts zu bewirken, besteht in dem Gebrauch vieler beziehungsreicher, noch begrifflich flüßiger Umstandswörter, wohin namentlich gehören: arg, außerordentlich, einzig, entsetzlich, furchtbar, gewaltig, gräßlich, grimmig, gut, häßlich, höllisch, hübsch, mord, mordalisch, mordio, rasend, recht, schön, schwin, tüchtig, will, ungeheuer, überaus, durch und durch, über und über, weit nein u. a. Die meisten dieser Formen lassen leicht aus ihrem Inhalt die Erklärung ableiten, warum sie verstärken; bei mehrern indeß, wie bei »schwin langsam, ungeheuer gut, will hüsch (hübsch), mord lieb, höllisch fromm, arg froh« scheint dies nicht auf den ersten Anblick der Fall zu sein und doch hat es genau genommen mit diesen keine andre Bewandtniß als mit jenen. Um nicht bei ihrem Gebrauch entweder eine contradictio in adjecto oder eine Härte zu finden und dadurch dem Volke, das bei aller seiner sprachlichen Bildung ebenso auf lebendige als auf klare Fassung und kräftige Ausdrucksweise ausgeht, großes Unrecht zu thun, müssen wir vor Allem Folgendes ins Auge fassen. Die ursprüngliche Anschauung der Naturgegenstände nach deren verschiedenen Aeußerungen in Raum und Zeit gab dem Menschen das Bewußtsein und Gefühl von der alles bewältigenden, immensen Stärke der Natur und gleichviel, ob diese Aeußerungen Furcht oder Vertrauen einflößten, sie lagen mit ihrer Macht weit über alles menschliche Maß und Vermögen hinaus und man bezeichnete sie mit den geeignetsten Ausdrücken: ungeheuer, gewaltig, furchtbar u. s. f. Aber weil von dem noch unentwickelten

Bewußtsein das Körperliche und Geistige nicht getrennt, vielmehr in jeder feindlichen Naturerscheinung alle gefürchteten, in jeder günstigen alle gesegneten Kräfte als Eine Gewalt wirkend gefaßt werden, so müssen auch die Ausdrücke, womit man ursprünglich die Wirkungen dieser Erscheinungen bezeichnete, die Kräfte des Körperlichen und Geistigen zugleich andeuten und sich überhaupt zu allgemeinen Kraftmessern der in die Empfindung des Volks tretenden Ereignisse gestalten. Selbst die Formen »über und über, durch und durch, weit nein« stellen sich unter diese Kategorie. Wenn der Bergstrom die Thalsohle braußend überfluthete, wenn die Hitze und das Feuer oder wenn die Kälte, der Sturm und der Regen sich in ihrer größten Kraft geltend machten, so sprach man dort, »über und über«, hier »durch und durch« und verband damit in gleicher Weise wie bei allen anderen Naturerscheinungen ursprünglich den stärksten Grad ihrer Wirksamkeit und somit die höchste, dem menschlichen Bewußtsein bekannte Kraft. Und diese anfängliche Bedeutung haben die oben genannten Formen im Volke noch zur Stunde.

Es gab dieser Formen übrigens früher mehr, als wir jetzt im Volke finden; aber auch die untergegangnen, nur noch in Schriften erhaltnen bestätigen die Wahrheit der ausgesprochnen Behauptung. Wenn man früher sagte: »gut lang, gut keck, grob grün« und jetzt nur noch selten »gut satt« vernimmt, so werden wir für die Erklärung dieser superlativischen Ausdrücke leicht in dem Obigen den rechten Schlüssel finden, wenigstens ebenso leicht, als die noch gäng und gäben Formen: »will hüsch, schwin hüsch, mord hüsch, schrecklich gut, hüsch kalt, schrecklich gut«. Schmeller hält »will schön« für Ironie. Freilich citirt er dabei nur den Pater Abraham, der wild närrisch und wild schön gebraucht, beachtet dagegen den im Volke weit verbreiteten Gebrauch dieser Form nicht. Dies mag auch den sonst so besonnenen, höchst verdienten Sprachforscher zur Annahme einer Ironie verleitet haben. Würde »wild schön" vom Volke ironisch gebraucht, so müßte dies auch bei »mord schön«, selbst bei dem vorkömmlichen »häßlich schön« der Fall sein. In den Formen »wild schön, mord schön und häßlich schön« haben wir wie in furchtbar oder ungeheuer schön nichts andres als dynamische Messer oder höchste Kräftemaße; dasselbe gilt auch von den, Vielen als wunderbar erscheinenden Ausdrücken »schwin hüsch, schwin garstig, schwin heiß, schwin kalt, schwin gut u. s. f. Schwin oder schwind (geschwind) führte stets in seinem Begriff die Stärke, sowohl die physische als die intellectuelle. Denn wie das Volk mit dem Begriff langsam die leibliche und geistige Trägheit verbindet, so mit der Raschigkeit die körperliche und geistige Kraft. Deßhalb sagte man früher vollkommen richtig ebensowohl »geschwinde Köpfe, geschwinde Practiken« für

kluge Köpfe und kluge Practiken, als auch schwinder Schlag und schwinde Schmerzen für heftiger Schlag und heftige oder starke Schmerzen. Und in diesem Sinn hat das Volk sich sein »schwin« erhalten.

Meiningen. **Prof. G. Brückner.**

Literatur.

Fortsetzung und Ergänzungen zu P. Trömel's Literatur der deutschen Mundarten.

69ᵃ **Dr. Adalbert v. Keller.** Bitte um Mitwirkung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes. Tübingen, 1854. 1 Blatt. 8.

113ᵇ **J. Thaler.** Tirols Alterthümer in dessen geographischen Eigennamen, in: Neue Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Bndchn. 11 und 12 (Innsbr. 1845. 46. 8.), S. 1—48 u. 1—130.

113ᶜ **J. F. Vonbun.** Volkssagen aus Vorarlberg. Wien, 1847.

113ᵈ Ueber die Sprache in Passeier in: **Beda Weber**, das Thal Passeier und seine Bewohner. Innsbr. 1852. S. 273 ff.

127 **Franz Stelzhamer.** D'Ahnl ꝛc. 2. Aufl. Wien, 1854. 8. 154 Seiten.

151ᵇ **Anton Baron v. Klesheim.** Von der Wartburg. Eine Taubenpost in Liedern. Berlin, 1855. 8. 136 Seiten.

214ᵃ Ueber Abstammung und Sprache der Bewohner des Herzogthums Meiningen in Prof. **G. Brückner's** Landeskunde des Herzogth. Meiningen. Theil I. (Mein., 1851. gr. 8.) S. 313 ff.

215ᵃ Einige Sagen in Henneberg-Meininger ꝛc. Mundarten in: **Ludw. Bechstein**, der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes; Th. I—IV. Meiningen u. Hildburgh. 1835—38. 8. (namentlich: 16 Sagen in Steinbacher Mundart im Anhang zu Th. 4, S. 205—239) Desgleichen in: **Ludw. Bechstein**, Sagenschatz des Frankenlandes; Würzb. 1842. 8.

216ᵃ **Ludw. Schneider.** Gedichte in Henneberg-Meininger Mundart. Erstes Bdchn. Schleusingen, 1848. 8. 76 Seiten.

232ᵃ **Carl Pohle.** Der Traum; Nassauer Nationalposse in einem Akt, im Beiblatt zum Nassauischen Zuschauer; 1848. Nr. 19—23.

255ᵃ Ueber die Sprache der Thüringer in: **Ludw. Bechstein**, Thüringen in der Gegenwart. Gotha, 1843. 8. S. 34—40.

264 **Ferdinand Döring.** Gedichte ꝛc. Zweite, vermehrte u. verbeß. u. m. e. Wortregister versehene Aufl. Leipzig, 1835. 8. 132 Seiten.

269ª Gedichte der launigen Bauerfrau (in obersächsischer Mundart; erst in Einzelblättern, später gesammelt). Leipzig, 1844. ff. 8.

274ª **Dr. Friedrich Pfeiffer.** Aufforderung zum Stoffsammeln für eine Bearbeitung der deutsch-schlesischen Mundart. Breslau, 1854. 8. 15 Seiten.

309 **Theod. Vernaleken** ꝛc. Bemerkungen dazu in Herrig's Archiv ꝛc. Bnd. 15 (Elberfeld 1854. 8.), S. 363.

309ª **H. G. Ehrentraut.** Friesisches Archiv. Beiträge zur Geschichte der Friesen und ihrer Sprache, auch der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. II. Bnd. Oldenb. 1854. XIII u. 438 Seiten.

309ᵇ Alte gute plattdeutsche Sprüchwörter, die noch immer wahr sind, in G. Kühne's Europa, 1854. Nr. 94.

321 **Wilh. Bornemann.** Plattdeutsche Gedichte. Aus den hinterlassenen Handschriften des verstorb. Dichters gesammelt und herausgeg. v. Carl Bornemann. 6. Aufl. Berlin, 1854. 8. XI u. 390 Seiten.

356ª Junker Jost v. Hochstedt, thüring. Sage im Dialekt des Unterharzes, in: Ludw. Bechstein, deutsches Museum für Gesch., Literatur, Kunst und Alterthumsforschung. Bd. I (Jena, 1848. 8.) S. 221—226.

385ª Hamborgsche Buurspraak van dem Jahr 1594. Naa dem oolden Original afdrückt, wonaa se alle Jahr afläsen is. Mit Anmarkungen versehen vam Docter un Protonotarius Anderson. 8.

386ª **Arend Warmund.** Dat Sassische Döneken-Bôk sammed tor Tyd-Körtinge. Hamborg, 1829. 8. 391 Seiten.

395ª Das plattdeutsche Element im Schleswig'schen in den Blättern für literar. Unterhalt. 1854. Nr. 15.

420ª Hei was in't dörp. Genrebild aus dem All- u. Sonntagsleben Reiderlands. Bremen, 1853. 8. $^1/_2$ Bogen.

422ª **Fritz Reuter.** Läuschen und Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburg.-vorpommerscher Mundart. 2. durchgesehene, verbeß. und verm. Aufl. Anclam, 1854. 8. XII und 306 Seiten. (Erste Aufl. 1853.)

Zukünftiges.

Herr **Joseph Bergmann**, k. k. Rath, Custos des Münz- und Antikencabinets und der Ambraser Sammlung in Wien, ist damit beschäftigt,

J. Andr. Schmeller's cimbrisches Wörterbuch der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen von Vicenza und Verona (vgl. Trömel, Nr. 169)

aus dem handschriftlichen Nachlasse dieses hochverdienten Sprachforschers zum Druck zu befördern. Vgl. Neue Jahrbücher für Philologie u. Pädagogik, hgg. v. Kloß ꝛc. 67. Bnd. (Leipz. 1853), S. 118.

Der Herausgeber.

Als ich meine Literatur der deutschen Mundarten zuerst veröffentlichte, konnte ich mir nicht verhehlen, daß meinem Versuche noch zahlreiche Fehler und Auslassungen anhaften würden, deren Ergänzung und Berichtigung mir neben eigenen weitern Forschungen auch nur durch die freundliche Beihülfe Anderer möglich sein werde. Mit Dank und Freude muß ich bekennen, daß ich um solche Beihülfe nicht vergeblich gebeten hatte; es sind mir von den verschiedensten Seiten werthvolle Mittheilungen zugegangen, die ich alle bei einer beabsichtigten zweiten Ausgabe meiner Schrift sorgfältig benutzen werde. Da sich aber eine solche immerhin noch einige Zeit hinziehen wird, so gebe ich im Nachstehenden im Anschlusse an die Ergänzungen in den früheren Heften dieser Zeitschrift eine Auswahl des Wichtigeren aus den von mir gesammelten Nachträgen. Alle aber, die in der Lage sind, mir zu meinem Werkchen weitere Zusätze und Berichtigungen machen zu können, bitte ich freundlichst darum; jede, auch die geringste Notiz ist mir willkommen und wird die gewissenhafteste Benutzung finden.

Leipzig, 12. Dec. 1854. **Paul Trömel.**

31ª **J. Jak. Schneider.** Stimmen aus dem Volke; ein ländliches Gedicht in allemannischer Mundart über Volkssouveränetät, Preßfreiheit ꝛc. Basel. 1832. 8.

34ª **L. F. Dorn.** Die drei Schwestern Margaretha, Chrischona und Ottilie, ein allemannisches Gedicht. Basel. 1852. 8.

34ᵇ (**Buchhändler König.**) Jungfernbasen-Gespräch zwischen den ehrsamen und tugendhaften Jungfrauen Anna Maria Spitznäsel und Katharina Barbara Krumhälsel. 1814. 8. 4 S.

34ᶜ Neues Fraubasen-Gespräch zwischen der Frau Bas Kutzlererin und der Frau Bas Ziwelmännin während und nach der Blokade von Straßburg. 4. 7 S.

35ᶜ **Ehrenfried Stöber.** Gedichte und kleine prosaische Aufsätze in Elsasser Mundart. Straßburg. 1829. 8.

52ª (Basel.) **Abel Burckhardt.** Kinder-Lieder. Eine Weihnachtsgabe für die Kinder und Mütter der Heimath. Basel. 1845. 4.

51ᵃ **Arn. Halder.** Reimereien in Appenzellischer und St. Gallischer Mundart. 2. Aufl. der »Poetischen Versuche.« St. Gallen. 1854. 8. 1 Bl., 32 S.

69ᵃ **Niethammer.** Bemerkungen über das der schwäb. Mundart vorzugsweise eigene Unterscheiden in der Aussprache der Doppellaute. (Ort ?) 4.

69ᵇ Gespräche zweier Landleute und ihres Pfarrers über die neue Constitution. o. O. 1817. 8. 8 S.

75ᵃ Debatten auf dem Rathhause zu Schwabenheim über die Errichtung einer Hülfsleihkasse. Im schwäb. Dialect vom Verf. der Repräsentanten-Wahl. Heilbronn a. N. 1826. 8. 14 S.

81ᵃ Der Bauer beim Schillerfeste 8. Mai 1839. Im schwäb. Dialecte von Grawen. 2. Aufl. Stuttgart.

113ᶜ **C. v. L(uterotti.)** Gedichte im Tiroler Dialecte. Innsbr. 1854. 8. VI, 391 S.

132ᵃ **Ant. Gartner.** Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart, eingeleitet von Adelbert Stifter. Pesth. 1848. 16. XVI, 144 S.

143ᵃ Die österreichischen Volksweisen, dargestellt in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und Alpenmelodien, gesammelt, herausgegeben und allen Deutschen gewidmet von Anton Ritter v. Spaun. Wien. 1845. 8. XVI, 113 S.

150ᵇ **Ant. v. Klesheim.** Frau'n-Kaeferl. Ged. in österr. Mundart. Dresden. 1854. 16. VIII, 151 S.

153ᵃ **Märzroth.** Lieder, Bilder und Geschichter, Gedichte in niederösterr. Mundart. Berlin. 1854. 8. IV, 83 S.

168ᵃ **Agostino Dalpozzo.** Memorie storiche delle popolazione alpine dette cimbriche e vocabolari de' loro dialetti. Vicenza. 1820.

171ᵃ **Gabriele Rosa.** Gli Abitanti de' VII. e XIII. comuni sull' Alpi Venete in Rivista Europea. (Milano. 8) Agosto e Settembre 1845. S. 226—37.

197ᵃ **H. Mosner.** Die Nürnberger Mundart aus hebräischer Quelle ꝛc. Nürnb. 1853. 8. S. 1—16.

230ᵃ **G. W. Pfeiffer.** Klänge und Lieder aus Frankfurt und Sachsenhausen. Den Freunden des Scherzes in heimischer Mundart dargebracht. 2. mit einer Wort- und Redensarten-Erklärung vers. Aufl. Frankfurt. 1854. 8. 2 Bl. 103 S.

244ᵃ **Jos. Müller.** Gedichte und Prosa in Aachener Mundart. Neue Folge. Aachen. 1853. 8. XVI, 144 S.

250ᵃ **P. Rath.** Hannickel. Gedicht in hunsrücker Mundart. (wo ?) 1842.

251ª J. F. Gangler. Lexikon der Luxemburger Umgangssprache (wie sie in und um Luxemburg gesprochen wird, mit hochdeutscher und französischer Uebersetzung und Erklärung. Luxemburg. 1848.

252ª H. Schütz. Das Siegenländer Sprachidiom. Ein Beitrag zur Kenntniß der deutschen Mundarten. Siegen. 1845. 4. 28 S. — Zweiter Beitrag. Siegen. 1848. 4. 24 S. (Programm.)

254ª J. H. Keller. Beyträge zu einem Idiotikon des Thüringer Waldgebirges. Jena 1819. 8. 54 S.

260ᵇ Die schlesisch-lausitzische Gebirgsmundart, und die frühern Bewohner des östl. Deutschlands in K. Preusker. Blicke in die vaterländ. Vorzeit. 2s. Bdchen. (Leipzig 1843. 8) S. 49—99.

Mit zahlreichen Dialektproben.

Zur Literatur der schwäbischen Mundart.

Mit den Ergänzungen zu Paul Trömel's fleißiger und verdienstlicher Schrift: »Litteratur der deutschen Mundarten« haben die Herausgeber dieser Zeitschrift S. 52 und 116 ff. bereits einen willkommenen Anfang gemacht. Ich gehe auf dem dort betretenen Wege fort, indem ich ebenfalls einige Nachträge gebe, und zwar, wozu mich die hiesige k. öffentliche Bibliothek ganz besonders in den Stand setzt, ausschließlich zur schwäbischen Mundart. Meine Ergänzungen betragen dreimal soviel als was von dieser Mundart bei Trömel Nr. 70—90 verzeichnet steht: ein redender Beweis, wie sehr die Bibliographie der deutschen Mundarten, sobald man Gelegenheit findet, an der Quelle zu schöpfen, in allen Theilen der Erweiterung fähig ist.

Die Hauptbibliotheken der einzelnen deutschen Staaten bergen eine Fülle von kleinern dialectischen Schriften, von denen eine Kunde nie über die engern oder weitern Grenzen gedrungen ist. Auf der Bürgerbibliothek zu Luzern z.B., die sich seit Jahren die Aufgabe gestellt hat, von der gesammten schweizerischen Litteratur eine vollständige Sammlung anzulegen, müßte sich eine ganz andere, unendlich reichere Bibliographie der Schweizer Mundarten herstellen lassen, als es Herrn Trömel, der sich bloß auf die gewöhnlichen bibliographischen Hilfsmittel angewiesen sah, möglich war.

Die nachfolgende Zusammenstellung ist zwar, wie ich wohl weiß, weit entfernt, ihren Gegenstand zu erschöpfen, indem sich die den größten Theil

derselben bildenden fliegenden Blätter, die Gelegenheitsschriften, diese flüchtigen Kinder des Augenblicks, der Aufmerksamkeit nur zu gern entziehen; doch wird verhältnißmäßig nicht gar zu viel fallen. Aus diesem Grunde glaubte ich aber, in der Angabe der Titel, der Drucker und Verleger ausführlicher und genauer sein zu müssen, als bei Schriften, die im Buchhandel sind, und schon in den Leipziger Katalogen stehen, nöthig wäre. Mit Ausnahme von drei Stücken (Nr. 40. 45. 46), die ich deshalb mit einem Sterne bezeichnet, habe ich alle in Händen gehabt, und kann daher für die Richtigkeit meiner Angaben stehen: sie befinden sich alle auf der hiesigen öffentlichen Bibliothek, ebenso die Nrn. bei Trömel 70. 72—82. 85—87. Ein paar schon von diesem, aber nicht ausführlich genug aufgeführte Schriften habe ich von neuem verzeichnet und zugleich eine streng chronologische Reihenfolge (vom ersten Auftreten eines Schriftstellers ausgehend, wogegen Trömel bei Weitzmann Nr. 80. 81. gefehlt) festgehalten.

Stuttgart im Dec. 1854. **Prof. Dr. Pfeiffer.**

1. **Seb. Sailer,** Die Schöpfung der ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe. In drei Aufzügen. Reutlingen. 1833. 8. 38 Seiten.
2. **Dionis Kuen,** der schönen Künste Beflissener und Buchdrucker, Gespräch zwischen dem Herrn Pfarrer Gottfried Wohlfart, und dem Gemeinde-Deputirten Peter Pfitzauf, Bauern in Grobenhausen. (Buchau) 1818. 8. 4 Blätter.
3. **Dionis Kuen,** Die Gartendiebe. Ein Lustspiel in drey Aufzügen in schwäbischer Bauernsprache. Buchau. 1819. 8. 50 Stn.
4. **Dionis Kuen,** Gedichte in der oberschwäbischen Bauernsprache, nebst der wörtlichen Uebersetzung in die hochdeutsche Mundart. Buchau, in der Fürstlich Thurn- und Taxischen Buchdruckerey gedruckt und verlegt von dem Verfasser. 1821. 8. 4 und 83 Stn. 2. Bändchen. Ebd. 1825. 8. VIII und 93 S.
5. **Dionys Kuen,** Gespräch über das Heirathen der katholischen Geistlichen zwischen den Bauern Johann Christlieb und Matthias Neidhart. In oberschwäbischer Bauernsprache. Buchau 1831. 8. 13 S.
6. **Dionys Kuen,** Die Judenbekehrung. Ein Gespräch in oberschwäbischer Bauernsprache zwischen den Bauern Ehrlich und Jakob Ernst, einem alten Juden, Marx Hitzig, und einem jungen Juden, Emanuel Gutmann. Buchau 1831. 8. 12 S.
7. **Dionys Kuen,** Die Erfindung des Braunbiers. Ein Gedicht in oberschwäbischer Bauernsprache. Buchau, 1831. 8. 8 S.

8. **Dionys Kuen**, Die Schnauzbärte, Sporn und Brillen, oder: Des Schreiners Baschti, ein Schreiber. In oberschwäbischer Bauernsprache. Buchau 1833. 8. 7 S.

9. **Joseph Epple**, Lehrer, Vermischte Gedichte in schwäbischer Mundart (S. 1—101) und in reindeutscher Sprache. Gmünd, in der Ritter'schen Buchhandlung 1821. 8. XII und 216 S. — Ebd. Druck und Verlag der J. Keller'schen Buchhandlung. 1842. 8. 128 S. (Die schwäbischen S. 1. 33—128) 2. Theil. Ebd. 1844. IV und 112 Stn. (Die schwäbischen S. III. IV, 45—112).

10. **Joseph Epple**, Lehrer in Gmünd. Vermischte Gedichte. Gmünd, 1826. Im Verlage bei J. G. F. Stief, Buchhändler. 8. 6 Blätter und 160 S. (3. Abtheilung. Gedichte in schwäbischer Mundart. S. 111—154). Zum Theil verschieden von den vorigen Sammlungen.

11. **Joseph Epple**, Lehrer in Gmünd, Antwort des Vaters auf das Sendschreiben seines Sohnes aus dem katholischen Schullehrer-Seminar in Gmünd. Gmünd, 1826. Gedruckt bei J. G. F. Stief. 8. 8 S.

12. **Joseph Epple**, Zwei Gedichte in schwäbischer Mundart. I. Gespräch zwischen Hans und Stoffel. Die Cholera betreffend. II. Der Geist in Stoffels Haus. Gespräch zwischen Veit und Michel. (Eine Beisteuer wider den Aberglauben). 1837. Im Verlage des Verfassers. 8. 23 S.

13. **Joseph Epple**, Das holländische Erbe, oder der Waldbruder am Bernhardsberg. Ein Gespräch zwischen Jokel und Jörg, im schwäbischen Dialekte verfaßt und allen Erbsinteressenten zum Troste zugeeignet von J. E. 1837. Im Verlage des Verfassers. 8. 16 S.

14. **C. Weitzmann**, Das am 31. August in Ulm abgehaltene Landwirthschaftsfest. Seiner Familie erzählt von einem Alpenbauer. Ulm, 1822. Zu haben bei Hack am goldnen Rad. 8. 15 S.

15. **C. Weitzmann**, Der Bauern-Kongreß in Poppelfingen, im schwäbischen Dialekte mit dessen Wörtererklärung. Ulm 1823. Zu haben beim goldnen Rad. 8. 43 S. — Ehingen 1828. Gedruckt und zu haben bei J. Franz Häfele. 8. 16 S. (ohne die Wörtererklärung).

16. (**C. Weitzmann**), Das Niklaus-Geschenk oder die wohlfeilste Art zu schmieren. Eine schwäbische Erzählung vom Verfasser der Hundskonferenz. Altdorf 1824. Gedruckt und zu haben bei J. Franz Häfele. 8. 12 S. — Ebd. 1832. 8. 8 S.

17. **C. Weitzmann**, Das Welt-Gericht oder der schwäbische Jupiter in seinem

Grimm. Eine tragi-komische Bauern-Oper in zween Aufzügen. Ehingen, 1826. Gedruckt bei J. Franz Häfele. 8. 54 S.

18. C. Weitzmann.*) Sämmtliche Gedichte. Vollständige, von dem Verfasser selbst revidirte Ausgabe. In drei Bändchen. Ludwigsburg, Druck und Verlag der C. F. Nast'schen Buchhandlung. 1829. 8. Bloß das dritte Bändchen — 176 S. — enthält die Gedichte in schwäbischer Mundart. 3. Aufl. Ebd. 1833. 12. (in einem Bande) 308 Seiten und 2 Blätter mit Register (S. 191—308: Gedichte in schwäbischer Mundart). — 4. Aufl. Reutlingen, Originalverlag von Fleischhauer und Spohn. 1839. 8. 419 S. (S. 261—414). — 5. Aufl. Ebd. 1842. 8. 419 S. (mit dem Bildniß des Verfassers).

19. C. Weitzmanns poetischer Nachlaß. Nebst einer Auswahl seiner beliebtesten rein deutschen und schwäbischen Gedichte, einer kurzen Biographie, und dessen wohlgetroffenem Bildnisse. Herausgegeben von (seinem Sohne) Friedrich Weitzmann. Stuttgart. Im Selbstverlage des Herausgebers. 1853. 12. 160 Seiten.

20. C. Weitzmanns auserlesene Gedichte sowohl in reindeutscher, als schwäbischer Mundart. Mit einer kurzen Biographie, seinem treuen Bildnisse und einer Wort-Erklärung. Herausgegeben von Friedrich Weitzmann. Stuttgart. Im Selbstverlage des Herausgebers. 1854. 12. 163 und 5 ungezählte Stn.

21. Debatten auf dem Rathhause zu Schwabenheim über die Errichtung einer Hülfsleihkasse. Im schwäbischen Dialekte vom Verfasser der Repräsentanten-Wahl zu Dipplisburg. Heilbronn am N. und Rothenburg ob der T. bey Joh. Daniel Claß. 1826. 8. 14 S.

Der Name des Verfassers dieser Schrift, der Schulmeisterswahl zu Blindheim u. s. w. (s. Trömel Nr. 72—79) soll Gottlieb Friedrich Wagner sein, der erst Schulmeister, später Schultheiß zu Maichingen im Oberamt Böblingen war.

22. Johann Martin St..., Würtembergisches Bauern-Gespräch, wegen zerschiedenen Ständen und Beschwerden, nach Schwäbischer Mund-Art, manches aus Erfahrung und Wahrheit von einem darunter Leidenden gedichtet. Es kommen darin redende und fragende Bauern vor: als: Simme, Jäckle, Michel, Casper und Häußle. Verfaßt von J. M. St. 1825. 8. 16 S.

23. Ottmar Heimlieb, Die Ohrfeige, oder Herzog Ulrich als Bauernknecht

*) Carl Borromäus Weitzmann, geb. 25. Juni 1767 in Munderkingen, gest. 30. Mai 1828 zu Ehingen.

zu Reicheneck. Ein Fastnachtspiel in 3 Aufzügen. Seinen Landsleuten zu Lust und Lieb in Schwäbischer Mundart abgefaßt. Reutlingen, bei J. J. Fleischhauer. 1830. 8. 32 S.

24. **Moriz Rapp,** (Dr., Prof. in Tübingen) Atellanen. Eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen, herausgegeben von Jovialis. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836. 16.

Nr. IV. Der Student fon Coimbra oder dé o'gleiché schwéstre. E schwäbischer shnåk in fierr act. S. 301—370. — Nr. V. Es Aristoffanés Acharner oder der séparât=fride. En atênishé comêdé in dé schwäbish sprach frei iberseʒt. S 371—413

Das erste dieser Stücke voll gesunden Witzes und Humors ist neben Sailers Gedichten wohl das Beste, was in der schwäbischen Mundart gedichtet wurde.

25. Der schwäbische **Bauer** auf der Reise zum Liederfeste nach Ulm. Der Vater. Die Mutter. Der Sohn. Ulm, 1836. Gedruckt und zu haben bei Ernst Nübling. 8. 8 S.

26. Des schwäbischen Bauers **Erzählung** von dem Liederfeste in Ulm. Bei seiner Nachhauskunft. Der Vater. Die Mutter. Der Nachbar Conrad. Ulm, 1836. Gedruckt und zu haben bei Ernst Nübling. 8. 8 S.

27. **Johannes Nefflen,** Schultheiß, Abgeordneter von Marbach. Der Vetter aus Schwaben. Schwabenbräuch und Schwabenstreich aus dem Leben gegriffen. Stuttgart 1837. P. Balz'sche Buchhandlung. 8. XII. und 362 S. — Neue, durchaus verbesserte und bedeutend vermehrte Ausgabe. Ulm, Verlag der Stettin'schen Buchhandlung. 1841. 8. XXII. und 470 S. (423—450. Erklärung des schwäbischen Dialekts, der Wörter u. s. w. — 451—470. Erklärung der Redensarten und Sprichwörter).

28. **Johannes Nefflen,** Der Orgelmacher aus Freudenthal in seiner guten Kameradschaft mit dem Vetter aus Schwaben. Mit musikalischen Zugaben. Nördlingen, Verlag der Beck'schen Buchhandlung. 1845. 8. XVIII. und 404 S. (Erzählungen, Gespräche und Gedichte).

29. **Gespräch** zwischen Hans und Christe, welche sich am Samstag nach der Geldabschätzung den 2. Dezember 1837 in einer Schenke in Ulm treffen. (In schwäbischer Mundart). Ulm, 1838. Druck und Verlag der Siler'schen Buchhandlung. 8. 8 S.

30. Der schwäbische **Deklamator** für frohe Zirkel. Motto: 'S ist doch a

närrisch Ding, kann's net begreifa! Ueber en Pfifferling könnet d'Leut keifa. — Stuttgart 1838. 16. 31 S.

31. **F. Grawen**, Der Bauer beim Schillerfeste, den 8. Mai 1839. Im schwäbischen Dialekte. 2. Auflage. Stuttgart. Gedruckt mit Gärtner'schen Schriften. 8. 16. S.

32. **F. Grawen**, Der Bauer bei der Illumination den 19. Juni 1839. Im schwäbischen Dialekte. Böblingen. Gedruckt mit J. G. F. Landbeckschen Schriften. 8. 19 S.

33. **(F. Grawen)**, Das Buchdruckerfest in Stuttgart. Gefeiert den 24. Juni 1840. Im schwäbischen Dialekte, vom Verfasser der Schrift: »Der Bauer beim Schillersfest.« Stuttgart, Buchhandlung von C. F. Etzel. 1840. 8. 15 S.

34. **(F. Grawen)**, Wie Christoph Blaufuß eine Kaltwasserheilanstalt besucht, einen halben Tag als Curgast darinnen verweilt und eine Beschreibung davon macht. Bauerngespräch in schwäbischem Dialekte von dem Verfasser der Schriften: Der Bauer beim Schillersfest rc. Calw, bei Keller, (ohne Jahr.) 12. 30 S.

35. **W. Hohschaid** (Hauber). Die Landstandswahl in Ehrhausen, im J. 1838. Schauspiel in 3 Akten, im schwäbischen Dialekte. Stuttgart. Gedruckt in der L. Hallberger'schen Buchdruckerei. 1838. 8. 40 S.

36. **Hansjerg Vollmer**, Das Buchdruckerfest zu Reutlingen, am 24. Juni 1840. Beschrieben von H. V., eines Bauern Sohn, von Betzingen. Reutlingen, zu haben bei J. J. Beck, Buchbinder und Antiquar. 8. 7 Seiten.

37. **Lygdner**, Gespräch über die Liederkränze und das Liederfest in Kirchheim, gefeiert an Jacobi 1840. im Gasthof zum Esel in Dippelshausen. Herrenberg, gedruckt bei Andreas Braun. 1840. 8. 19 S.

38. Der schwäbische **Bauer** am Buchdruckerfest in Ulm. Ulm, 1840. Druck und Verlag der Silerschen Buchhandlung. 8. 8 S.

39. **Guckkastenbilder** aus Stuttgart und Schwaben. Vierte Lieferung. (S. 54—58: das neue Schießhaus in Stuttgart und das Festschießen der Stadtreiter am 19. Mai 1841. — S. 63. 64. Hundszufälle. Ein Gedicht). Stuttgart. Im Verlag des Verf. G. F. Nord. Druck und Expedition von C. F. Mayer. 1841. 8.

40. **Wilhelm Wickel**, Das allgemeine Liederfest in Ludwigsburg, am 31. Mai 1841. In schwäbischer Mundart ausführlich beschrieben. 2. Aufl. Stuttgart 1841. 8.

41. **Wilhelm Wickel**, Bauerngespräch über das Maneuvre bei Heilbronn

und die orientalische Frage. 3. Aufl. Stuttgart, Verlag der Buchhandlung von J. Ullrich. 1841. 8. 36 S.

42. **Wilhelm Wickel**, Der Festzug der Württemberger am 28. September 1841, in schwäbischer Mundart ausführlich beschrieben. Stuttgart. Im Verlag des Verfassers. Gedruckt und zu haben bei Blum und Vogel. 8. 36. S.

43. **Wilhelm Wickel**, Die Ankunft des ersten Neckar-Dampfbootes in Heilbronn im Dezember 1841. In schwäbischer Mundart ausführlich beschrieben. Stuttgart. Gedruckt in der G. L. Friz'schen Buchdruckerei. 8. 14 S.

44. **Wilhelm Wickel**, (Florian Immergrün), Die Heerschau in Ulm im September 1843. In schwäbischer Mundart beschrieben. Stuttgart, zu haben beim Verfasser und bei Carl Hauber. 8. 16 S.

45. (**Wilh. Wickel**), Bauerngespräch über die Stuttgarter Becken-Verfolgung. Von Florian Immergrün. 2. Aufl. Dritter Abdruck. Stuttgart, bei Joh Ullrich. 8.

46. **Wilhelm Wickel**, Erinnerungen eines Janitschaaren an das allgemeine Liederfest zu Tübingen den 24. Juni 1843. Stuttgart. 8.

47. **Wilhelm Wickel**, Unterredung eines oberschwäbischen Bauern mit seinem Pferd, welches Hanns heißt, betreffend die Eisenbahn-Angelegenheit. Stuttgart. Im Verlag des Verfassers. Gedruckt und zu haben bei Blum u. Vogel. 1843. 8. 8 Stn.

48. (**Wilh. Wickel**), Der Stuttgarter Mezger schwere Noth. Seitenstück zur Stuttgarter Becken-Verfolgung. In schwäbischer Mundart beschrieben von Florian Immergrün. Zu haben bei Buchhändler J. Ullrich in Stuttgart (im Bazar). 8. 4 Stn.

49. (**Wilh. Wickel**), Auspfändung der Stuttgarter Bierbrauer. Anhang zur Becken-Verfolgung und der Metzger schweren Noth. In schwäbischer Mundart beschrieben von Florian Immergrün. Stuttgart. Zu haben bei G. L. Friz. 1843. 8. 8 Stn.

50. Der Schwäbische **Landmann** bei der Fahnenweihe in Berg, wie er bei seinem Zuhausseyn seine Begebenheiten und Betrachtungen erzählt. Ein heiteres Schriftchen in Schwäbischer Mundart. Stuttgart. In Commission bei R. Levi. Gedruckt bei C. F. Mayer. 1841. 8. 12 Stn.

51. **Samuel Pfefferkorn**, Der 28. September 1841 oder Michel, Stephe, Bäbele bei dem Jubiläum. In schwäbischem Dialekte. Stuttgart. In Commission bei Antiquar Levi. 1841. 8. 24 Stn.

52. **Carl Schill**, Das Königsfest zu Liebfürstenhaus, den 28. September

1841. Ländliches Gemälde in schwäbischer Mundart. Böblingen. Druck und Verlag von J. G. F. Landbeck. 8. 40 Stn.

53. **Gespräch** über das Jubiläum in Reutlingen den 30. October 1841. Personen: Ein Reutlinger. — Ein Pfullinger. — Ein Eninger. Ohne Druckort. 8. 7 Stn.

54. **Fr. Wüst,** Wie Frieder im Wirthshaus den Festzug der Württemberger erzählt. Gereimt in schwäbischer Mundart. Tübingen, bei C. Hopfer de l'Orme. 8. 18 Stn.

55. Hansjerg und Ammei von harum rerum (Dererdingen bei Tübingen) über das Pferdesleischessen im Waldhörnle bei Tübingen, den 23 Mai 1842, von einem Hippophagen. Reutlingen mit J. Raach'schen Schriften. 1842. 8. 8 Stn.

56. (**C. F. Kißling**) Trost-Epistel (in schwäbischer Mundart) an Michael Erbviel von Dummkopfsheim, welcher im Jahre des Herrn 1842, durch die fatale Lage des Metzgerschen Erbschaftsprozesses in Verzweiflung gerieth. Vom Verf. der geprellten Unterpfandsbehörde. Stuttgart. Verlag der Buchhandlung von J. Ullrich. 1842. 8. 7 Stn.

57. **Ueberblick** der schönen Thiere, welche bei dem landwirthschaftlichem Particularfest in Kirchheim u(nter) T(eck) am 31. Mai 1843 vorgeführt wurden. Recitirt in Schwäbischer Mundart von K. Stuttgart. Gedruckt in der P. Balz'schen Buchdruckerei. 1843. 8. 7 Stn.

58. **Jakob Dais** und **Carl Siegbert,** genannt Barbarossa, Der Vespertrunk im schwarzen Adler zu Klatschhausen, oder: Hans Jörg, Peter und Frieder im Gespräch über die württemberg'schen Eisenbahnangelegenheiten. Schwäb'sche Dorfscene. Motto: Bald braucht mer koine Rößle mai, Koin Wage und koin Schlitta! Jezt spannt mer Dämpf in d'Kessel nei, und so wurds fürsche gritte. Im Selbstverlag. Böblingen, gedruckt mit J. G. F. Landbeckschen Schriften. (1843) 8. 16 Stn.

59. **Carl Siegbert,** Hans Marte und Stoffel auf dem Liederfest zu Tübingen, den 24. Juni 1843. Ländliches Gemälde in schwäbischer Mundart von C. S. genannt Barbarossa. Böblingen. Gedruckt bei J. G. F. Landbeck. 8. 26 Stn.

60. Die **Eisenbahnfrage** in Knittelversen besprochen zwischen einem Schullehrer, einem Barbier und zwei Bauern, die im Rößle am runden Tische saßen. Reutlingen, zu haben bei J. J. Beck, Antiquar. 1843. 8. 15 Stn.

61. **Blasius Sturmwind,** Der Bauer auf der Eisenbahn. Ein heiteres Gedicht in schwäbischer Mundart von einem Filderbauern. Erzählt und

herausgegeben von B. St. Stuttgart, zu haben bei C. Hetschel. 8. 8 Stn.

62. **Willibald Launig**, Die Becken-Revolution, eine Neujahrs-Brätzel auf 1844. Stuttgart, zu haben bei Antiquar Levi, gedruckt in der Balz'schen Druckerei. 8. 10 Stn.

63. **Michele** und sein Weib oder lebende Bilder aus Stuttgart zum Lachen und Weinen. Ein Geschenk für 6 Kreuzer auf das Volksfest 1844. Stuttgart. Gedruckt in der C. F. Mayer'schen Buchdruckerei 1844. 8. 15 Stn.

64. **C. Weitzmann**, (pseud.) wie der schwäbische Bauer Hans Jockel Treumann im September 1846 eine Lustreise in die Residenz unternimmt, um dem erhabenen Königlichen Hochzeitpaare Glück zu wünschen. Ein Volksgedicht in Schwäbischer Mundart. Stuttgart. Zu haben Radlerstraße Nr. 6. gr. 8. 16 Stn.

65. **C. Waitzmann**, Hochzeitgedanken eines schwäbischen Landmannes bei der feierlichen Rückkehr unseres geliebten Kronprinzen Carl Friedrich Alexander von Würtemberg mit Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Kronprinzessin und Großfürstin Olga Nikolajewna von Rußland. Stuttgart (1846) ebd. gr. 8. 13 Stn.

Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarscher Mundart von **Klaus Groth**. Dritte, sehr vermehrte u. verbesserte Aufl., mit einem Glossar nebst Einleitung v. Prof. K. Müllenhoff. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke, 1854. 8. XXII u. 331 Seiten.

Es wäre wohl überflüssig, auch nur ein Wort des Lobes über die plattdeutschen Gedichte des Klaus Groth aussprechen zu wollen, welche bereits nicht nur in ihrer engeren Heimat, im Norden Deutschlands, sondern überall im Vaterlande so großen Beifall gefunden haben, daß schon, nach Verlauf von kaum 2 Jahren seit ihrem ersten Erscheinen, die dritte Auflage derselben nöthig geworden ist.

Nur auf die großen Vorzüge, welche diese neueste Auflage vor den früheren besitzt, möge hier noch besonders zur Empfehlung dieses Buches hingewiesen werden. Sie bestehen nicht allein in einem Zuwachs von etwa 20 neuen Dichtungen, sondern hauptsächlich in Dem, was Hr. Prof. K. Müllenhoff in Kiel, der einmal als Landsmann des Dichters, doch mehr noch als ein gründlicher Kenner unserer älteren Sprache und Literatur vollkommen dazu berufen war, für die sprachliche Ausstattung dieser Sammlung gethan, die dadurch für den Leser im Allgemeinen eine große Annehmlichkeit und für

den Forscher insbesondere jenen höheren Werth erhalten hat, durch den sie sich vor vielen ähnlichen Büchern auszeichnet und für welchen wir gerade hier ein Wort dankbarer Anerkennung laut werden zu lassen uns gedrungen fühlen.

Das früher auf 34 Seiten nur sehr nothdürftig zugeschnittene Glossar hat jetzt durch eine wissenschaftliche, besonders nach der etymologischen Seite hin gerichtete sorgfältige Bearbeitung fast den doppelten Umfang (S. 278 bis 331) gewonnen. Ebenso ist die Rechtschreibung in gemeinsamer Berathung mit dem Dichter und nach bestimmten aus der geschichtlichen Entwickelung der Sprache hergeleiteten Regeln und Grundsätzen geordnet worden, die in einer gedrängten Zusammenstellung (S. 259 — 277) dem Glossar als Einleitung vorausgeschickt sind.

So möge denn der Quickborn, dieser frische, lautere Quell norddeutschen Volkslebens, in dieser vortrefflichen Ausstattung zu den bisherigen Freunden noch viele neue sich gewinnen! Wir aber, die wir in jenen beiden Stücken einen sehr willkommenen Beitrag zur mundartlichen Forschung überhaupt erkennen, wollen diese Gelegenheit nicht versäumen, Dieß durch einige Vergleichungen der plattdeutschen Wörter aus den ersten Buchstaben des Glossars mit süddeutschen Mundarten darzulegen, und daneben auch, dem Wunsche des Hrn. Verfassers gemäß (s. S. 276), einige freundliche Andeutungen zu geben.

Affeilen, absegeln: — fränk. (scherzweise) für sterben.

Ahn, ohne, — das alte âne — klingt auch in einigen fränkischen Mundarten noch neben dem neuen **ohne** nach (âne Bədenk'n), sowie auch in der Zusammensetzung Â macht, für Ohnmacht, und in der Redensart â wèr'n (alt âne werden, los werden, wegbringen; neben âne sîn, entbehren, und âne tuon, um etwas bringen), die in der älteren Sprache einen Genitiv (auch einen vorausgehenden Accus.), in der neuen einen Accusativ erfordert. Vgl. Schmeller's bayer. Wörterb., I, 62. Schmid's schwäb. Wörterb., 20.

Banni, gewaltig, außerordentlich (= **unbändig**: unbändig groß, reich) vergl. mit bännig bei Schmeller, I, 176, zu welchem wahrscheinlich auch das ungestaltete **bockbeinig**, starrköpfig wie ein Bock, zu ziehen ist. Schmeller, I, 177. Stalder's schweizerisches Idiotikon, I, 130.

Belemen laten, gewähren lassen; — vgl. Anmerk. zu Herbort, 16633.

Birßen, vom Rennen des von der Hitze und Insecten gequälten Hornviehs; — **bisen**, **biesen**, **biesern** bei Schmeller, I, 208. Schmid, 70. Stalder, I, 174.

Bister, trübe, ungestüm (v. Wetter); finster, wild (v. Menschen; — Pfeiffer's Wörterb. zu Jeroschin, S. 136: bûste.

Bleß, m., weißer Streifen an der Stirn der Pferde und Rinder; — Schmeller, I, 238. Schmid, 72. Tobler's appenzellischer Sprachschatz, 56. und über das Adj. blas Pfeiffer's Wörterb. zu Jeroschin, S. 132.

Boßel, Kegelkugel; — bôßen bei Schmeller, I, 211.

Brand, m., fig. ein Rausch; — Schmeller, I, 261. Schmid, 91. Tobler 73.

Bräsel, m., ein kleiner, wichtiger Bursche; fränk. Brözel; — Bräschel, dicke, mehr als wohl beleibte Person weiblichen Geschlechts; fränk. Brätsch; ferner: braschet, broschet, aufgedunsen, dick; bratschig, breit, gequetscht; brazig, stolz, hoffärtig; Schmid, 92.

Bür, f., Hose; vgl. Buchsen; Schmeller, I, 148; Schmid, 103.

Däs, f., Schwindel; dußeln, schlummern; dâsig, dosen, dusen, duseln; Schmeller, I, 400 f. Schmid, 120. 122. (täsig, taub); Stalder, 269. 331. Tobler, 159.

Defti, derb, kräftig, tüchtig; — toff, toffig, tüffig, heftig, hurtig, gewandt; Schmeller, I, 433; diffig, hurtig, gewandt; Stalder, I, 282. Diefenbach, II, 605 f.

dippen; — vgl. tippen, tupfen; Tupf, Tüpfel; Schmeller, I, 452. Stalder, I, 327.

Dörnsch, Dönsch, f. n., Wohnstube, heizbares Gemach; — Dürniz, Schmeller, I, 398.

Drang, gedränge; — Schmeller, I, 414; Stalder, I, 296.

Drüssel, m., Schwelle; umgedeutet in: das Drischäufel, Trittschäufelein; vgl. engl. thresholt, niederd. Dreschhalt. Schmeller, I, 416.

Duts, Kröte; — die Dosch, Schmid, 134; Hebel (Karfunkel).

Der Herausgeber.

Aus dem Volk für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. Herausgegeben von **John Brinkmann.** Erstes Heft. Güstrow, Opitz u. Comp. 1854.

Der Verfasser spricht in der Einleitung von einem Amaranth und zeigt dadurch, wenn wir es nicht mit einem Druckfehler zu thun haben, daß er über Etwas aburtheilt, was er selbst gar nicht kennt. Gewiß aber täuscht uns kein Setzerversehen, wenn wir ferner aus der Einleitung herauslesen, wie der Verfasser sich zu rechtfertigen sucht, daß er in seiner Geschichte das bekannte, nach Form und Inhalt gleich treffliche Märchen vom Wettlauf des Hasen und des Swinegels auf der Burtehuder Haide noch einmal bearbeitet,

und zwar, wie er hofft, in eben so guter Darstellung und, wie er meint, mit richtiger aufgedrücktem Stempel sittlicher Rechtfertigung. Gewiß ist, wenn der Verfasser die Amaranth auch kennt, daß er vom wahren Wesen jenes Märchens nicht das Geringste begriffen hat, wenn er meint, seine Erzählung habe einen andern Berührungspunkt mit demselben, als daß zufällig auch ein Swinegel darin vorkommt. Die ganze Geschichte, die er unter dem Titel: »Dat Brüden geiht um«, über 24 Seiten ausdehnt, hätte sich in 24 Worten weit kurzweiliger geben lassen; denn sie enthält nur, wie ein Igel, den ein boshafter Fuchs in's Wasser wirft, um ihn ertrinken zu lassen, diesem, als er in seinem Bau von Jägern angegriffen wird, mit seinem Stachelrücken die Ausgangshöhle verstopft und so sich rächt. — Meinen wir nur nicht, weil wir zufällig plattdeutsch sprechen, daß wir gleich auch so schreiben können. Zum Schreiben überhaupt gehört Witz und zum Plattdeutschschreiben plattdeutscher, nicht bloß ein å statt eines a.

Läuschen un Riemels. Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart von **Fritz Reuter.** — Zweite durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage. Anklam, W. Dietze, 1854.

Fritz Reuter hat plattdeutschen Witz und darf deshalb auch so schreiben. Hat doch auch sein treffliches Büchlein durch eine zweite Auflage sich selbst genug gerechtfertigt. — Die Witze und Schwänke, welche er in seinen »Riemels« behandelt, sind zwar nicht sämmtlich originell, doch stets so unbefangen und frisch erzählt, daß sie gleichen Eindruck hervorbringen. Das Buch bildet ein nicht unwürdiges Seitenstück zu Klaus Groth's »Quickborn«, von dem es jedoch völlig verschieden ist. Denn während Groth mehr die zarten, tiefliegenden Saiten anschlägt, die im unverdorbenen nordischen Volksgeiste unter rauher Hülle verborgen liegen und selten zum Vorschein kommen, schöpft Reuter mehr von der Oberfläche den Humor, der im alltäglichen Leben sich umhertreibt, aber nicht minder wahr und naturwüchsig ist. — Sprachforscher würden aus dem Buche mehr Gewinn ziehen, wenn die Worte mehr nach ihrer Abstammung, als nach dem bloßen Laute geschrieben wären. Auch ist der Dichter nicht immer treu in sprachlicher Beziehung und scheut sich manchmal nicht, ein Wort, einen Laut nach dem Bedürfnisse des Reimes oder Taktes umzuändern.

E.

Dr. Friedrich Pfeiffer: Aufforderung zum Stoffsammeln für eine Bearbeitung der deutsch-schlesischen Mundart. Breslau, 1854. 1 Bgn. 8.

Wer etwa noch daran zweifeln wollte, daß ein Unternehmen wie das unsere, die Herausgabe einer Zeitschrift für deutsche Mundarten als eines ge-

meinsamen Organes der Besprechung auf dem großen Gebiete »so weit die deutsche Zunge klingt«, ein nothwendiges, ja auch nur ein zeitgemäßes sei, den brauchten wir nur auf die bedeutende, mit jeder Woche wachsende Zahl von Sammlungen mundartlicher Gedichte und ähnlicher Erzeugnisse hinzuweisen, die von der Liebe, mit welcher jede deutsche Provinz, ja fast jeder Ort die ihm angeerbte Sprache umfaßt und pflegt, das schönste Zeugniß geben; vornehmlich aber auch auf jenen regen Eifer, mit welchem man in unsern Tagen, gestützt auf den Ausspruch Jac. Grimms u. A. von der Wichtigkeit mundartlicher Sammlungen und Forschungen und angeregt von dem trefflichen Beispiele und glänzenden Erfolge, mit welchem Schmeller die reichen Schachte der Volkssprache ausgebeutet, sich der Bebauung dieses weiten, meist noch brach liegenden Feldes zugewendet hat, — ein Eifer, dessen lohnende Frucht erst eine spätere Zeit zur völligen Reife bringen wird. Wir erkennen denselben einmal aus den, von den verschiedensten Gegenden Deutschlands her uns nicht selten zukommenden kleineren, namentlich als Gelegenheits-Programme erschienenen Schriften über deutsche Mundarten, die wir zugleich als Vorboten größerer Werke zu betrachten haben; dann aber auch hauptsächlich aus Erscheinungen wie die vorliegende, in welchen sich die, für eine so schwierige Aufgabe nicht ausreichende Kraft des Einzelnen vertrauensvoll an die Gesammtheit wendet und um thätige Beihülfe bittet; denn nicht Jedem ist, wie Schmellern, zu dem innersten Berufe, den er, ein echter Sohn des Volkes, in seltenem Grade in sich trug, auch eine so günstige Gelegenheit zur Erreichung seines Zweckes gegeben.

Dem schon vor sieben Jahren gegebenen Beispiele seines Lehrers, Hrn. Prof. Weinhold, gegenwärtig in Grätz, folgend, wendet sich Hr. Dr. Friedr. Pfeiffer, um das von Jenem unvollendet zurückgelassene Werk in dem Geiste desselben fortzusetzen, mit dieser Aufforderung an seine Landsleute. Er bittet sie darin, im Vertrauen auf die Heimatliebe der Schlesier, um ihren Beistand bei Ausführung dieses seines Vorhabens, indem er ihnen, nach einigen einleitenden Worten über Wichtigkeit mundartlicher Forschungen, den Umfang und die Art der Arbeit selbst klar und ausführlich darlegt und zwar zuförderst für Verzeichnung des ganzen mundartlichen Sprachschatzes an Wörtern, eigenthümlichen Wortverbindungen und Redensarten, wozu er sowohl rücksichtlich einer genauen Lautbezeichnung, Wortbeugung, Satzfügung ꝛc., als auch der Ausdehnung dieser Arbeit in allen Richtungen des menschlichen Denkens und Handelns die nöthige Anleitung gibt. Zugleich lenkt er ihre Aufmerksamkeit auf die, zu gründlicher Forschung des sprachlichen Idioms nothwendige Bestimmung der natürlichen Beschaffenheit (Lage, Bodenverhältnisse) und Bevölkerung

der verschiedenen Ortschaften, auf ihre besondere Tracht, Bauart der Wohnhäuser und Kirchen, volksthümliche Gebräuche, Sitten und Rechtsverhältnisse, auf die regelmäßig wiederkehrenden Feste nebst ihren Feierlichkeiten und Gebräuchen, ihren Sprüchen, Reden ꝛc., auf die Volkslieder sammt ihren Melodieen, auf Sprichwörter, Erzählungen, Schwänke, Sagen und Märchen, auf Aberglauben, Gespenster, Geister, Verwünschungen und Flüche.

Wir haben uns bei dem Berichte über diese Aufforderung länger aufgehalten, um dadurch zugleich den Freunden mundartlicher Forschung einige Winke für Anlage und Ausdehnung ihrer Arbeit zu geben.

In ähnlicher Weise, doch in gedrängterer Form, hat sich auch Hr. Professor Dr. Adelbert von Keller in Tübingen unterm 21. Okt. in seiner »Bitte um Mitwirkung zur Sammlung des schwäbischen Sprachschatzes« an alle Freunde der Sache gewendet

Auch Hr. Prof. Jos. Kehrein in Hadamar, der schon im Jahre 1843 als Gymnasiallehrer in Mainz solch einen Aufruf ergehen lassen, und Hr. Julius Feifalik, Ammanuensis der k. k. Universitätsbibliothek zu Wien, wollen sich mit gleicher Bitte an ihre Landsleute wenden.

Wir wünschen all diesen erfreulichen Bestrebungen den besten Erfolg in Rücksicht der erbetenen Beihülfe von Seiten des Volkes, einen besseren wenigstens als jener war, welchen Hr. Prof Weinhold in Schlesien gefunden, und hoffen zugleich, daß durch unsere Zeitschrift jene in Gedichtsammlungen ꝛc. sich kundgebende Liebe für die poetische Seite der Mundarten auch auf die so wichtige sprachliche Betrachtung derselben hingewendet und für dieselbe mehr und mehr geweckt und genährt werde.

Möge es uns an dazu geeigneten Mittheilungen nicht fehlen!

Der Herausgeber.

Aus Hans Rosenplüt's Spruch von Nürnberg.

IV. Zum Wörterbuche.

(Schluß.)

erwegen, sich, eines Dinges, es im Stiche lassen, aufgeben; Spr. v. N. 30 (lies ir); Schm. IV, 43.

erworgen, erwürgen, ersticken (: besorgen); N. r. 358. Schm. IV, 153.

Es, As; s. **Daus** u. vergl. Ben.-Müller I, 448. (esse). Schm. I, 116.

Fantast, der; »Solt ich ir lob darumb nicht vernewen, So wer ich wol ein rechter Fantast«; R. r. 136.

fast, Adv. (zu fest), sehr, stark; R. r 351. Comparativ: fester, R. r. 312. Schm. I, 573.

Feind; — sich zu veint schreiben, sich mit schrift zu veint machen, schriftlich absagen, einen Fehdebrief (Feindsbrief) schreiben; R. r. 46. 82.

Fle, die, d. i. Flehe, dringliche Bitte; Spr. v. N. 63. 326.

Fleck, der, Ort, Wohnort; Spr. v. N. 5. Schm. I, 584 f.

*flugmaußen (im Fluge wegnehmen, wegstehlen?). »Rundel, muteten kan er flugmaußen« (schnell dahinspielen, auf der schwerfälligen Orgel nämlich); Spr. v. N. 280.

Fürsichtikeit, die, das sich Vorsehen mit Etwas, Vorrath; Spr. v. N. 117.

fumen, s. überfumen.

Gauch, der, Thor (nhchd. Geck); Spr. v. N. 345. Ben.-Müller, I, 558. Weigand, synon. Wb., Nr. 1874. Grimm, Mythol., S. 645.

gauken, s. umgauken.

gebüren, sich, sich erheben, zeigen, ereignen: Alle (lies: Als) lang als sich der krieg gepurt (:gefurt), R. r. 431. Ben.-Müller, I, 153. Dazu auch das Schmellern noch undeutliche büren im Wb. I, 193.

Gedunk, der, das Dünken, der Wahn: Nun lob ich Nürnberg nicht noch (= nach) gedunken; Spr. v. N. 377. Herbort, Anm. zu 643. Ben.-Müller, I, 359.

Geiler, der, frecher Bettler; Spr. v. N. 75. Ben.-Müller, I, 495. Schm. II, 31. Zarncke zu Brant's Narrensch., S. 401.

gen, gegen: Als es vns da gen in erging; R. r. 296. Ben.-M. I, 492.

gern, begehren, eines D.; R. r. 312. 361. Schm. II, 62.

glitzen, (: spitzen), glänzen; R. r. 252. Schm. II, 96. Ben.-M. I, 550.

Gottshilf, die, Hülfe Gottes, in der Formel: mit der gottshilf, R. r. 258.

grân, grâen, (: empfâhn, empfahen), grauen, ergrauen; Spr. v. N. 94.

haben, halten, für —; Spr. v. N. 306.

Haft, die, das Festhalten, Verbindlichkeit; Spr. v. N. 12.

handhaben, leiten, verwalten; Spr. v. N. 77. R. r. 15. Die Handhab, Verwaltung, Pflege; Spr. v. N. 87.

hart, Adv., mit Mühe und Schwierigkeit, kaum; Spr. v. N. 19. 125. Schm. II, 241.

Hau (: Aw), der, Hieb, Stich; R. r. 304. Schm. II, 130.

heint, (mittelhochd. hînte aus hî-naht, diese Nacht), diesen Abend oder

Nacht; R. r. 380. Schm. II, 217. Verschieden v. heyt, hewt (mhd. hiute aus hiû tagû), heute; R. r. 224. 227.

her: außher, heraus, R. r. 204. zuher, herzu, 236. vgl. hin. Schm. II, 227. Gramm. §. 699.

herkommen, abstammen; Spr. v. R. 61.

hertiglichen, Adv., hart, streng, grausam; Spr. v. R. 30. Ben.-Müller, I, 638. Noch in der fränk. Volkssprache: hertiklich strafen.

herzenhaft, beherzt, muthig; noch fränkisch; (mhd. herzehaft, Ben.-Müller, I, 673); R. r. 306.

*heunisch; — »heunischer wein« ist nach Wackernagel (Haupt's Zeitschr. VI, 267. und nach Ben.-Müller: hiunisch) hunnischer, ungarischer Wein. Allein bei Rosenplüt, R. r. 47: »Dye schencken all sawrn hewnischen wein«, und Spr. v. R 384: »Noch schencken sye im keinen hewnaschen weyn«, scheint es schlechthin für sauer, trüb zu stehen. Hr. Lochner erklärt es mit »unangenehm, unschmackhaft, sauer«, und bringt noch eine wichtige Stelle aus H. Sachs (»Die geschwätzig Rockenstuben«; Ausg. v 1589. Fol. 340ª) bei: »Mich dunkt es sey ferr in die Nacht, Mein Man möcht werden vngeschlacht, Er ist heint wol gewest so heunisch, So wunderlich und wetterleunisch.« — Sollte sich aus der Bedeutung »hunnisch« nach und nach mit einer ironischen Nebenbeziehung die des Wilden, Finsteren, Trüben entwickelt haben? oder streift dieses Wort an heimisch an? Vergl. auch den Stamm heien (Diefenbach, II, 534 f. Schmeller, II, 132: verheien, unwillig machen; verderben, zu Grunde richten.)

hin, in Zusammensetzungen nachgesetzt (wie noch vorhin, umhin rc.), heim hin, nach Hause, R. r. 148. 189. 397; hin heim hin, 383. 394; nach hin, 293. 345. weghin, hinweg, 213. Vorausgestellt in: hindan, von dannen, dahin, 211; hindar, dahin, 249. Schm. II, 199. Vergl. her.

hinken (starkes Vb., s. oben), bildlich: Ir ere dy hat noch nie gehuncken, Spr. v. R. 378.

hoch; — höher treiben = verdrängen, R. r. 419. Vergl. mittelhochd. (ûf) hôher gân, stân, wichen.

hofieren, den Hof machen, dienen; Spr. v. R. 340. Schm. II, 159. Ben.-Müller, I, 700. f.

holzen, dürres Holz sammeln (im Walde); Spr. v. R. 106. Schm. II, 191.

Honig, der, R. r. 473. Schm. II, 202.

hüten, Eines; Spr. v. R. 367.

Icht, Etwas; in abhängigen Sätzen für: nicht; N. r. 16. 24. 384 f. Schm. I, 23.

ietlich, jeglich; Spr. v. N. 54. (Hs.)

* **ilgen**: Noch gert sie (die Thürme Nürnbergs) mancher helffen (zu) tilgen Vnd dem sein zen gen in gar ser **ilgen**; Spr. v. N. 99. f. Graff (Sprachsch. I, 245) kennt ein althochd. ilki, ilgi = fames vel stridor dentium, und vergleicht damit das lit. alkti, hungern, das altpreuß. alkins, nüchtern, und eine Stelle aus Scherz's Glossar, in welcher ilgern das Stumpfwerden der Zähne oder das Zähneknirschen bezeichnet. Weitere Vergleichungen bietet Diefenbach, I, 34. — Nach Frisch bedeutet ilgern ebenfalls das Stumpfwerden der Zähne, sowie auch nach Schmid's schwäb. Wörterb., S. 298, wo sich jene von Scherz angeführte Stelle auch unter irgeln mit »wäßericht machen« findet, und nigeln (vergl. Schmeller: ainigeln, egeln, igeln, prickeln vor Kälte) damit verglichen wird. Schm. I, 38. 100. II, 240. 677.

indert, irgend (nirgend); Spr. v. N. 337. Schm. I, 7.

Jahr: über jar, das Jahr hindurch; Spr. v. N. 76. Grimm's Gramm. IV, 413.

katter, **kotter**, vier (quatre); s. **Daus**.

Kawfmanschaft, die, Waare, Handelsgegenstände; Spr. v. N. 222; Handel, 227; Schm. II, 285.

Kemnat, die, heizbares Gemach; Spr. v. N. 111; Schm. II, 295.

Kisel, Kieselstein; Plur. Hagel, Schlossen; bildl. Unglück, Verderben (calamitas); N. r. 7. Vergl. **hageln**, 339.

Kirweihung aus Kirchweihung, N. r. 412; wie noch fränk. Kirwa; Schm. II, 329.

Kleinet, das, Kleinod, Schatz; Spr. v. N. 83 (: vereinet) 87. 103. 109. 123. 149. 161. Schm. II, 358.

kosperlich, Adj., kostspielig, theuer; Spr. v. N. 43.

laußen, lauschen, lauern; N. r. 42 (: dawßen). Schm. II, 498.

löchert, lückenhaft; bildl. unvollkommen, unstatthaft; N. r. 87.

Mal, das, Portion, Tracht Eßen, fränk. **Mällä**; N. r. 434.

Manet, Monat; N. r. 51. 102. Schm. II, 584.

marren, murren, knurren; N. r. 49. 53. 77. Subst. 95. **anmarren**, **anmerren**, 62. Spr. v. N. 101. Der **Marrer**, N. r. 59.

Men, die, Leitung, Führung; N. r. 52. Schm. II, 590. f.

messen, Adj., v. Messing; N. r. 156.

müen, mhd. müejen, beschwerlich sein, ärgern, plagen; Spr. v. N. 395. Schm. II, 539.

muten, Lust haben, verlangen, wünschen; N. r. 295. Schm. II, 656.

nehen, nahen; N. r. 236 (: sehen).

newr, neur, nur, ältere Form aus dem ursprünglichen newære, es wäre denn; N. r. 347. 362; newer, Spr. v. N. 355., fränk. när, s. oben S. 131, 5.

niemanz, d. i. niemands, s. niemand; wie noch nürnb. némeds, niemeds; N. r. 373; daneben: nymant, 152. 285. Schm. II, 668. Weinhold, 144.

nießen, genießen (Spr. v. N. 18.) N. r. 10. Schm. II, 708 f.

nieten, sich, eines Dinges, sich vergnügen, ergetzen an —; N. r. 420. Schm. II, 716.

nindert, nirgends (vgl. indert); Spr. v. N. 296. Schm. II, 699.

nisten, wohnen; Spr. v. N. 132.

ob, Präpos. mit Dat., über, mehr als; N. r. 340.

obligen, Einem, d. Oberhand behalten über —; N. r. 371. Spr. v. N. 286. Schm. II, 456.

ordeniren, ordnen; N. r. 393. Vgl. Zarncke zu Brants Narrensch. S. 358.

Pafesen, die, eine Art großen Schildes; N. r. 346. Schm. I, 278.

Pfaffenkind, uneheliches Kind, verächtlich; N. r. 414.

Pflicht, die, das Pflegen, Treiben, Geschäft; N. r. 467.

prangen, stolz einherschreiten; N. r. 264. Schm. I, 343.

Radspinnerin, entg. Spindelspinnerin; Spr. v. N., 105.

raißen, reizen; Spr. v. N. 333. (lies: gerdißt: haißt); Schm. II 128.

Ram, die, der Rahmen; an Eines Ram würken, bildlich: ihm helfen; N. r. 59. Schm. III, 82.

Recht, das; dem Rechten zulegen, N. r. 254.

Reiser, der, ein Mann, der zu Felde zieht (vgl. ausreisen); Spr. v. N. 182. Schm. III, 126.

remen, mittelhochd. râmen, eines Dinges, zielen nach —; N. r. 259. Schm. III, 82.

Rest, die, Rast, Ruhe; N. r. 269. Schm. III, 143.

richten, ausgleichen, abthun, zahlen; Einen r., sich mit ihm abfinden; N. r. 465. Schm. III, 33.

Rothschmid, Spr. v. N. 242.

Rüde, der, Schäferhund; N. r. 405. Zarncke zu Brants Narrensch. S. 417. Schm. III, 58.

Sack: in den Sack schieben, R. r. 230. Schm. III, 196. Zarncke zu Brants Narrensch., S. 410.

sam, wie, gleichsam; R. r. 41. Schm. II, 242.

saur, böse, aufgebracht, feind; Spr. v. N. 158. Schm. III, 278.

Schach: ein Schach (Sach?) bieten; Spr. v. N. 386.

schänden, mit Schande bedecken; R. r. 63. 403. Schm. III, 370.

schatzen, für etwas halten; ansehen; R. r. 369. schätzen, werth halten; 373. Schm. III, 420.

schauern, hageln; Spr. v. N. 389. Schm. III, 387.

*schern: trucken schern, eine Redensart von zweifelhaftem Sinn (abziehen, sich wegbegeben?) Spr. v. N. 102. Schm. III, 388.

scheuhen, scheuchen; R. r. 211. Schm. III, 338 f.

Schlehe: bleierne Schlehen, iron. für Kugeln; R. r. 299. 358.

schmähen, beschimpfen, entehren; R. r. 168. Schm. III, 467. Zarncke zu Br. Narrensch., S. 325.

Schnepper, Beiname des Hans Rosenplüet; R. r. 484. Spr. v N. 396. Schm. III, 493.

Schnur: über die Schnur hauen (v. der geröthelten Richtschnur der Zimmerleute), zu weit gehen, das Maaß des Rechten überschreiten; Spr. v. N. 13. Schm. III, 495.

*schrafel, Adj., zerkritzt, zerkerbt, zerklüftet (vgl. mhd. schraven, schreven, kritzen, kerben, spalten; schrove, zerklüfteter Fels; bildl. Liederf. II, 269. 282. 304).) bildl. unlauter; vergl. löcheret. R. r. 138. Schm. III, 507.

schütten, schütteln; R. r. 185. Schm. III, 417. f.

Schutz, der, Schuß; Plur. Schütz (: nütz), R. r. 301. Schm. III, 421.

schwimmen: schwimmen und waten (fälschlich: baden), Redensart (noch fränk.): sich abmühen, plagen; R. r. 443.

seint daß, sintemal, da; Spr. v. N. 252. Schm. III, 275.

selbs, Adj., selbst; Spr. v. N. 57. 162. 180. Schm. III, 232.

Seld, die, mhd. sælde, Glück, Heil; Spr. v. N. 388. Schm. III, 223.

setten, sättigen, genügend versehen; Spr. v. N. 343.

Seuch, der, Seuche; bildlich: Vernichtung, Tod; R. r. 339.

Siegel: sein Sigel brechen, das gegebene Versprechen nicht halten; Spr. v. N. 380.

spat, Adv., fru oder spat (: hat, trat); Spr. v. N. 358. 366. Schm. III, 581.

Sprache, Volk, Land; Spr. v. N. 225. 229. ff.

Statt, die, Ort, Gelegenheit, Bequemlichkeit; davon neben unserem zu Statten kommen (Spr. v. N. 121) auch: zu Statten thun, zum Nutzen, Besten thun, N. r. 441. Schm. III, 668 f.

stellen, Einhalt thun, stille stehen machen; Spr. v. N. 159. (lies: eins, mit d. and. Hs.) Schm. III, 628 f.

stolzieren, mit —, sich stolz und übermüthig betragen gegen — ; Spr. v. N. 356.

sundersiech, mit ansteckender Krankheit behaftet; Spr. v. N. 39. Schm. III, 268.

Sunnen, die, Sonne (: Brunnen); Spr. v. N. 124. Schm. III, 259.

sust, sonst (aus älterem sus); Spr. v. N. 19.; auch sunst (doch außer Reim), 66. 76. umb sust, umsonst, ohne Entgelt; N. r. 458. Schm. III, 288.

Tag: zu seinen Tagen kommen, heranwachsen, mündig und selbständig werden; Spr. v. N. 36. Schm. I, 434.

Tagzeit: septem horae cononicae; Spr. v. N. 320. Schm. IV, 293.

***Tasche, Tausche**, die, weibliches Schwein; weibliche Person, mit verächtlichem Nebenbegriffe; Spr. v. N. 29. Schm. I, 459. Oder sollte in dem tauschen an unserer Stelle das alte tougen, heimlich (Schm. I, 437.), liegen, da zwei Hss. noch heimlich hinzusetzen und eine derselben auch taucken liest.

thuen, umschreibend gebraucht; s. oben S. 124, III, 1.

tilgen, vernichten, zerstören; Spr. v. N. 99.

trucken, s. oben schern.

tügen, taugen; N. r. 198 (: mügen), Spr. v. N. 22. Noch jetzt fränkisch (neben tág'n): es tügt necks; Necks tüger.

türren (Präs. tar, Prät. torste; s. oben S. 123,) wagen; daneben schon mit dem ganz verschiedenen dürfen vermengt; N. r. 295. (lies: torst); Spr. v. N. 13. 86. Schm. I, 456.

***Ueberfumen**: »Wenn man ein anslag vberfumet Pey naht pey tag pey kalt pey warm, Vnd auf einer pauken vor auf prumet, So flog herfür ein solcher swarm Acht tausent man in einer stund; N. r. 445 ff. — jedenfalls eine verderbte Stelle, der nicht leicht aufzuhelfen ist. Die richtigere Lesart scheinen Waldau und Reinhard (nach zwei verschiedenen Hss.) mit vbersinnet (Wolff: überinnet) zu geben, auf welches jedoch hier ein zweifelhaftes hwmet (humet = summet), dort ein eben so schwer erklärliches binnet reimt. Zum Ueberfluß des Wirrwarrs bringen Waldau und Wolff auch noch bank statt pauken. Oder sollte aus prumet (humet, binnet) etwa bummet, v. bummen, langsam und

dumpf tönen oder tönen machen, (Stalder, I, 242. Schmid, 85. Zarncke zu Br. Narrensch. S. 420: bum! bum! Schmeller I, 285: pumpen, pumsen) gebeßert werden und übersumet aus überfrumet, od. übersumet (überdenken, überschlagen; s. Stalder II, 419) verderbt sein? Der Sinn ist nach Lochner: »Wenn man einen Anschlag übersonnen hatte, mochte es seyn zu welcher Zeit es wollte, und mit einer Pauke das Zeichen gab, so kamen alle Leute herbei.«

umgauken, (mhd. gâch), rasche Bewegung machen, hin und her laufen; N. r. 170. Vergl. unterfränk. gák'ln, mit dem brennenden Lichte hin und wieder fahren. Schmeller, II, 24 Schmid, 215.

und für wann (wenn nicht Schreibfehler der Hs.) N. r. 44. Ueberflüßig bei relativem der: Kein Fürst ward gen in nye so saur Vnd der in der reder eins mocht stellen; Spr. v. N. 159. 100. Vergl. Schm. I, 78.

Unfur, übele Aufführung, Skandal, Aergerniß; Spr. v. N. 14. Schm. I, 556.

Unziber, das, Ungeziefer; Spr. v. N. 359. Schm. IV, 228.

Urlaub geben, gehen heißen, v. sich laßen; Spr. v. N. 58. Schm. II, 410 f.

Vakonde, die lat. Abschiedsformel vade cum Deo, Gott befohlen, b'hüt' Gott! Spruch v. N. 325. Vgl. bei Westenrieder Faokde.

verhetzen, abwendig machen; N. r. 58. Schm. II, 260.

vermailigen, bemakeln, besudeln (v. Mail, Maal, Flecken); Spr. v. N. 315. Schm. II, 565. Schmid, 371.

Vermaledeiung, Verwünschung, Fluch; N. r. 410.

vermögen: sich nicht vermögen (an der Kraft), körperlich entkräftet sein; Spr. v. N. 21. Schm. II, 557.

verschießen (sich), allen Schießvorrath (v. Pfeilen oder Pulver und Blei) verbrauchen; N. r. 274. Schm. III, 409.

verschlafen, versäumen; N. r. 24. 315.

verschmahen: mir versmahet, mich dünket schlecht, geringfügig; N. r. 368. Spr. v. N. 45.; ich nehme übel auf; N. r. 220. Schm. III, 467. Schmid, 469.

verschmähen, als schlecht oder verächtlich darstellen, entehren, schelten; Einen: ihm Schande bereiten; N. r. 137. Zarncke zu Br. Narrensch. S. 325.

vertorn, sich, thöricht werden, sich vergessen: ich hoff, wir wolln vns nicht vertorn (:worn, waren). N. r. 228. Schmid, 133. Stalder I, 277.

verzetten, zerstreuen; fallen lassen, verlieren; N. r. 340. Schm. IV, 291. Stalder, II, 469.

viel, Adv., sehr: »O Nürnberg, du vil edler fleck«; Spr. v. N. 5. fränk. und schwäb. viel warm, viel gut ꝛc. Schm. I, 627. Schmid, 192.

Volle, Fülle, Vorrath; Spr. v. N. 37. Schm. I, 628.

vor, Adv., vorher, zuvor, früher; N. r. 313. Schm. I, 634.

Waffengeschrei, Weheruf (mhd. wâfen!); N. r. 334. Schm. IV, 34.

Wagenburg; N. r. 150. 161.

wann (aus dem alten wande), denn; N. r. 96. 220. 418; Spr. v. N. 76. 180. 237. 255. 262. 286. Schm. IV, 79. Immer unterschieden v. wenn, unserem wann; Spr. v. N. 29. 51. 163. 467; auch 174. 324. 391, wo fälsch gegen die Hs. wan gedruckt ist.

warten, schauen auf —, beachten (dah. Warte, Wartthurm ꝛc.); N. r. 304 (viell. auch v. waren, Schm. IV, 125); Schm. IV, 159.

waten, s. schwimmen.

Weile, die, Zeit, Dauer; die weil, so lange als, während; Spr. v. N. 24. 79. 84. Schm. IV, 56. ff.

werden, umschreibend (meißt im Präteritum) gebraucht, wie das franz. être, z. B. il fut dire) oder aller (je vais od. j'allai dire): »der margraf ward ser in dem veld vmbgaucken; N. r. 170. Ebenso: 172. 179. 199. 207. 243. 297. 335. 456; auch unpersönlich: »daz sye noch (= nach) fryd ward hungern vnd dürsten«; N. r. 424. Vgl. Schmeller IV, 145. Grimm's Gramm. IV, 7. 92. 182. 942.

wetzen, sich, mit —, sich reiben an —; N. r. 462.

wie: wie daß, sobald als; »wie daz ir noch einmal verslaft;« N. r. 315.

wullein (mittelhochd. wullîn; noch fränk. wüllä'), Adj., wollen; Spr. v. N. 55. Schm. IV, 60.

wurgen, das alte würken, arbeiten: nider wurgen, niederarbeiten, zu Boden werfen: »daz ez nymant nyder mocht gewurgen (:burgen); N. r. 152. Vgl. Schm. IV, 154.

Zagel, der, Schweif (goth. tagla, engl. tail ꝛc jetzt im Oberdeutschen schon sehr veraltet und oft entstellt: fränk. Katzenzobel, Name eines langsam ansteigenden Hügels; schmuziger Kühzog'l, Schimpfname für einen schmutzig geizigen Menschen; vgl. Säuzog'l). N. r. 159. 172. Schm. IV, 229.

zertrummen, zerbrechen, zertrümmern; bildl. brechen. Spr. v. N. 381.

Zeit: bei Zeiten, wie noch fränk., frühzeitig, bald; pey zeyt, N. r. 251. Schm. IV, 292.

Zink, der, (das franz. cinq, oder vielmehr d. ital. cinque) die Fünf (im Spiel); s. oben Daus; Schmeller, IV, 273.

Zorn: Einem Zorn thun, ihn erzürnen; R. r. 190. Noch nürnbergisch: Weikert, IV, 44. Schm. IV, 285.

zucken, reißen, wegreißen, rauben; R. r. 43. Schm. IV. 224 f.

zueigen, zu eigen geben, zueigenen; Spr. v. N. 180.

zuhüten, die Heerde von hinten zutreiben; bildl. die Nachhut decken, schützen; R. r. 396. Spr. v. N. 357. 369.

Zumft, die, Genossenschaft, Gemeinschaft, Verbindung: »von bristerlichen zümfften«; Spr. v. N. 318. Vgl. 361.

zweien, sich, mit —, sich entzweien; Spr. v. N. 368. Schm. IV, 298.

Zweck, der, kleines Stückchen, Splitter (als Abfall), besonders keil- oder nagelförmig; bildl. kleiner Mensch (vgl. Zwickel); Schuhnagel; Nagel, als Zielpunkt in der Scheibe; dah. Ziel, Absicht; Spr. v. N. 6. Schm. IV, 300. f. Zarncke zu Br. Narrensch. S. 418.

Zwerg, das: »ein kleines Zwerck« (= Zwerch: Pferch); R. r. 39.

zwir, zweimal; R. r. 143. Schm. IV, 297. f.

Der Herausgeber.

Mundartliche Dichtungen und Sprachproben.

Eigentümliche grammatische endungen im althochdeutschen

ausz einer glossierten handschrift des Prudentius.

Die kais. kön universitätsbibliothek zu Prag besizt eine mit ahd. glossen versehene pergamenthandschrift (in quart) des Prudentius, welche in den grammatischen endungen der ahd. worte merfache abweichungen von den bekanten formen zeigt; dise abweichungen treten häufig und an den verschidenen worten übereinstimmend auf, die gewönlichen formen fast oder selbst gänzlich verdrängend, so dasz die diser handschrift eigentümlichen endungen nicht für schreibfeler gehalten werden können. die handschrift ist im verzeichnisse der manuscripte bezeichnet wie folgt: Aurelii Prudentii Clementis Poemata a folio 1mo usque ad folium 62.

Glossa (lateinische bemerkungen) in Libros Prudentii a folio 63 usque ad folium 85. VIII, H. 4. Die handschrift gehört ins 10., wenn nicht ins 9. jarhundert und ist ser schön und deutlich geschriben, die zum geringeren teile deutschen, meistenteils lateinischen interlinearglossen bieten denselben altertümlichen schriftcharacter wie der text. bis auf wenige blätter sind sie unbeschädigt und volkommen deutlich lesbar. die glossen sind alle von **einer** hand, der text scheint von mereren schreibern herzurüren. es stimmen dise glossen nicht zu denen, welche in Diutiska II, pg. 311 ff. mitgeteilt sind. — Die hauptsächlichsten besonderheiten der sprache diser glossen sind folgende.

1) die endung des nom. sing. des unbestimmten (sogen. starken) adj. lautet — *ar*, nur ausznamsweise zeigt sich — *er* (— *êr*) wovon ich nur zwei beispile finde: intemperans — *ungistuomager* *); sparteus — *pastiner*, auszerdem immer — *ar*: saucius — *argremitar*; tener — *zartlihar*; ampliatus — *kiu^v^erdatar* (d. i. *kiwërdôtêr*; über *a* für *ô* s. u.); decisus — *pisnitanar*; concretus — *kirunnanar*; reuulsa — *arlostar*; anhelis — *uuehantar* (doch wol von *wâjan*, *wâhan*; *uuehantar* müste also für *wæhantêr wæjantêr* stehen; der umlaut fält auf); impeditus — *kihontar* (*kihôntêr*); imputans — *itauuizzantar* (*itawiȥantêr* oder eher *itawizôntêr*): serrata regula — *kkchrknnptbr stbp* (geheimschrift für *kichrinnotar stap*).

2) der dat. plur. der adjectiva endigt durchweg auf — *an* und es wird die unbestimte von der bestimten form nicht unterschiden, es steht also — *an* für — *êm* und — *ôm*. crepitantibus — *prestantan*; conuolutis — *kirigilotan*; loquacibus — *mit diozzantan*; natantibus — *mit nidar seigigan*; beluinis — *uisclihan*; æstuantibus — *uuilluntan* (s. u. unter 6); inpexis — *mit strupantan*; male fabris — *mit ubil listigan*; ditibus — *rihlihan*; tabentibus — *molauuantan* (*molawên*, *a* für *ê* s. u.); in subiecta — *in den untartanan*.

3) im nom. acc. plur. masc. und wol auch fem. (da unsre handschrift für *é* und *ó* das *a* d. i. *â* liebt) findet sich *a*: expertos — *antchundiga*; aquatiles (incolas) — *uuazzarlicha*; sutiles (lapillos) — *kirigana*; fragosos — *diozzanta*; mentitos — *armezzana*; rudes (mentes) — *unchunstiga*. solche acc. masc. auf — *â* erwähnt Grimm, gr. I, 723.

---

*) die schreibung der handschrift lasze ich unverändert, bringe also keine längenzeichen an, belasze *u* für *v*, *uu* für *w*, scheide auch nicht *z* von *ȥ*; für beide hat die handschrift durchausz das von Benecke besprochene, bekante h-ähnliche zeichen u. s. f.

4) a. der dat. plur. der nomina endigt meist auf — *un:* semideis — *halpkotun;* maculis — *mit seitun nezzun;* ad signa triohum — *za den nordzeichanun* (für *kotum*, *seitum*, *nezzum*, *zeichanum;* *n* für *m* gewönliche abschwächung.)

alapis — *orslegun;* in amoribus — *in hilustûn* (für *slegim*, *lustim;* dergl. formen erwähnt Gr. gr. I, 620).

pedicis — *mit uualzun;* rapidis æstibus — *mit razalan eppungun;* scutulis — *mit scipun* (für *walzôm*, *eppungôm*, *skipôm*).

b. — *an* für — *ôm* findet sich nur in: rictibus — *kinungan;* modulis — *uuisan.*

5) die verba mit *ê* und *ô* nach dem wurzelauszlaute (Grimms schwache verba dritter und zweiter conj.) zeigen anstatt diser vocale meist *a* (d. i. *â*; Gr. gr. I, 879).

a. verba mit *ê*: recondit uiam — *anthabat;* suspendit ictum — *inthabata droa;* suspendite — *anthabat;* abiurare — *ansagan* (wol *antsagên*); tabentibus — *molauuantan* (*molawên*); tepescere — *uuaraman.*

b. verba mit *ô*: tendi — *kiepanad uerdon* (*kiëpanôt wërdan*); ampliatus — *kiuᵛerdatar* (*kiwërdôtêr*); reuocat — *aftarridat* (kann doch wol nur *aftarredôt* sein); darneben findet sich mit *ô* z. b.: conuolutis — *kirigilotan*; palpas — *locchost.*

6) im part. præs. und in der 3. pers. plur. præs. — also vor — *nt* — tritt anstatt *â*, *ê*, *ô*, ein *u* ein:

a. für *a*: distante — *untarsceiduntemo*; sistunt — *kantuartunt;* compensant — *uuidir mezzunt* (*widarmëȝȝan* und — *mëȝȝôn* komt beides vor); desiderant — *agaleizunt* (*agaleiȝan* und *agaleiȝôn*).

b. für *ê*: senescunt — *araltunt.*

c. für *ô*: lactante — *lokchuntemo*; tonantum — *donaruntero;* æstuantibus — *uuilluntan* (*wëllôn*).

Auf den ersten blick können die unter 1. und 2. angefürten formen recht teuschen. man mag nämlich leicht zu der ansicht kommen, dasz sie älter seien als das gewönliche ahd., dem gothischen und der grundform näher stehend. gothisches *blinds* z. b. steht für *blindas*, das lert die vergleichende sprachwiszenschaft; warum das *a* im gothischen auszfallen musz, hat uns Westphal durch die entdeckung des gothischen auszlautsgesetzes (in der Kuhnschen zeitschrift für vergl. sprachforschung) dargetan; disem *blindas* entspräche also ein ahd. *blindar* (*a* kurz) mit dem gewönlichen wechsel von *s* zu *r* ganz trefflich. ebenso scheinen die formen auf — *an* im dat. plur. den gothischen auf — *am* (des masc. neutr. der

best. declin.) nahe zu stehen. Dasz hierin der schein teusche, zeigt jedoch, auszer vilem andern, der umstand, dasz unsere glossen auch sonst für *ê* das *a* (also *á*) zeigen; der unterschid der formen diser glossen vom gewönlichen ahd. ist daher offenbar ein mundartlicher. in der mundart unseres glossators gilt *á* in grammatischen endungen für gemeinahd. *ê* und *ô*; für *ê* in den unter 1, einem teile von 2 (den unbestimten — starken — adjectiven) und von 3 (den masculinen) und den unter 5, a aufgezälten formen; für *ô* in den formen, die wir unter 2 (den bestimten — schwachen — adjectiven), 3 (den femininen), 4, b, 5, b angefürt haben. Das *a* (*á*) für *ó* ist die ältere form, wie die sprachwiszenschaft dartut, *ô* ist in disen endungen wie überhaupt goth. *ô*, ahd. *ô* und *uo* gothischem *ô* entsprechend, vertreter eines ursprünglichen *á*; dagegen ist *á* für gemeinahd. *ê*, goth. *ai* für unursprünglich, für rein mundartlich zu halten; goth. *ai* ist hier das älteste. Das in den unter 4, a. und 6 beigebrachte *u* für *a*, *ô*, *ê* ist mundartliche (teilweise auch in andern sprachen beliebte) umgestaltung diser vocale vor *n* (ausz *m* geschwächt) und *nt*; — *un* (d. h. *um*) für — *im* (z. b. *kilustum* für *kilustim*) ist übertritt der in-declination in die a-declination.

Ausz dem eben gesagten geht hervor, dasz wir es in disen glossen nicht mit einem besonders altertümlichen althochdeutsch zu tun haben, — gegen welche anname schon das stetige auszfallen des j der sogn. schwachen verba erster conj., das *iu* im fem. und neutr. plur. für älteres *u* u. dergl. mer spricht —, sondern dasz uns hier eine besondre mundart vorligt, die in diser gestalt, so vil mir wenigstens bewust ist, in keinem andern ahd. denkmale sich zeigt. ausz eben disem grunde, weil es sich hier um eine mundart handelt, mag die aufname diser zeilen in disen blättern als gerechtfertigt erscheinen.

Prag, im december 1854.

Prof. Dr. Aug. Schleicher.

Bruchstück eines geistlichen Lehrgedichts.

Mich dunkin vunf ding sere guot
he ist selich der, sie tuot
daz ist daz man alle tage
von gote hore gerne sage
und daz man ouch behalde
Daz ist ein michel salde.
und daz man vorbaz gerne sage
dank habe ienir der des pflage:
daz he ouch selbe tuo darna
So ist iz vollinkumin da

daz vunfte ob hes nicht enkan
daz hes toch andirin lutin gan
Swer vunf ding zuo allin zitin treit
Gedult und otmuoticheit.
die mag he wol gewinne
Also nach teme sinne
daz he sich selbin vorsme
die werlt und andirs nieman me.
Swenne im die gnade geschet
daz in nieman vorsmet
da sal im sanfte wesen miete
daz ist ein tuginthaftir siete
Doch dunke he unwirdig sich
der gnadin siet daz lobe ich
Swiez umme alle ding ergat
An drin sachin so bestat
Allir lute selicheit
Swer sie zuo irme rechte treit.
daz man sie immer mere
zuo gotis lobe kere.
Daz ist wille werk unde wort
alsus wil ichiz bescheidin vort
beide sie schadin und sie vrumin
Ane sie ist nieman vollenkumin.
Sie sin ouch geselle.
zuo hiemile und zuo der helle
Sich enkan ouch nieman des beware
der man vare swa he vare
daz he des immir werde vri
der drier enwone im einis bi
wol im he vil selich man.
der sie im nutze machin kan.
Zwei ding sint bezzir denne guot
die mangir umme sus vortuot
vor war ich uch daz sagin sol
der enkan sich nieman erholin wol.
daz ist zit und unse lebin
die hat uns got also gegebin
daz wie in lobin soldin
an beidin ob wie woldin.
Sich trugit selbe manig man
Und wenit ouch tuginde han.
Swenne he tuginde uobin sol
hat he sie denne daz weiz got wol
Manigir wenit habin gedult
der in schulde ane schult
vil lichte iz also queme
daz her vor ubil neme
Man vindit ouch vil manigin man
der alsus gebaren kan.
als he vil sanftmuotig si
deme lichte wonit ein zorn bi.
Othmuotig man vil manigin set
die wile in nieman vorsmet
Ob he gescholdin were
Jz vorsmate im lichte sere.

---

[12] *toch* und [16] *teme* sind nach meiner Ansicht keineswegs Schreibfehler, sondern höchst beachtenswerthe Nachklänge des ahd. Gesetzes von dem Einfluss des Auslautes auf den dentalen Anlaut. Von consequenter Durchführung kann hier natürlich keine Rede mehr sein.

[24] *siet* d. h. *seht*, wie umgekehrt in diesem Dialekt *set* = *siht*.

[56] scheint verstümmelt, falls man nicht einen sehr harten Anacoluth annehmen will. Vielleicht ist zu lesen *vil der in sch.* d. h. mhd. *viele der.* Da *vil* im Anfang der folg. Z. der Form nach in diesem Dialecte mit *viele* identisch ist, so wäre es um so begreiflicher, wie es [56] ausfallen konnte.

Manigir ouch gehorsam ist
als ich u sage mit underlist
Ob he des ich solde tuo
da im liebe were zuo
So were he vil gereite
und begonde is kume erbeite
Man vindit ouch vil manigin man
der an andirin lutin kan
Scheldin maniger hande siete.
die im doch selbin volgin miete
Man vindit der noch mere
die andirin lute lere
kunnin michel baz den sich
der gebich selbe schuldig mich.
Iz sait ouch etlich man
von tugindin mer dan he kan.

Vorstehendes Bruchstück eines geistlichen Lehrgedichtes ist einer Pergament-Handschrift des XIV. Jahrhunderts, der Universitäts-Bibliothek zu Jena gehörig, entnommen. Sie enthält ein deutsches Martyrologium mit sehr interessanten Miniaturen und am Schlusse desselben von derselben Hand einen Cento von 343 Zeilen nach den Versen abgesetzt, aus verschiedenen unbekannten geistlichen Gedichten ohne alle weiteren Angaben. Das hier gegebene Stück schliesst die ganze Handschrift. — Die Handschrift gehörte früher dem voigtländischen berühmten Kloster Mildenfurt. Der Dialect ist entschieden thüringisch und zeigt noch sehr viele Aehnlichkeiten mit Wernher v. Elmendorf. Die Lautverhältnisse lassen sich wohl unter das allgemeine Schema bringen, das ich in meiner Ausgabe des Leb. d. h. Ludw., Leipz. 1850. im Anhang aufgestellt habe, im einzelnen neigen sie sich aber noch weiter zu den Mundarten, die in den jüngern Stadtrechten von Nordhausen und Halle auftreten und die die nördlichste am meisten von niederdeutschen Einflüssen berührte Gruppe der thür. Dialecte bezeichnen.

Breslau. **Prof. Dr. Rückert.**

Lieder und Märchen im Dialekt von Meklemburg-Strelitz.*)

Orthographische Vorbemerkungen.

Die sogenannte plattdeutsche Sprache hat einige Laute mehr als die hochdeutsche, für die natürlich eigene Lautzeichen nöthig sind.

** *underlist*, fraus; cf. Haltaus gloss.; bei Benecke-Müller fehlt das Wort.

** *ich* verschrieben statt *icht*.

*) Dieser Dialekt gehört bekanntlich zu dem weitverbreiteten Sassisch, das wohl auch Plattdeutsch genannt wird. Obgleich er, wie viele Wortformen zeigen, sich nicht mehr ganz frei von Vermischung mit dem Hochdeutschen erhalten, so hat der Verf. sich doch streng an ihn gebunden, besonders wie er in Strelitz gesprochen wird, weil nicht das allgemeine Sassisch, sondern die einzelnen Dialekte dieses grossen Sprachstamms hier ihre Vertretung finden sollen.

So hat sie ausser *a* und *o* noch einen Zwischenlaut, der dem engl. *a* in *all*, *call* u. s. w. entspricht, und den wir nach Art der Schweden durch å bezeichnet haben. So sind also in der Aussprache wohl zu unterscheiden *jå* und *jo*, das erste als Gegensatz zu *ne* (nein), das zweite als verstärkende Partikel beim Imperativ; z. B. *kumm jo nich!* (komm ja nicht!) — Auch die Umlaute von *a*, *o* und *å*, die wir mit *ä*, *ö* und *æ̊* bezeichnet, sind unter sich und von *e* wohl zu unterscheiden; z. B. *de lewen* (oder *leben*) *kinner*, die lieben Kinder; *löben* (oder *glöben*), glauben oder Löwen; *läben*, leben; *Læ̊ben*, Name eines Dorfes; *terréten* und *terräten* zerrissen, Impf. und Partic. Es versteht sich von selbst, dass *i* und *ü* u. s. f. in der Aussprache nicht verwechselt werden dürfen.

Für die Quantität dient folgende Regel: Jeder Vokal in einer Flexionssilbe ist kurz; jeder Diphthong auch å und æ̊ ist lang und akzentuirt, ebenso jeder Vokal in den Stammsilben der Wörter, ausser vor Doppelkonsonanten, vor denen in Stammsilben die Vokale kurz, aber akzentuirt auszusprechen sind. Von den Konsonanten verdienen besondere Beachtung die tenues, mediae und aspiratae, die nie — auch am Ende der Wörter nicht — zu verwechseln sind. So hat also *lank* (räumlich) eine andre Aussprache als *lang* (zeitlich); beſhed (Bescheid) klingt anders als beſhet (beschiesse) u. s. f. Die Aussprache des g in *segt* (sagt), *segg* (sage) und ähnlichem nähert sich dem *ch* u. s. f. Ferner muss das *ſ* von dem *s* wohl geschieden werden. In Meklemburg-Strelitz namentlich, dessen Dialekt wir hier geben, wird ſp, ſt, ſw, ſr, ſm, ſl etc. mit dem Zischlaute, als wie schp, scht, schm etc. gesprochen; sp, st, sm, sw, sl, sr u. s. w. ganz rein, also *ſpräken* (= schpräken, sprechen), doch *knospen*; *ſtäwel* (= schtäwel) und *irnst* (Stiefel und Ernst), *ſmiten* und *Wismar* (werfen und Wismar, Stadt.) Das *ſh* entspricht dem hochd. sch und verkürzt als Doppelkonsonant den vorhergehenden Stammvokal, ebenso wie *ch*.

Neben dem ſh kommt noch ein ungleich weicherer Laut — wenn auch selten — vor, der etwa dem französischen j entspricht, für den wir die Bezeichnung 'sh anwenden. Man verwechsle also nicht *bu'sh* (der Laut, mit dem Ammen die Kinder einsingen; daher das Zeitwort *inbu'shen*, einsingen) mit *buſh* (Busch, Wald).

Das f wird nie durch ph bezeichnet. Wo also ph steht, sind beide Laute p und h zu sprechen, z. B. uphollen (aufhalten).

Ueberhaupt ist jeder geschriebene Buchstabe auszusprechen; namentlich giebt es also kein blosses Dehnungs-h. Wo dies etwa anzuwenden wäre, steht ` als Dehnungszeichen über dem lang zu sprechenden Vokal;

für langes ä und ö steht æ und œ. Vor r werden die Vokale meist gedehnter als im Hochdeutschen gesprochen; also ârm, wârm u. s. w. mit langem a. — Für die wenigen Fälle, wo ein Stammvokal ohne drauffolgenden Doppelkonsonanten kurz gesprochen werden soll, ist die Kürze durch ° bezeichnet; z. B. da, dem französischen tiens entsprechend, während dar dem voilà, voici entspricht; z. B. *da, dar sind dre daler* = tiens, voilà trois écus. Das r bei dar und ähnlichen Wörtern klingt übrigens sehr schwach, fast wie daa. — Wenn in Wörtern wie *datt ennen*, das Ende, das e in der Flexionssilbe ausfällt, so ist das letzte e, obgleich *enn'n* einsilbig ausgesprochen wird, deutlich zu hören. — Endlich haben wir in Wörtern, in denen man über die Betonung schwanken könnte, diese durch einen Akzent ʼ bezeichnet z. B. dábi und dabí.

Als Grundlage dieses orthographischen Systems diente uns Scheller's Vorrede zum reinke de foss. Die vorgenommenen Modifikationen schienen nothwendig zur Bezeichnung des meklemburger Dialekts, der sich vom Hochdeutschen durchaus nicht mehr ganz rein erhalten hat.

---

1) De lerer är urſprunk.[1])

„Ji [2]) luſtigen, duftigen lerer,
Ji, de ji so lustig erſhallt,
Wi hebben ji gistern noch hü^rt[3]) nich,
Hüt ſhalln ji dörch feld unn dörch wald.

Hüt [4]) singen de mäkens, de jungens
Tohop [5]) jug [6]) mit lustigen ſhall.
Doch morren denn singens all [7]) annern.
Wo kamen unn gan ji so ball?"

— „Ga henn du unn frag du de ſhwalben
Ga, frag se: woher unn wohenn?
Se warren [8]) beſhed di nich seggen:
Se kamen unn flegen dahenn.

Unn frag du, wo ſtürmst du so hild [9]) henn?
Wo flüchst du so hild henn, du wind?
He ward da nich töben [10]), ward brausen
Unn sausen forœwer geſhwind.

Unn frag du de blomen, de lütten, [11])
Se hüren daupp [12]) nich inn'n buſh.
Se blengen [13]) unn welken unn't driben
Hild [9]) annern all werrer [14]), huſh, huſh!

Wi flegen so flink ass de ſhwalben,
Wi flegen bald her unn bald henn.
Hüt ſhallen w' so lustig, doch morr'n all
Shall'n annern: wi hebben en enn'n.[15])

Wi wassen so ſtill unn so sacht upp
Ass blomen upp waldigen grunn'n,
Wi flegen so hild [9]) ass de ſtormwind,
Wi flegen fonn munnen to munn'n.[16])

Wi brausen unn sausen forœwer
Unn gäben nich wirer [17]) beſhed.
Woher unn wohenn denn? wer fröcht [18]) datt
Sonn [19]) luſtiget, duftiget led?" —

2) Wo het min ſhatz? [1])

U^trägent [2]) hett datt all lang tid,[3])
Fonn de böm dar trippelt [4]) datt noch.
He iss nich hir, doch denk ick
An min lêwsten ümmer noch.
He küsst mi, ass he fûrtging,
De kuss, de wass so söt, [5])
Datt ick noch ümmer, ümmer
Ann emm gedenken möt.[6])

Muskatennœt unn nelken
De sind so söt unn lew,
Doch söter unn lewer ass [7]) allens
De küss, de he mi gew.
Unn fröcht ên [8]) wecker sin [9]) küss denn
So söt sind unn so god?
Min ſhatz datt iss enn jäger
Fonn hogen ſtolten mod.

Dre flinke, ſtolte jäger
De gan hir ut unn inn,
Dre flinke ſtolte jäger,
Doch enen mann [10]) heww'k inn sinn.

De irst unn dé het Kriſhan
De iss so hog unn ſtolt,
De twet unn de het Jochen
De jöcht so flink dörcht holt.[11])

De drüdd datt iss de ſhönste,
De ſhönst fonn all tosam'n.[12])
Kumm her min ſhatz unn küss mi:
Süss segg'k [13]) ok dinen nam'n.
Kumm her min ſhatz unn küss mi,
Ferſlut [14]) mi so min mund:
Süss do ick din namen to weten [15])
Ann all tohopen [16]) kund.

3. De ul unn de krei. [1])

„Kumm, grôsmutting, o kumm unn sett di dar dicht bi'n kamín dal, [2])
Datt di nich frîst.[3]) Wo [4]) flackert datt für inn enn aben [5]) so lustig!
Kumm, grôsmutting, o kumm unn fertell [6]) du uns denn ne geſhicht hir,
So ass [7]) de letzt; wi will'n ok nipp [8]) tohüren unn acht gäb'n." —

„Ja recht gîrn! hü'rt to! du, Kriſhan, da sett di denn ſtol henn
Warüm wist du di nich hensetten bi alle de annern?

Bist woll ſtols? Woúpp? Töw, [9]) ſhlom, [10]) di warr ick fertellen
Nu ne geſhicht, wo't geit, [11]) wenn en ſtols iss. Oefters all seg ick
Datt up sin glattet gesicht so fäl sich de bengel to god deit.

Nu hü'rt to! Godd hare de ul för alle de fægel
Gråd amm brilljantesten ſhmückt; rod wiren unn golden de ferrern; [12])
Unn wo glitzerte datt, wenn de sünn drupp ſhinte, so prachtfull!
Doch watt nich ſhön wir, datt wir, datt se mênte, se dürft nu
Nich umgån mitt de annern, de nich so glitzern unn blitzern.
Ênsåm læwte se ſtêts unn kemen mål annere fægel
Aer to besöken, [13]) so sär's [14]): fui æwer de hässlichen bêster! [15])
Ênmål kem nu de krei ok ann unn wull är besöken
Unn de bröcht är mitt, watt's har, jå fonn allent datt beste,
Böd är fründlich datt ann unn sär: dă, nimm datt unn ät'. — Fui,
Sär då de ul, ir [16]) wull ick min glenzenden ferrern ferliren
All warhaftig unn rug [17]) ûtsen unn ſmutzig unn ſtruppig
Aſs fonn sonn [18]) hässlichet bêst annämen watt. Sär ett unn ſhmet fûrt [19])
Allens, so wid ass s' künn. Wid wech flög zornig de krei drupp.
Åewerst [20]) de lew godd har ansen wo ſtolt datt de ul wass
Unn let rings wos' wånt, affſtarben datt grass unn de krürer. [21])
Niks då to äten för är gaſt ringsümm mir [22]) unn de ul satt
Hungrig. Wo keks' sich ümm! [23]) Niks wass då to finnen, ass watts' îrst
Wid wech har fûrtſmäten. Datt ät ick nich, rep se, doch flögs' all
Neger [24]) unn seg itt sick ann unn se künn nich den hunger betwingen.
Wecker [25]) denn süt't ok reps', ên kuren [26]) man ät ick, nich mirer.
Ên kurn ſrets' unn noch ên, bitt denn endlich datt ganze fertêrt wir.
Aſs se nu gäten, då wulls' ass gewœnlich sich ſtriken unn putzen.
Doch watt segs'? Furt wiren de roden, de goldenen ferrern
Alle tohop unn rug ûtsegs' unn ſmutzig unn ſtruppig.
Har se doch sülwst sich ferflûcht. Nu jammert unn krîtſhte [27]) se bang upp,
Åewerst umsüss. Unn se hürt inn de luft watt ſwirren unn wirren [28])
Henn keks' [23]) unn se erblickt in de luft fäl fægel, de krei fær. [28])
Wo iſs de ul? rep allns, se erkannten dat hässliche bêst nich;
Doch ass se jammert unn krîtſht, dår erkanntens' de ul ann de ſtimm. Glik
Flögen se alle tohop upp är los unn packtens' unn hackten

Fiks mitt de ſhnæ̊bel upp los. Töw,[9]) repens', di willen w' all krigen!
Ssü[29]), wo datt ſtölt bêst rug ûtsüt unn ſtruppich. Se ſleg fûrt
Henn na'n ollet gemür[30]) unn ferſteckt sich då hild[31]) inn de ritzen.
Sit dê tid möt ümmer de ul sich ferbârgen. Se flücht nu
Ênzig dett nachts; denn se ſhûgt sich fæ̊r annere fæ̊gel; unn letts sich
Sehen bi dach, wo kamen de kreigen unn packens unn hacken
Fiks mitt de ſhnæ̊bel drupp los, datt se fro iss, wenn se man fûrtkümmt. —
Sü'st du, Kriſhån, so geit't wenn en ſtols iss. Höd di[32]) bi tid unn
Aenner di jo, datt du nich êns[33]) läwst ass de ul mank de kreigen."[34])

Dr. D. H. Sanders. *)

Sprachliche Erläuterungen
vom Herausgeber.

1. 1) Der Lieder (ihr) Ursprung. Ueber diese grammatische Fügung s. oben S. 124, III, 2. — 2) ihr. 3) gehört. Die niederdeutschen Mundarten, wie die uns verwandten nordischen Sprachen, entbehren durchgängig des participialen ge-; vergl. oben S. 122, b. — 4) heute. 5) zusammen, beisammen; eigentlich: zu Hauf: niederl. *te hoop.* 6) euch. 7) schon. 8) werden.

9) *hild*, schnell; eigentlich: geneigt, abschüssig (wie umgekehrt unser *jäh*, mittelhochd. *gâch*, *gæhe*), althochd. *hald*, angels. *heald*, neben dem Verbum: ahd. *haldên*, ags. *hyldan*, neigen; noch schweizerisch: *halden*, sich neigen, u. *helden*, geneigt, schief stellen, z. B. ein Fass (Stalder, II, 13; vergl. auch niederl. *hellen*, altengl. *hild*, dän. *helde*, schwed. *hälla*, etc.) Davon noch: die *Halde*, Bergneigung, Abhang (auch das nord. *hialli*, Hügel; engl. *hill*, niederd. *hull*, nord. *holm* u. a. m.); dann in bildlicher Bedeutung des Geneigtseins: *hold* u. *Huld* (goth. *hulths*; vgl. engl., fries., niederl. etc. Schmeller, II, 178.): ja auch das schon im Mittelhochd. übliche und noch jetzt den oberdeutschen Mundarten so geläufige und geschmeidige *halt* mit seinem comparativischen *halter* wird am besten mit dem goth. Adverb *haldis*, lieber, vielmehr (potius), hieher zurückgeführt, doch daneben auch eine spätere Vermischung mit dem elliptischen Präsens *halte* (dah. auch *haltich*, d. h. ich halte dafür, opinor) angenommen. Grimm's gramm., III, 240. 590. 593. Schmeller, II, 184. Schmid, 256. Diefenbach, II, 517 ff. Eine andere Ableitung gibt Müllenhoff zum Quickborn, S. 296.

10) *töben*, warten; mittelniederd. *tôven*, stehen bleiben; dän. *tôve*, schwed. *töfva*, etc. althochd. *zûôn*; baier. *zöfeln* (Nürnb.), *ziefeln*, *ziefern* (Kob.); neuhochd. *zaudern*. Schmeller, IV, 227. f.

11) *lütte*, klein (goth. *leitils*, klein, wenig; angels. *lytel*, engl. *little*, etc. mittelhochd. *lützel*), in den nordischen Sprachen u. Mundarten weit verbreitet (*lütje*,

*) Mitgetheilt von Dr. Friedr. Hofmann in Hildburghausen.

lütke etc.): doch auch in oberdeutschen Dialekten (besonders in Namen wie *Lützelberg*, *Lützelkirchen*, *Lützelmain*, *Lützelbuch*, d. i. Kleinwald, u. a. m.; auch in dem aus *Lützelburg* entstellten Luxemburg) noch schwach fortlebend: *lützel*, *leizig*, Schmeller, II, 530 f.; *a˘ linzelá* (kob., fälschlich an Linse angelehnt, daher auch: o˘ Lins'n gross); schwäb. *nitzel*, Schmid, 367: schweiz. *lötzel*, Tobler, 302. Stalder, II, 188.

12) darauf. 13) blühen. 14) schon wieder. 15) Ende. 16) von Mund zu Mund. 17) weiter. 18) fragt. 19) so ein, solch ein.

2. 1) Wie heisst mein Schatz? 2) ausgeregnet. 3) Zeit. 4) tröpfeln. 5) süss. 6) muss. 7) als. 8) fragt Einer, Jemand. 9) welcher sein = wessen. 10) nur. 11) Holz. 12) zusammen. 13) Sonst sag' ich. 14) verschliess'. 15) zu wissen. 16) zusammen.

3. 1) Die Eule u. die Krähe. 2) nieder. 3) friert; mhd. *vriesen*, engl. *to freeze* etc. in nordischen verwandten Sprachen und niederd. Mundarten; auch in einigen oberdeutschen Dialekten (Koburger Dorfmundart: es *freust*) Schmeller, I, 618 f. — 4) wie. 5) Ofen. 6) erzähle. 7) (als) wie. 8) genau; vergl. engl. *nip*, niederl. *nijpen*, kneipen, u. unser *knapp*. 9) warte; s. oben zu 1, 10. — 10) Schelm. 11) wie's geht. 12) Federn. 13) sie (ihr) zu besuchen. 14) sagte sie. 15) Thiere. 16) eher. 17) rauh. 18) so ein, solch ein. 19) schmiss, warf. 20) aber. 21) Kräuter. 22) mehr. 23) wie guckte sie sich um! 24) näher. 25) welcher, wer. 26) Korn. 27) kreischte. 28) vorne, voran. 29) sieh! 30) altes Gemäuer. 31) s. oben zu 1, 9. 32) hüte dich. 33) einst, d. alte *eines*. 34) wie die Eule unter (*mank*, angels. *on gemang* im Gemenge, engl. *among* etc. zu: man, manig, Menge) den Krähen; sprichwörtlich: *hir binn ick afs de ul mank de kreigen*, hier bin ich verfolgt, verrathen und verkauft.

Osnabrücker Mundart.

Gesang der armen Kinder am St. Martinsabend.

Sünte Martens gauens (?) Mann,
Däi us wall wat gieven kann
Van Appel un van Bieren,
Låt us nich so gieren!
Mött' noch wiit nå Cöllen gån,
Cöllen is so fär'e,
Komm' wi nimmer mehre;
Hilgen Blatt;
Schöune Stadt;
Schöune Jungfern, giev't us wat.

Gesang der armen Kinder am heil. Dreikönigsfeste.

Däi hilgen dräi Können gåt herüm,
Kiket in alle Hüser sik üm,
Kiket in alle Ecken un Häuke,
Säuket in alle Wiemen*) un Släuke:
Gevt us wat tau Gottes Ehr';
Kommt ock nächstes Jår nich weer.

Nach gereichtem Geschenke wird der Dank entweder einfach gesagt oder vergessen; wird Nichts oder zu wenig gegeben, so erfolgt dieser Spottvers:

Säi häbbt us äinen Stankhäring gegeben;
Gott låte säi kiin Jår mehr leben,
Kiin Jår, kiin Dag, kiin Ogenblick;
Gott geve ähr den Galgenstrick.

Dr. A. v. Eye.

Ostfriesische Mundart.

Up moeders schôt.[1])

Bi Lêir[2]) dar steit 'n lütje[3]) barg,
Dêi hört[4]) de kinner van Lêir;
Det het as kind mîn moeder mî
Bi't wasken[5]) vertelt walêr.[6])

Wenn mî in 't G'sicht dat water quam,
Dann was 'k wârhaftig nêit mack[7]),
Ick rêrde,[8]) wenn de sêip[9]) mî bêt[10])
In d'ôgen, un dat fâk.[11])

Dann see sei: Kårl, mîn lêive Jung!
Wenn du holst still nu her,
Vertel 'k dî van de Plipenbarg. —[12])
Nu holl ôk still, nêit rêr.

Un wenn de sêip nêit gar toe düll
Mî in de ôgen bêt,
Was ick ôk still un sei was blîd'[13]),
Dat ick mî wasken lêt.

Vertelen de sei dann so môi[14])
Mi van oll' wîven drêi,
De harr'n toesamendrag'n de barg
In de schörten vör de knêi.

Mit lêiverla[15]) de barg wur hoch
War hêi van dag[16]) nog steit,
De Lêirer kinner hört[4]) de barg
So as de segge geit.

Un anners wat, wat 'k nêit mêr wêit,
Quam in't vertelsel[17]) vör,
Un ümmer was't vertelsel ut,
Wenn sêi mit 't wasken dör.[18])

Un wenn ick fâken[11]) nog dran denk,
Kehrt sück mîn harte[19]) um:
Dat was 'n tîd up moeders schôt. —
Nu is sêi olt un krum.

Bremen. C. Tannen.

---

*) *Wiemen*, zwei Balken unter der Küchendecke, an welchen der Vorrath geräucherter Fleischwaaren aufgehängt wird.

Sprachliche Erläuterungen.

1) Auf der Mutter Schooss. 2) Leer, Stadt an der Leda in Ostfriesland.
3) klein; s. oben S. 274, 11. 4) gehört. 5) beim Waschen.
6) *walér*, wol eher; d. i. ehemals, früher.
7) *mak*, ahd. *gimah*, unser gemach: ruhig, geduldig; bequem, sanft.
8) *réren*, mhd., schreien (v. Hirsch, Rindvieh); weinen. Schmeller, III, 120.
9) Seife. 10) biss. 11) *fak*, *fahen*, holl. *vaak*, oft; ein adverb. Dativ v. alten *fak*, Fach, Abtheilung; angels. *fäc*, Zeittheil. Vergl. unser -fach in mannchfach etc. u. das analoge -*falt*. 12) Plipenbarg, ein unweit Leer aufgeworfener Erdhügel, auf welchem, der Sage nach, in grauer Vorzeit geopfert wurde.
13) *blid*, freundlich, heiter; goth. *bleiths*, mild, barmherzig; mhd. *blide*, engl. *blithe*, etc. Diefenbach. I, 306. f. 14) *möi*, *moje*, schön, hübsch, fein; holl. *mooi*. Diefenbach, II, 3. 9. 15) allgemach, nach u. nach; *leverlage*. Richey.
16) heute; eigentl. von Tag; vergl. engl. to, day. 17) Erzählung. 18) durch.
19) Herz. Der Herausgeber.

Lieder in fränkisch-hennebergischer mundart

von G. Friedr. Stertzing.

Wer Hebels allemannische Gedichte, Meinerts Fylgie u. a. m. gelesen hat, ohne jene mundarten vorher zu kennen, der wird offenbar nicht gewusst haben, wie er die worte lesen und aussprechen sollte: mir wenigstens ist es immer so gegangen. die ursache dieser erscheinung aber ist zumeist die mangelhafte bezeichnung der vocale und diese beruht wieder auf dem gebrauche deutscher lettern, welche keine accente zulassen oder wenigstens nicht auf diese weise im gebrauche sind. eine fernere ursache ist die unsinnige neuhochdeutsche rechtschreibung, welche die herausgeber solcher mundartlichen gedichte theilweise beibehielten, theilweise abänderten. Warum verwarfen sie dieselbe nicht ganz, da sie doch nicht hochdeutsche schriftsprache ausdrückten? wer die gebräuchliche rechtschreibung des neuhochdeutschen unbefangen und mit unparteiischen augen betrachtet, kann nur auf den gedanken kommen, als beruhe sie auf dem grundsatze, *dass die nhd. sprache weder lange noch kurze vocale habe*, sondern ihre silben nur durch ein dehnungs-h oder vocalverdoppelung verlängere und durch consonantenverdoppelung verkürze: aber sogar dies, wie unrichtig es auch an sich ist, ward nicht einmal folgerecht durchgeführt. endlich kommt dazu der gebrauch des th (welchen laut, nämlich die aspirata der zungenlaute, bloss das gothische,

angelsächsiche, altnordische und neuenglische unter den germanischen sprachen besitzen), da doch die aspirata der lingualen der deutschen sprache seit den ältesten uns bekannten zeiten fehlt, offenbar auch weiter nichts als ein versetztes ht (z. b. muth = muht, rath = raht) ist und in den ungenauen schreibweisen des 15. und 16. jahrh. wurzelt, sowie der allzu öftere gebrauch des ie, wo historische orthographie ein einfaches i aufweist. dies auf die mundarten angewandt, zeigt uns, dass, sobald wir uns nhd. rechtschreibung bedienen wollen, wir die rechte aussprache mehr hindern als fördern; z. b. wenn man *weh* schreiben wollte *wéäh*, wer bürgt uns dann, dass nicht manche wé-äh lesen? oder könnte ein *roëth* nicht einer oder der andere *ro-ëtt* aussprechen? kurz, wenn wir in mundarten schreiben, schreiben wir nicht hochdeutsch, haben also das recht, um eine richtige aussprache herzustellen, gänzlich von der modeorthographie (sie ist ja auch nur eine mode ohne alle vernünftige begründung) abzuweichen; deshalb hielt ich mich in meiner schreibweise bloss an die historische rechtschreibung, d. h. ans alt- und mittelhochdeutsche, dessen orthographie auf etymologie beruht, und an die aussprache, der zu liebe ich allerdings auch oft, wie es natürlich ist, vom historischen abwich. demnach fehlen doppelvocale, unsinnige und zweckwidrige th, dehnungs-h u. s. w. freilich habe ich auch noch viele doppelconsonanten, die wegen meiner genauen vocalbezeichnung in bezug auf länge und kürze rein unnöthig sind, angesetzt, aber nur um der schwachen und der freunde des guten alten herkommens willen, die sonst untröstlich wären. so viel also zur begründung meiner schreibweise, worüber sich eine kleine abhandlung schreiben liesse, wenn alle punkte berücksichtigt werden sollten; aber dazu ist hier weder ort noch raum. nun zur eigentlichen aussprache.

Hauptregel ist: *alle circumflectirten vocale* (z. b. â, ô, û) *sind lang und gedehnt auszusprechen*, gerade so, als ob sie verdoppelt geschrieben ständen, und *alle vocale, welche nicht den circumflex haben, sind kurz und geschwind auszusprechen.* von letzterer regel ist bloss å ausgenommen, worüber weiter unten das nähere folgt, denn dieser laut, noch mit einem accente versehen, würde die gestalt eines thurmes erhalten haben, deshalb benutzte man die beiden gestalten dieses buchstaben *å* å, um seine kürze und länge auszudrücken.

I. Vocale.

a. lang und gedehnt sind: *á*, å (ein sehr tiefes kehl-o oder, wenn man will, kehl-*a*, wenigstens eine mischung von sehr tiefem o und *a*, also

der tiefste laut unserer vocalscale), *i*. *û*, *ó* (der hohe laut, wozu å der tiefste ist), *é* (recht hell und rein, wie in Jesus, zu sprechen) und ẹ̀ (ein sehr hoher ä-laut mit dehnung und mit weitgeöffnetem munde zu sprechen, er klingt etwa wie das e in 'kehle, fehler' oder das ä in 'wäre').

b. kurz und scharf sind: *a*, *å* (wird wie das å gesprochen, nur kurz, wie jenes lang) *i*, *u*; *o* (ist in der Bibraer mundart sehr hoch und hell zu sprechen), *é* (sehr hohes und helles e, etwa wie in 'vetter, retter, nennen, rennen, mensch, kette'), *ë* (tiefes und dumpfes e, fast zu sprechen gleich einem kurzen ä, klingt wie e in 'herr, quelle, welle, herz, berg), *e* (äusserst hoher ä-laut, wie in 'herrschen' oder dem scharf betonten, hastig fragenden 'wer': ist vorzüglich der mundart des dorfes Jüchsen eigen, kommt auch im Werrathale und an der Rhön vor und ist die kürze zu obigem langen ê) und e (ə) (dumpf und ganz tonlos in den endsilben und fast stumm im artikel, den pronominen und partikeln; z. b. der, den, dess = dr, dn, dss; ess, me, se = əss mə sə u. s. w.).

II. Umlaute der vocale.

a. der langen und gedehnten: æ, æ̊ (ein sehr tiefes breites kehl-ö oder ä, die tiefste lautscale der umlaute), *ü* (langes ü, wie in dem wort 'stühle, fühlen') und *œ* (wie in 'höhle, empören, vögel').

b. der kurzen und scharfen: *ä*, *ä̇* (kurz, wie æ̊ lang: aussprache und ton gleich), *ü* (wie in 'hülle') und *ö* (wie in 'hölle').

III. Diphthonge mit ihren umlauten.

a. solche, wo die beiden lautzeichen zusammengesprochen oder in *einen* laut vereinigt werden, sind: *au* mit den umlauten *äu* und *eu* (deren beider aussprache ganz gleich ist); *ou* mit dem umlaute *öu* (ou verhält sich zu au wie öu zu äu); *ei* (wie in 'eis, rein, beil'); *äi* (dem betonten ä wird ein i gerade so angeschleift und zu *einem* laute verbunden, wie dem e ein i zur bildung des lautes ei), umlaut zu *ai* (welches fast wie ei klingt, nur dass das *a* hier mehr hervortönt und scharf betont wird, z. b. auwai = auwái oder auwâi, hai = hâi, d. i. heim, in der Herpfer mundart und der dortigen umgegend); *ie* (wie ein î, klingt wie 'friede, lied, griess'); *oi* (o und i zu einem laut verbunden z. b. loit, foier, hoilt, mois, hoiser: entspricht hd. eu und äu, ist den meisten dörfern des amtes Römhild eigenthümlich); *ui* (wie hd. 'hui, pfui', besonders dem Steinbacher dialekt eigen, z. b. 'geschluin', geschlagen).

b. solche, wo der erste laut des diphthongs sehr gedehnt gesprochen und der zweite laut kurz nachgeschleift wird, sind: *oë* (z. b. hoër, roët, joër = hôer, rôet, jôer), *öe* (umlaut zu oë z. b. moëss plur. möësser 'maass maasse', oës pl. öëser 'aas äser', floët pl. flöëter 'flätz', söëmerei), *uə* (z.b. bruët nuët luë suëm = brûët nûet lûë sûëm 'brot noth lohn same'), *üe* (umlaut zu ue z. b. ruet rüet 'roth röthe', bües 'böse', hüer 'höre'), *ua* (der Bibraer mundart eigen, doch da in vielen dörfern eine doppelte aussprache herrscht, eine harte und eine weiche, so sagen manche dafür uë, sowie einige hart *oa* und andere weicher oë sprechen: z b. uart wuart = uërt wuërt, goar boart = goër boërt), *ia* (ebenfalls Bibraisch, z. b. wiart = wîart und nach der weichern aussprache = wîert 'wirth), *ie* (z. b. nîert mîe geschîe bîer), *éa* (Bibraisch: langes helles e mit kurz nachgeschleiftem a, z. b. kléa méa éar = klêa mêa êar), *éä* (in den andern mundarten für Bibraisches *éa*: z. b. méä schéär = (sprich) mêä schêär; man könnte diesen laut auch durch êë ausdrücken, z. b. mêë schêër fêërt).

IV. Consonanten.

Da, wie man gesehen hat, die langen und kurzen vocale durchweg genau bezeichnet werden, so wäre consonantenverdoppnlung nirgend nöthig gewesen und ich hätte consequenter maassen 'glök schaz bukel plaze' für 'glöck schatz buckel platze' u. s. w. schreiben sollen; aber doch habe ich hier der hochdeutschen schreibweise und ihren verehrern zu gefallen einige consonantenverdoppelungen stehen lassen. Doch spreche man ein 'al bal sol söl wil' = 'all ball soll söll will', ein 'schlof of koln' = 'schloff off kolln' u. s. w., denn in diesen fällen die laute zu verdoppeln, wäre zu grosser unsinn gewesen.

sp wird zu anfang einer silbe (oder im anlaut) mit einem nicht allzu harten zischlaut gesprochen, etwa wie shp oder leises schp, z. b. sprëche spiegel sperk = schprëche schpiegel schperk (sperling).

st wird im anfang einer silbe (anlaut) oder am schluss einer silbe (auslaut), doch im letzteren falle nur dann, wenn ein r vorhergeht, wie sht oder leises scht gesprochen, z. b. stërbe stërn stûrich (storch) = schtërbe schtërn schtûrich und wuërst erst först bërste = wûërscht erscht förscht bërschte; nach vocalen und diphthongen ist es reines st wie im hochdeutschen z. b. faust maust bist kénst kömst u. s. w.

s wird nach einem r wie ein mildes und gelindes sch gesprochen, z. b. værs bauersärbet oërs = værsch bauerschärbet oërsch, und sogar bei

inclinirenden pronominen, z. b. bĕr's (wer es), bĕr se wil kriegt se (wer sie will, erhält sie) = bĕr'sch, bĕr sche wil kriegt se u. s. w.

Die hier gegebenen regeln finden allerdings nicht alle anwendung bei den unten stehenden gedichten, aber sie werden sie noch bekommen bei ferneren mittheilungen solcher gedichte in dieser zeitschrift, denn ich wollte hier ein für allemal die aussprache abmachen, um späterer wiederholungen überhoben zu sein. sollte später noch ein oder der andere laut sich finden, der hier nicht bemerkt ist, so wird es nachgetragen werden. besonders hat die Wolfmannshäuser mundart zischlaute, welche, wenn man sie nicht mit einfachen zeichen ausdrückte, wahre wortungeheuer zum vorschein bringen würden, z. b. wer wollte aus Jéäsches, ésch, usch die wörter Jesus, ist, ochse herausfinden. ferner hat manches dorf im Werrathal und an der Rhön ein l, das viele ähnlichkeit, ja vollkommene gleichheit mit dem groben slawischen ł hat (z. b. społeczeństwa im polnischen), wie z. b. in der Belriether mundart al gælt bélder u. s. w.

Der vortrag der Bibraer mundart muss in einem langsamen, gedehnten und fast singendem ton geschehen; dagegen müssen die gedichte in Neubrunner mundart schneller, aber doch gemessen, vorgetragen werden.

I. Lieder in der mundart des dorfes Bibra.

1) Wiegaliedla.

Dess jüngla schreit, dess jüngla schreit
On läit [1]) doch in der wiega;
Zum heula host de jo noch zeit,
Warst âch dan dêl [2]) noch kriega. [3])
 Schlof, ma ként, schlof, ma ként,
 Da béttla és warm,
 Da stübla és warm.
 Nar's [5]) génsla és arm:
 Dann's hot ka schŭ
 Za ôbet [4]) on frü,
 On in der hécka saust der wént:
 schlof, ma ként, schlof, ma ként!

Dess mockele [5]) brommt im stôl of struĕ,
Ess freust [6]) 's so schwén, [7]) doss's klôpert, [8])
Du bist of küssalich [9]) nert [10]) fruĕ,
Bu [11]) wart o pflêg [12] nert hôpert. [13])
 Schlof, ma ként, schlof, ma ként,
 o. s. w.

Ma liebla, horch, ma liebla, hŭr,
Bie doussa [14]) störmt dess wâter
On bie [11]) dess haule [15]) för der tŭr
Gouzt [16]) onner'n haus vo brâter.
 Schlof, ma ként, schlof, ma ként,
 o. s. w.

Boss [11]) schreist da dann, ma harzla, noch,

Boss flénnst [17]) da nar, [3]) ma bűbla?
Ess rűrt ka béssla quôl dich doch
Im warmgemochte stűbla.
Schlof, maként, schlof, ma ként,
o. s. w.

Ess knopt [21]) dess hammele [22]) hœ on kléa
As knôpert's zóckarnüssla.
Schlof, maként, schlof, ma ként,
o. s. w.

'Dess hussele [18]) gakert douss' [14]) im hôf,
Ess gâzelt [19]) drei dess hűla: [20])
O gakert on gâzelt ma ként in schlôf,
Ess schlöft jo im stôl dess kűla.
Schlof, ma ként, schlof, ma ként,
o. s. w.

Zont [23]) schlöft so hüsch [24]) ma schétzla ei
In saner kléna wiega,
Ess lésst san jommer jommer sei,
San dêl wört's âch noch kriega! [25])
Schlof, ma ként, schlof, ma ként,
Da bèttla és warm,
Da stűbla és warm,
Nar 's génsla és arm;
Dann 's hot ka schű
Za ôbet on frü,
On in der hécka saust der wént:
Schlof, ma ként, schlof, ma ként!

Di hussel on's hűla tapt im schnéa
On's freust [6]) sa ô dess füssla;

1) Lied o's schétzla vo en borsche, der ouss der frémd kömmt.

Schôzela, boss machsta dann,
Sœ [1]) me nar, boss machsta?
Bist de glöcklich hie ze lann? [2])
Heulste oder lachsta?
Gét de's übel, gét de's gût?
És da harzle wôlgemût?

Hoste mich dann âch noch garn,
Noch so garn bie süsta? [3])
Oder git's im köpfla sparn, [4])
Die di liep verwüsta?
Och, ich bî de jo so gût,
Bî da schatz mit gût o blût!

Ouss der frémd, ma harzként,
Bin ich widar kumma;
Hämwéa hot as wérbelwént
Mich mit fort genumma,
On di liep hopft mit gejak [5])
Bie e hérschla vornewak.

Och, bie sprung ma harz so frei
Über spiss o stange,
Bie in onner dûrf ich nei
Hortig kâm gegange!
Och, bie wacht doë drei o drauf
Alles glöck der hæmet [6]) auf!

Gélta, [7]) schatz, du bist ach fruë, [8])
Doss ich kâm vom wannern,
Gist me garn ën schmûz [9]) zum luë, [10])
Gist m'én noch den annern? [11])

Wil ich dì geschwint doch â
Honnert tausent schmötzlich[9]) gâ.

U`versêrt és al ma liep,
Die ich mitgenumma,
Hässer noch és jo ar triep
Zont[12]) zeröck gekumma:
Guck, ma harz brönnt bie a koln,
Dröm hot's noch ka ménsch gestoln.

Lang me doch dess schlüssale raus
In dan harz sa häusla,[13])
Schatz, dann wâr ich gleich ins haus
Kriche bie a mäusla:

Nach gét 's dénnrõm[14]) hi o hår,
Hâr o hì, di kröuz di quår.[15])

Och, du machst jo gückelich[16])
Warzig[17]) bie an éngel!
Hoste dann so goër garn mich,
Süsser zockarsténgel?
Kumm geschwint, ma ênzig glõck,
Doss ich ô ma harz dich drõck!

II. Lieder in der mundart des dorfes Neubrunn.

2) Schniterliet.

Schneit, ti[1]) leut, bal sén me röm,[2])
Åber sëtich[3]) ner nert öm,
Hüert, mi möss' ons tommel![4])
Macht[5]) ner, dort in sëlle stöck[6])
Rüft 's es bie[7]) e trommel:
Böck den röck! Böck den röck:[8])
Ärbet és zu euern glöck,
Bër nert ärbet kömt zeröck![9])
Bann[10]) di faule schnîter gaffe,
Wæss di wachtel roët ze schaffe
On schreit ouss den weizestöck
‚Böck den röck! Böck den röck!'

Ner nert röm o nöm geguckt
On mit âge 's fælt verschluckt,
Sët of euer fënger!
Faulet[11]) mœg sich nîert geböck,[12])
Rüft's ach lang o lenger:
Böck den röck! Böck den röck! o. s. w.

Bër im sommer nîert wil schneit,
Muss im wäinter hanger leit
Bie di faule hommel:
Doch wil m'ëppes[13]) zomme kröck,[14])
Muss me halt sich tommel.
Böck den röck! Böck den röck! o. s. w.

Schwëngt di séchel mit gelach,
Wëlte feierabet mach;
Ömmer zûgeschnîte!
Ärbet dörf me nert zestöck[15])
Biss se gânz bestrîte.
Böck den röck! Böck den röck! o. s. w.

Bann im duërf aufflöugt di hû,
Wert verkout[16]) öm schlaf o rû
Wëder korn noch séchel;
Åber bann di nacht wil dröck,
Häm get Hans o Méchel.
Böck den röck! Böck den röck!
Ärbet és zu euern glöck,
Bër nert ärbet kömt zeröck!
Bann di faule schniter gaffe,
Wæss di wachtel roët ze schaffe
On schreit ouss den weizestöck
‚Böck den röck! Böck den röck!'

2) Bötschaft.

Lerchle, bann d' ausflieg wist, [1])
Flieg zu män schätzle;
Lerchle, bann d' ausflieg wist,
Flieg zu män schatz:
Flieg in dess häusle nei,
Häusle nei, stüble nei,
Süch der e plätzle,
Süch der en platz.

Sprëch ner, ich wér noch treu,
Treu o beständig;
Sprëch ner, ich wér noch treu,
Blieps biss o's ênt. [2])
Richt mer ach grüsslich[3]) aus.
Pföuf's er im liedle kraus,
Höpf of ör händlich, [3])
Tânz of ör hênt.

Lerchle, du kömst ja schu
Wider geflôge;
Lerchle, du kömst ja schu
Wider zeröck.
Vœgle, bist gor ze faul,
Hast ner zum pföufe 's maul,
Hast mich betrôge,
Mœcht dich zerdröck!

'Börschle, sei rûig doch,
Wær me nert spétzig; [4])
Börschle, sei rûig doch:
Schazel' és tût!
Nachte [5]) ja storbe schu,
Frîne [6]) begrûp me'n schu.
Sei doch nert hétzig,
Bî de ja gût.'

Lerchle, lieps vœgele,
Wist d' mich bedauer?
Lerchle, lieps vœgele,
Bist ja so stomm.
Flieg zu ör grêble hî,
Bettle hi, grêble hi,
Sëtz dich ofs kröuzle,
Heul biss ich komm.

Hêb ner di flügelich,
Wær de schu folge;
Hêb ner di flügelich,
Bî ja bereit.
Womme [7]) doch flénn mitnant, [8])
Heul mitnant, flénn mitnant
Biss me gestorbe —
Ach, ess wér zeit!

Sprachliche Anmerkungen
vom Herausgeber.

2. 1) *läit, leit,* liegt; mhd. lît; s. oben S. 122, 2. — 2. Theil; eine beliebte elliptische Redensart als Warnung oder Drohung: du kriegst dein Dæl. (des Unangenehmen, namentl. der Strafe etc.). 3) nur; s. oben S. 131, 5. — 4) Abend. 5) Kuh, besonders in der Kindersprache. Schmeller, II, 549. Schmid, 389. — 6) friert:

s. oben S. 275, 3, 3. — 7) *schwen, schwin*, goth. *svinths*, mhd. *swinde* etc., unser geschwind: stark, kräftig; als verstärkendes Adverb: sehr, heftig. Schmeller, III, 540, s. oben S. 237 (schon angels. und noch nordisch: *svitho, swith* etc.): 8) klappert. 9) *Küssalich*, kleine Küssen (richtiger als das neuhochd. Kissen! vom ahd. *Kussin*, franz. *coussin* etc.) Ueber die, besonders dem Plural in der hennebergisch-fränkischen Mundart eigenthümliche Diminutivbildung auf — *lich* vergl. Grimms Gramm. III, 674. oben S. 164. 10) nicht. 11) wo; vgl. *bie*, wie; *boss*, was; *bann*, wann; Schmeller; §. 683. — 12) Wartung und Pflege; *ǒ, ə̌*, vor Vocalen und sonst auch *əd*, ist ein gekürztes, angeschleiftes *und* in formelhaften Ausdrücken wie: *Tôg ə̌ Nacht, angst ě bang, nǒch əd nǒch auf əd ábm*, auf und eben, d. h. völlig, genau. 13) hapern, stocken; fehlen, mangeln. 14) draussen; s. oben S. 127. — 15) *Haulá, Hauhau*, der Hund (in d. Kindersprache, nach seinem Bellen; auch *Wauwau*). 16) *gauzen*, bellen; Schmllr, II, 88. 17) *flennen, flenzen, fletschen*, weinen (mit verzerrtem Munde; v. alten *vlans*, aufgesperrter, verzogener Mund), vgl. greinen. Schmllr, II, 588. 590. Weigand, synon. Wörterb., Nr. 2246). — 18) *di Huss'l, das Hussələ*, Gans, 19) *gatzen, gatzeln*, gackern, schnattern, namentlich von den Hühnern beim Eierlegen. 20) Höhnlein. 21) *knopen, knoppern, knuppern*, beissen; mit den Vorderzähnen an etwas Hartem nagen. 22) *Hämmə'á*, Schäfchen (in der Kindersprache). 23) *zont*, gekürzt aus *jetzund*, jetzt. 24. hübsch. 25) *sei*, sein (Infinitiv); Ueber diesen Abfall des infinitivischen *n* oder *en*, der den thüringischen, nordfränkischen und hennebergischen Mundarten eigenthümlich ist und schon im Mittelhochdeutschen vorkommt, vergleiche Schmeller §. 586. Reinwald's henneb. Idiotikon, S. 10. Grimm's Gramm. I, 931. Weinhold, Dialectforschung, S. 126.

2. 1) sage. 2) *Lann*, Dativ v. *Lant*, Land. 3) sonst, ehedem. 4) Sparren, Grillen, Einbildungen. 5) hüpfender Sprung; v. *jách, gách*, jähe; bayer. *jaugken*, Schmllr, II, 267; schwäb. *G'jäg, G'jeck*, geräuschvolles Umherlaufen; Stalder, II, 71. — 6) Heimat. 7) *geltá (ge'l, gellá, gelt'nsá)*, nicht wahr? v. Verb. gelten; Schmeller, II, 44. 8) froh. 9) Schmatz, lauter, schallender Kuss; Schmllr, III, 478; Weigand, Nr. 1138; Dimin. *Schmötzlá*, Plur. *Schmötzlich*. 10) Lohn. 11) gibst mir einen nach dem andern. 12) jetzt; oben I, 2.. 13) in deines Herzens Häuschen; s. oben S. 124, III, 2. — 14) drinnen, herum. 15) *di Kreuz di Quer*, ins Kreuz (engl. across) und in die Quere. 16) *Gückəlich*, Plur. v. *Guckəlá*, Äuglein (liebkosend, in der Kindersprache); zum Verb. *gucken*, Schmllr. II, 27; s. oben I, 9. 17) wahrlich, wahrhaftig; Schmllr, IV, 123, 167.

II. Neubrunner Mundart.

1. 1) ihr. 2) bald sind wir herum, d. i. am Ende, fertig. 3) seht euch; *euch* wird, wenn es mit dem Verbum verschmilzt, zu *ich*, wie *uns* zu *es*: *hå̊ hat es geschlœ*, er hat uns geschlagen. 4) sich tummeln, sich beeilen; v. ahd. *tûmôn*, sich im Kreise bewegen, versari; dah. *taumeln*; niederd. sich *sputen*. Weigand, synon. Wörterb., Nro. 535. vgl. oben 1, 25. 5) thun, arbeiten; eilen. 6) in jenem (selbem; s. oben S. 135, 13) Getreidstück. 7) als wie, gleichwie. 8) bückt den Rücken. 9) wer nicht arbeitet, kommt zurück, dessen Vermögens-

stand kommt in Abnahme. 10) s. oben 1, 11. 11) Faulheit. 12) bücken; s. oben S. 123, II, und Anmerk. zu I, 25. 13) *eppes*, etwas; wie *epper*, etwa, etc. Schmllr, 1, 128. 14) (gleichsam mit der Krücke) zusammenscharren, mühsam erarbeiten, erwerben. 15) zerstücken, abbrechen. 16) vertauscht; der *Kout*, Tausch, Handel; *kauten*, *kaudern*, Zwischenhandel treiben, mäkeln; davon *Kauderwelsch* für die unverständliche, verderbte, ausländische Sprache (*Wälsch*) der ehedem so häufig, namentlich auf den Dörfern umherziehenden italienischen Kleinhändler (*Kauderer*). Schmeller, II, 281. Weigand, Nr. 2032.

8. 1) willst. 2) an das Ende. 3) siehe oben 1, 9. 4) werde mir nicht spitzig, d. i. stechend, beissend, verletzend (in Worten); vorlaut, naseweis. Schmeller, III, 583. 5) *nächten*, *nächt*, gestern Abends; Schmeller, II, 673. — 6) vorhin. 7) wollen wir. 8) mit einander.

Nürnberger Mundart. *)

Elegie an Nürnberg.

Wenn i' hôb' drob'n vo᷉ der Frei-ung [1])
Scho᷉ manchmal rô [2]) g'schaut áf di Stadt,
Dâu hôb' i' oft vull bittrər Wèimout
Su allerhand Gədank'n g'hatt. [3])

Lêib's Nörnber'g, frâu'g i', wos für Zeit'n
Wàr'n dés, dêi di' hob'm g'macht su grâuss?
Dâu hob'm deinə Bur'gər alli
G'wîss g'hatt'n [3]) no'ə᷉ bessər's Lâus.

Sunst wär's jo nimmər mü̆'gli' g'wês'n,
Dass du erreicht hèist su ə᷉ Pracht,
Wenn nit von'n Grêisst'n bis zo'n Klenst'n
ə᷉ Jedəs hèit nâuch Schêi᷉heit tracht. [4])

Schau ánər si' nèr à᷉ dêi Körigng
Und sô'g nâu, wous di zweit'n [5]) git,
Dêi Kunst, dêi dâu drinn is zu'n sêgng, [6])
Dêi find't mər in ganz Deutschland nit.

---

*) In diesem, wie in den folgenden Stücken, haben wir die S. 142 aufgestellte Lautbezeichnung im Allgemeinen beibehalten; doch ist für die in mittel- und oberdeutschen Mundarten so weit verbreitete Aussprache der Consonantenverbindungen *st*, *sp*, *rs* wie *scht*, *schp*, *rsch* die Bezeichnung mit dem Spiritus asper (*'st*, *'sp*, *r's*) angewendet, und, ihr entsprechend, für das *g*, wenn es in seinem schärferen, dem *ch* sich nähernden Laute erscheint, wofür oben, nach Schmeller, ein *gh* steht, hier ein *'g* eingeführt worden. Bei denjenigen Vocalen, die, weil sie schon ein Lautzeichen auf sich tragen, das der Länge ^ nicht annehmen können, ist, wo die Unterscheidung nöthig erschien, fettere Schrift gebraucht; also **á**, **à**, **é**, **è** = lang á, lang à etc.

Und dər schêi˜ Brunná, ná, dâu
sicht mər
Di Fremd·n vull Verwund·ring stêi˜!
I' selbər thou mi' drübər freiá,
Su oft i' drô˜ vərbei mouss gêi˜.

Und dêi Madonná àn d·n Haisərn,
Dêi Chêi·r[7]) und Erkər grâuss ə˜ klá˜,
Wer si' nit dâu kô˜ drübər freiá˜,
Der hâut, wáss Gott, ə˜ Hèrz von Stá˜.

Wêi für di Kunst ə˜ Sinn is gwês·n,
àn alt·n Haisərn sicht mər's no',
əs hâut si' s' prächti' mâl·n lâuss·n
Bənâh ə˜ jédər Handwerksmô˜.

á˜ Haus, ná˜, dés vərgess· i' nimmər! —
Dâu war ə˜ Waff·nschmid·n drà˜;
Oft bin i' als ə˜ Bou'[8]) dort g'stand·n,
Hôb·s g·schaut nèr vull Begeist·rung à˜,

Wêi d· Harnisch, Bick·lháb·n und d·
Lanz·n,
Senn áfg·schlicht[9]) gwês·n in á˜n Eck,
Und wêi dər Mastər mit sei˜n G·sell·ná
Haut g·schmit·t, ·s senn d· Funk·n
g·flûg·n wèck.

Nu' bei á˜n Kupfərschmid, á˜n
Hafnər
Sicht mər su Frescog·mäl' ə˜ pâr;
Di andərn all senn mitənandər
Su nâuch əd nâuch vərkummá˜[10]) gâər.

Und, su wos widər mâl·n lâuss·n,
Dés fallet[11]) jo ká˜n ánzigng ei˜: —
Di Mensch·n senn jo ander'st wûr·n;
êiz gèit nèr alləs af·n Schei˜.

O Nörnberg, wêi hâut si' dəs Blêtlá
Su wundərbar bá dîr êiz g·wend·t!
Wenn kummet·n[11]) dêi alt·n Burgər,
Du wærəst[11]) wärli' nimmər kennt[4]).

Schlêit sicht mər, wou mer hî˜ tout
schaua˜,
Und hêiərt 's Dampfmaschîná-G·saus,
Und Leut mit kummərvull·n Gəsichtərn,
Dêi gèngá[12]) dort·n ei˜ und aus.

Gàer manchər is ə˜ Mastər gwês·n; —
Doch, wêi ər immər gèrbət hâut,
Es is'n zôlt[4]) ərbärmli' wûr'n,
Dass 's oft nèt g·langt hâut nèr zo 'n
Brâud.

Drum hâut ər âf sei˜ Freiheit
g·opfərt,
Dêi doch á˜n Burgər zîrt su schêi˜,
Und tout um d· Frau und seini
Kindər
In d· Fabərrick als Tàglər[13]) gèi˜.

Wûl dâu und dort nu' á˜[14]) si'
blêá˜,
Mər mánt, si mêisst·n Râuthschild
sei˜,
Doch wenn mər áf 'n Grund tout
schau'á˜,
Is hint' ə˜ vorn di Lumperei.

Wenn êiz ə˜ Sachs, ə˜ Dürər
kummet[11])
Und unsər altər Grüb·l gaər,
Dêi so·gət·n g·wiss zou ənandər:
„Schau à˜, dés is ə˜ bôw·rá Waər!"[15])

„Mər [16]) gengá hĩ˜ wou mər senn g'wês'n,
„Denn su wos halt'n m'r [15]) nimmər aus:
„Dâu is nit wêi bá Reichsstadtszeit'n,
„Dâu is wêi in á˜n Erbetshaus.“

Deĩ˜ Wûlstand, Nörnberg, kummt nit widər
Trutz Eis'nbã˜ und trutz Kanâl;
Dêi Männər hob'm in Glanz di˜ g'sêgng;
Doch Alles nêmt án End' ə˜mál.

Wûl hêiərt mər no' all'wál [17]) schreiá˜,
Su oft á˜ G'lêg'ngheit si' git,
Von Kunstsinn, der in dir soll haus'n, —
Allá, dés is nèr su ã˜ G'riəd',

Dés Klád, dés is scho˜ lang êiz z'riss'n,
Dês dir hâut g'stand'n sunst su schêĩ˜;
Und wollt mər's a' á bisslá flick'n,
Es tènnət [11]) doch in Trümmər gèi˜.

Doch i' schweig still; tou mər's vərzeihá,
Wenn i' su klô'g und manchmal brumm:
əs gilt nit dir, əs gilt nèr denən,
Dêi êizət lĩ˜f'n in dir rum.

Denn dĩ', dĩ' hob i' all'wál gèrn,
Su gèrn wêi i' mei˜ Muttər g'hatt,
Drum gèi i' oft nu' áf di Freiung —
Und schau' dĩ˜ ã˜, du lêibá Stadt!

C. Weiss.

Sprachliche Erläuterungen.

1) *Freiung*, die Freistätte, Asyl; ein freier Platz vor der Burg zu Nürnberg, welcher einen schönen Blick über die Stadt eröffnet.

2) 'rab, herab. 3) *gəhatt*, *gəhatt'n*, gehabt; Schmeller, §. 962. 4) getrachtet; Partic. ohne *ge*—; s. oben S. 226 f.

5) *die zweiten* für: die gleichen, ihres gleichen. Aehnlich steht in adverbialem Sinne bei Vergleichungen die Wendung „wêi noch ə˜ mal ə˜ (== wie) an der Stelle eines alten Adv. auf — lich (aus goth. *leiks*, engl. *like*, — *ly*; nhd. gleich); z. B. *ər lacht wêi noch ə˜ mal ə˜ Narr*, wofür im Mittelhochdeutschen jenes pleonastische, auch dem Altnordischen und den romanischen Sprachen bekannte *ander* („wie ein anderer Narr“) gebraucht wurde, von welchem Grimm zum Reinhard, S. CCLVII u. in der Grammatik, B. IV, 455 f., Benecke in den Anmerkungen zum Iwein (Vers 687) und im Wörterbuche, I. 36 gesprochen. 6) *zu'n sêgng*, zu sehen; der Infinitiv mit *zu* hat häufig noch den Artikel bei sich. Schmeller, §. 986. 7) Das *Chor*, *Chéirlá˜*, Erker an einem Hause, jenes charakteristische Merkmal in Nürnbergs Bauart. — 8) *Bou'*, Bube, Knabe, im Gegensatz zu älteren Personen. Schmeller, I, 141. 9) *schlichten*, schlecht, d. h. gerade machen, ordnen; z. b. Holz schlichten, es geordnet auf einander legen. Schmeller, III, 431. Zarncke zu Brants Narrensch., S. 335. — 10) *vərkummə*, wegkommen, vergehen, verschwinden. Schmeller, II, 299. Rückert, ges. Ged. IV. 297: „Ros' und Veil verkommen.“ 11) Ueber diesen nach schwacher Form ge-

bildeten Conjunctiv des Präteritums, der besonders als Conditionalis gebraucht wird, vergleiche Schmeller, §. 960. f. und die in diesem Gedichte weiter unten vorkommenden: kummət = käme, wäret = würde, tènnet = thäte. 12) *gènga*, (wir oder sie) gehen; Schmeller, §. 952. – 13) Taglöhner. 14) *á˜*, eine (Plur.) für einige, manche. Schmeller, I, 65. — 15) *ə˜ böw·rá Waər*, ein armseliges (pauvre) Volk. *Waər* steht in der Volkssprache in verächtlichem Sinne als Collectivausdruck für Personen. Schmeller, IV, 125. — 16) *mər*, *m·r*, wir; ganz gleichlautend mit *mər* für *man*; vgl. oben S. 131, 6. 8. 17) *al'wál*, alle Wei'e, immer.

Der Herausgeber.

Oberösterreichische Lieder.*)

1) 's kloán Wölkərl. ¹)

Du Wölkərl, so weiss
Wier ²) á˜ Blátt·l ³) Papier!
I' mécht wàs drauf schreib·n —
An mei˜n Schàtz wàs vo˜ mir.

I' kàn nöt zu ihr,
Weil i' weit von ihr bi˜;
Avá *du* obmát, ³) Wölkərl,
Du kimmst heunt ⁴) no' hi˜?

Làss dá schlau˜·n, ⁵) — und wànnst ⁶) hi˜kimmst,
So grüəss' má s· recht schên!
Jà, kunnt· i' 'stàtts deinər
So botənweis gên!

Du hàst es wôl leichtər:
Du braugst nix zu'n zöhr·n,
Hàst schên Zeit zu dein·n Roás·n,
Und ·s kàn dá·s Nêəmd wöhr·n!

2) Nöst und Weibərl. ¹)

Der Fink hàt sein Nöstərl ¹)
Auf's Nást·l hi˜baut;
Und ər hàt si á' glei'
Um á˜ Weiberl umg·schaut.

Wiá leicht hàt ·s á˜ Vögərl! ¹)
án Iədər kriəgt oán·s.

Und i' wár· ⁸) do' á˜ Vog·l —
Hàn dennást ⁹) no' koáns.

Hiəzt ¹⁰) tràg i' má z·sàmm
Vo˜ dá Strå, wàs i' kriəg·,
Dàss i' nàchá ¹¹) mit Oánər
In's Nöst eini ¹²) fliəg.

K. A. Kaltenbrunner.

---

*) Mitgetheilt von Prof. Dr. Schad in Kitzingen.

Sprachliche Erläuterungen

vom Herausgeber.

1) *Wölkerl*, Wolklein. Ueber die Diminutivformen auf *—el* oder *— lá. — lə*, (althochd. *— ili*, mittelhochd. *— ele, — el*) und *— erl* vergleiche Grimm's Gramm. III, S. 674. Schmeller §. 889, ff. Weinhold, S. 122.

2) *wier*, wie, mit angehängtem *r* des Wohllauts vor folgendem Vocal. Schmeller, §. 635. — 3) *obmát*, d. i. *obenet*, oben, in der Höhe; eine Adverbialbildung wie *ausst, dausst, herausst;* Schmeller, §. 1012. — 4) *heunt*, heute, Schmeller, II, 217. Vergl. oben. — 5) *Làss dá' schlaũn* (mittelhochd. *là dir sliunen*), beeile dich; von *schlauná*, rasch vor sich gehen, gut von Statten gehen. Vgl. das mittelhochd. Adj. *sliunic, slûnic*, unser *schleunig.* Höfer, III, 92. Schmeller, III, 450. — 6) *wannst*, wann du; aus enclitischem *du* in *t* apocopiert und mit einem *s* des Wohllauts verbunden; vergleiche: *wennstə*, wenn du; *wostə*, wo du, *obstə*, *ebste*, ob du; *demstə*, dem du; *denste*, den du, u. a. Weinhold. S. 81. Schmeller, §. 722. — 7) *Nást l*, Diminutiv v. der *Nast* für Ast. Ueber dieses dem Hauptworte vom Artikel her mitgetheilte *n* des Anlauts vgl. Schmeller §. 610. Am häufigsten begegnet dieses Verwachsen des Artikels im Dativ (von der alten Präposition *ze, zu*, abhängig) bei Ortsnamen (die daher auch noch häufig dativische Endung zeigen; Grimm's Gramm. III, 423 f); z. B. die Dörfer Ahorn und Eicha bei Koburg, Ehenharz bei Hildburghausen heissen im Volksmunde: Mâhrn, Dræch, Mêbritz d. i. *zem Ahorne, ze d·r Ä·ch, zem Ebenharz.* — 8) *i' wár'*, ich wäre, statt ich bin. 9) *denná, dennást*, dennoch; Schmeller, II, 671. — 10) *hiázt, hiəzt.* jetzt, mit vorgesetztem *h;* Schmeller §. 502. 11) *nàchá', nàchə*, nachher; nordfränk. auch *nochərt.* 12) *eini* d. i. einhin für hinein (vgl. oben S. 25 f); wie *abi, aussi, vüri, ummi* etc. Schmeller, §. 1011 ff.

Schwäbische Mundart.

Der Schäfer und sein Mädchen.

Sie.

Mir i'st mei˜ Herz so schwèr,
Dês treibt mi' zuə dər hèr.

Er.

Mædlə̃, gang waidlə' heim!
D· Nacht i'st so kalt;
Meinə Lamm schlôfə̃ schõ
Und i' au' bald.

Sie.

I' gang et furt heut Nacht,
Bis d· mər ho'st Friədə g·macht.

Er.

Mædlə̃, meĩ scharpfər Hund
Brummt und wurd wild:
Er leid·t keĩn Wolf und au'
Keĩ falsch Weibsbild.

Sie.

Mond und 'Stern rüəf i' à̃,
Wer mi' sèll zeihə̃ kà̃.

Er.

Mond und Liəb hent bei euch
Einərlei Rang:
Heut i'st ər voll und klar, —
Abər wiə lang?

Sie.

Schwör· i' beim liəbə Gott, —
Mach'st mə̈r den au' zu 'Spott?

Er.

Der schaut in euər Herz,
Abər i' et.
Mædlə̃, jetz gang und flenn·
Liəbər im Bett.

Sie.

Witt du·s et ander'st han,
Schatz, und so scheid· i' dann.

Er.

And·l, pressiər· et so!
Mædlə̃, tû 'stæt!
And·l, ·s könnt seĩ, dass i'
Dir Uə̃recht tæt.

Sie.

I' kå˜ nicks sage˜ mê,
Als dass i' ganz dei˜ be˜.

Er.

Schau', i' glaub dər's und verzeih' mər du mein 'Sparrə,
Schätzlə˜, mi' plogt ebə d' Eifersucht ə˜ wengi;
Diə macht jebot jo au' 's wäcker'st Bluət zum Narrə˜, —
D' Liəb i'st hålt ə˜ heik'lə Deng.

Beide.

Komm' an dəs treulich Herz
Und vərgiss allə Schmerz!
Uf 'Sturm und Re'gəzeit
Fallt Sonnəschei˜,
D' Liəb håt hålt Leid wiə Freud,
Und so muəss sei˜!

Ed. Möricke.

Sprachliche Erläuterungen.

3) 7) 23) *gang*, oberdeutsche Form für Praes. u. Imperativ des anomalen *gên*, nach seiner ursprünglichen, noch im Particip. prät. verbliebenen Form *gangen* (ahd. *gangan*, zusammengez. *gân*) gebildet. Schmeller, §. 952. Hahn, mhd. Gramm., S. 57.; neuhochd. Gramm., S. 146. Kehrein, Gramm. des 15. — 17. Jahrh., §. 363.

3) *waidlə'*, weidlich (mhd. *weidelich* = jegerlich, d. i. stattlich, tüchtig), frisch, hurtig. Schmeller, IV, 27. Schmid. 522.

7) 22) 25) 27) *et*, *it*, nicht, aus dem alten affirmativen *iht*, *icht* gekürzt, und, wie dieses nicht selten, im negativen Sinne genommen. Schm., I, 23. 127.

9) *scharpf*, scharf, streng, beissig; vgl. Harpfe für Harfe. Schm. III, 398.

14) *sèll*, selbes, selbiges, jenes. Vgl. oben S. 135, 13.

15) si *hent* (mittelhochd. *hânt*; später *hand*; Hahn, neuhochd. Gramm. S. 144, Kehrein, a. a. O., §. 386.) haben; Schm. §. 954.

23) *flennen*, weinen; mit verächtlichem oder spöttischem Nebenbegriffe; s. oben S. 285.

28) *'stæt*, *'stèt*, *'stât*, eigentlich (v. stân, stehen): feststehend, beständig (fränk. ə˜ *'Stât'r*, ein beständiger, treuer Liebhaber); dann: langsam, sachte, leise (ən 'stât'n mach'n — sc. Tanz — langsam tanzen); *tû 'stæt*, übereile dich nicht, halt' ein! Schm. III, 670.

35) *jebot* (zu das *Bot*, v. bieten, = dransetzen — im Spiele), zuweilen, öfter. Vgl. *a botta*, bisweilen (in den VII Communi); *allbot*, *allebot*; *einbot*, *zweibot*; dann auch: alle ritt, alle hieb, alle streich u. a. m. Schm. I, 223. Schmid, 80.

36) 41) *halt*, dieses schon ältere, in den süddeutschen Mundarten noch so beliebte

Adverb ist in seiner vielgestaltigen Bedeutung eben so fein, als in seiner Ableitung zweifelhaft: ob von nhd. *halt*, vielmehr, potius; oder elliptisch für halt' ich, glaub' ich (wie die gleiche Ellipse im nhd. *geschweige*); vgl. *haltich, halter*; mhd. *wæn ich, wæn*; und die mundartlichen *mê·ch* = mein' ich (thüring.), *glê·ch*, glaube ich (sächs.) u. a. m. Vgl. oben S. 274, 9.

36) *heik·l, heikəlich* (der Heikel = Ekel), oberdeutsch: „von schwer zu befriedigendem Geschmack, wählerisch; mit Sorgfalt, Zärtlichkeit, oder überhaupt schwer zu behandeln, bedenklich." Schm. II, 165.

Der Herausgeber.

Dəm Züribiətər

zum

neuə Jàr.

„I' weusch i Allə-n-əs g'sund's, glückhàftigs, fried- und freudərichs neus Jàr; i' weusch i, dàss ər nà mángs mögid ərlábə-n-i guətər G'sundheit und Gottəs Sàgə̃."

Züribiətər àrt.

1.

Diə-n-à̃ dər Limət wonid
Und wo-n-àm Pfànnə'stiel
Und à̃ dər Rüss dəheim sind,
Und denə-n-à̃ dər Siel —

2.

Und denə, wo-n-àm Àlbis
Und wo-n-im Wiland sind
Und wo də' Rhi vərb'gàd,
Àmə-n-iədərə Züri-Chind —

3.

Und diə-n-im Fischtàl lábid
Und diə bi Wintərtûr,
Dəm Städtər, wiə dəm Làndmə
Und dem Wæntálər Bûr —

4.

Und diə, wo nüd bi Hûs sind,
Wo sind im frömdə Lànd —
I' weuschə denə Lütə
àn àllə mit ənànd:

5.

„'s neu Jàr séi eu glückhàftig
Und fried- und freudərich,
Séi Euə-n-eignə̃ Weuschə̃,
Dər eignə̃ Hoffnig glich!

6.

Und dàss ər mœgid làbə̃
Mángs Jàr nà', frisch und g'sund,
Sə gàb Eu Gott sî'n Sàgə̃,
Sî̃ Hülf zu jedər Stund!"

U. Hug.

Polyglotten.

Pech über Pech.

(Hochdeutsch.)

Der lustige Fritz gienge gern auf den Ball,
Kommt aber heillos ins Gedränge:
Sein Liebchen, die Freunde erwarten ihn dort, —
Der Onkel verbietet es strenge:
„Du bleibest mir heut beim Onkel zu Haus!
Geh' zu Bett' und schlafe die Narrheit aus.“

Fritz geht auf sein Zimmer und — kleidet sich an
Zum Ball, dann leis' auf den Zehen
Schleicht er sich davon in das Hinterhaus,
Die Katze kann leiser nicht gehen,
Schiebt den Riegel zurück, — husch! schlüpft er hinaus,
Schliesst rasch die Thüre, — o Jammer und Graus!

Er muss steh'n bleiben, — des Frackes Schooss
Hat er eingeklemmt in die Thüre.
Er zerrt vergebens, er rückt und dreht,
Als ob ihn ein Dämon vexiere;
Da entschliesst er sich kurz, den Frack zieht er aus,
Lässt ihn hangen und eilt an das Vorderhaus.

Pě'g übər Pě'g.

(Nürnberger Mundart.)

Dər lusti' Fritz gengət [1]) gèrn áf'n Ball,
Kummt ôb'r in ə̃ bêisá Schlamass'n: [2])
Sei˜ Mádlá, di Freund dərwart'n 'ná [3]) dort, —
Dər Vett'r ôb'r tout'n áfpass'n:
„Du bleibst heunt“ — su sagt'r — bá mîr in'n Haus!
Gèi˜ in's Bett und schlâuf nèr dei˜ Dummheit aus.“

ər gèit in sei˜ Stûb'm und le'gt si' doch ô˜
Zo'n Ball, nâu' tout ər si' streich'ng,
Schleicht fort áf'n Zeih'n in 's Hintərhaus,
ə̃ Katz kô˜ nit leisər schleich'ng,
Rî'g'lt áf, schlupft 'naus und will dəvô˜ renná˜ —
Gâ, [4]) morigng bach'n mər! [5]) — dés mouss m'r halt könná˜,

ər mouss stèi˜ bleib'm, denn sei˜n Rûkschâuss,
Den hâut'r ei˜zwickt in di Tűr;
ər zerrt, ər nott'lt, [6]) ər bringt'n nit 'raus, —
Dés is êiz ə̃ sábərá Schmîr'; [7])
ər kô˜ nît andər's, ər zêi'gt'n Rûk aus,
Lässt 'n henk'n und léft 'num àn's Vordərhaus.

Leis' klopft er am Laden des Hausmanns an,
Um nicht auch den Onkel zu wecken:
„Herr Brummer! geschwinde lass' er mich ein,
Ich habe ihm was zu entdecken.“
Der erkennt die Stimme des jungen Herrn,
Und steigt aus dem Bette, wiewohl ungern.

Er öffnet; doch Fritz schiesst an ihm vorbei
Und rennt nach dem Hinterhause.
Er findet den Rockschooss, er öffnet die Thür', —
Doch jetzt macht sein Herz eine Pause:

Der Frack ist fort! abgeschnitten vom Schooss!
Dies Pech ist denn doch unserm Fritz zu gross.

Denn mit dem Frack ist das Portemonnaie,
Das wohlgefüllte, zum Teufel.

Es war der Brusttasche anvertraut, —

Der Spitzbub' hat's ohne Zweifel.
„Pech über Pech!“ ruft Fritz jetzt aus,
Noch fluchend schliesst er das Hinterhaus.

Joh. Wolfg. Weikert.

Klopft leis· àn'n Lôd·n bá 'n Hausərlá [8]) à˜,
Der áf dər Erd·n [9]) tout wôná˜,
„Herr Brummər! lâuss ər mi' g·schwind nèr 'nei˜;
I' kô˜ 'ná [3]) dés mâl nît vərschoná˜.
Dèr dərkennt àn dər Stimm sei˜n jungá Herrn,
Fært 'raus ás'n Bett, wêiwûl nit gèrn;

Macht áf, — dər Fritz reisst ·n 's Léicht ás d·r Hend,
Und tout nâuch 'n Hintərhaus renná˜:
Af 'n Tenná˜ [10]) lîgt dər Rûkschâuss, ər reisst di Tür áf, —
êiz hèit ·n dər Schlô'g [11]) treff·n könná˜: —

Dər Rûk is weck! à' g·schnit·n von Schâuss!
Dés Pé'g is in Fritz doch gôar zə grâuss.

Denn mit'n Rûk is dəs Géldtäschlá á'
Mit wengst·ns fufz·k Gild·n zo'n Teuf·l;
In d·r Brusttasch·n hâut ər·'s'steck·ng g·hat, —
Dər Spitzbou' hâut·s êiz ôná Zweif·l.
„Pê'g über Pê'g!“ schreit d·r Fritz grôd 'naus [12])
Und dər Brummər macht leis zou d·s Hintərhaus.

Joh. Wolfg. Weikert.

Sprachliche Erläuterungen.

1) *gengət*, gienge; s. oben S. 288, 11. 2) *Schlamass·n*, die, böser, verdriesslicher Handel oder Zustand, in den man geräth. Nach Schmeller (III, 448) soll es das

ital. *schiamazzo* (von *schiamare*, exclamare, ausrufen, schreien) mit Anspielung auf das deutsche *Schlamm* sein. — Besonders begegnet es im Judendeutsch und in der Gaunersprache: „*Schlamassel*, das, Missgeschick, Uebel, Unfall, Unglück. *Schlamasselvogel*, der, Polizeidiener, Polizeisoldat; *schlamasselt*, verunglückt." J. K. v. Train, Wörterb. der Gauner- und Diebs-Sprache, S. 216. Vgl. F. E. Anton, Wörterb. der Gauner- und Diebes-Sprache, S. 61. Stern, Lexicon der jüdischen Geschäfts- und Umgangs-Sprache, S. 51. Richtiger erscheint daher die Ableitung von das *Massel*, jüdisch, das Glück (Train, a. a. O., 191; Anton, 51; Stern, 35) und dem hochdeutschen *schlimm*, also: *Schləmass'l* = schlimmes Glück, Missgeschick. — 3) *na*, suffigiertes *ihn*. 4) *'gà*, (mit scharfem *g*-Laute) eine der fränkischen Mundart eigene Partikel, die die Aeusserung eines Bedenkens, Zweifels, Einwurfes einleitet. Es ist wahrscheinlich die Verhärtung eines mit besonderem Nachdruck gesprochenen *jà*. 5) *morigng bach'n mər*! morgen backen wir! — eine (spöttische) Zurückweisung dessen, der unverrichteter Sachen abziehen muss, — hergenommen von jener Vertröstung der Bäcker, mit welcher sie in theuerer Zeit ihre Kunden leer abziehen lassen. Zum Uebergang des *k*, *ck* in *ch* (bachen, Kalch, Marcht) vgl. Schmeller, §. 507. Schöpf, S. 15. 6) *nott'ln*, rütteln (an der Thüre); eigentlich: hin und her bewegen (althochd. *hnuttên*); verwandt mit *nud'ln* (die *Nudel*), *noll'n*, *null'n* etc. hin- und her rollen, auf und nieder bewegen. Schm. II, 720.

7) *sábər*, sauber, rein; schön, zierlich; wird gern ironisch gebraucht; *ə̃ sábəra Schmìr* (Schmiere, d. i. unangenehme Geschichte, fataler Streich), eine schlimme Lage. — 8) *Hausərlà*, das, Miethwohner, Zinsmann; v. *haus'n*, wohnen, wirthschaften. Vgl. oben S. 288 a. Z. 16. 9) *áf dər Erd'n*, zu ebener Erde, parterre. 10) *Tennà̃*, (Tennen), der, die Tenne, d. h. ursprünglich der festgestampfte ebene Lehmboden, namentlich in der Scheuer, auf welchem gedroschen wird; dann auch als Gang oder Vorplatz im Hause, von der Hausthüre zur Stube, Küche etc., auch wenn er gebrettert, gepflastert etc. ist: Hausflur. Schmeller, I, 446 f. — 11) Ausdruck der grössten Ueberraschung, des Schreckens: *mich trifft d'r Schlö'g* (Schlagfluss)! — 12) *grôd 'naus*, gerade hinaus, d. i. laut auf.

Der Herausgeber.

Der Hase und der Fuchs.

1) Matten Has'. [1])

(Ditmarscher Mundart.)

Lütt [2]) Matten de Has'
De mak sik en Spass,
He weer bi't Studeern [3])
Dat Danzen to leern,
Un danz ganz alleen
Op de achtersten [4]) Been.

2) əs Kláslá dər Hôs. [1])

(Koburger Mundart.)

əs Kláslá, dər Hôs,
Macht sich lusti'g in 'n Grôs;
ər 'studiert dərbei [2]) gárn,
Möcht' 's Tanz'n gəlárn, [3])
Un tanzt ganz əllã̃
Auf seĩ'n hintər'st'n Bã̃.

Keem Reinke de Voss
Un dach: das en Kost!
Un seggt: Lüttje [4]) Matten,
So flink oppe Padden? [5])
Und danzst hier alleen
Oppe achtersten Been?

Kumm, lat uns tosam! [6])
Ik kann as de Dam! [7])
De Krei [8]) de spelt Fitel,
Denn geit dat cánditel, [9])
Denn geit dat mal schön
Opp de achtersten Been!

Lütt Matten gev Pot: [10])
De Voss beet [11]) em dot;
Un sett sik in Schatten,
Verspis' de lütt Matten,
De Krei de kreeg een
Vun de achtersten Been.

Klaus Groth.
(Quickborn, 3. Aufl., S. 235.)

Kümmt 's Füchslá˜ a˜bei [4])
Un denkt: du bist mei˜!
Sê'gt: Kláslá˜, Herr Jê! [5])
Wie kannstá gəgê! [3])
Un danz'st doch əllá˜
Auf dein hintər'st'n Bá˜?

Kumm, gê hár zu mir!
Ich tanz' schœ˜ mit dir;
Di Krââ gei'gt auf,
No' get 's èr'st hélauf — [6])
Dés sollstá ə˜môl sá˜ [7])
Auf dein hintər'st'n Bá˜.

Dəs Kláslá schlé'gt ei˜:
Mei˜ Fuchs packt'n fei˜, [8])
Tré'gt'n hintər ə˜ Heck [9])
Un lésst sich's wôl schmeck; — [7])
Di Krââ kri'gt á'
So ə˜ hintərəs Bá˜.

Der Herausgeber.

---

3) Dər Hôs.

(Nürnberger Mundart.)

Án hərtli'ər [1] Hôs
Macht Mändlá [2]) in 'n Grôs,
Will ə˜ bisslá 'studêi'rn,
Dəs Tanz'n probêi'rn,
Und tanzt ganz əllá˜
Af 'n hintər'st'n Bá˜.

Kummt pfiffi' dər Fuchs,
ər glotzt [3]) wêi ə˜ Luchs
Und sa'gt: „Du bist g'schwind
Af 'n Bánən, lêib's Kind!
Wos tanz'st ganz əllá˜
Af dei˜'n hintər'st'n Bá˜?

4) Də' Hâs.

(Züricher Mundart.)

əs gumpət [1]) ən Hâs
Uf əm grüənigə Grâs;
ər i'st àm Studiərə˜,
Wott [2]) 's Tànzə˜ probiərə˜,
Und hüpft gànz əlei˜
Uf əm hindərə Bei˜.

Də Fuchs 'chund dezuə,
Und làd əm kei˜ Ruə,
Seid: „Tûsigschœns [3]) Hásli,
Wiə 'spring'st uf əm Gràsli!
Und tànzi'st əlei˜
Uf əm hindərə Bei.?

ital. *schiamazzo* (von *schiamare*, exclamare, ausrufen, schreien) mit Anspielung auf das deutsche *Schlamm* sein. — Besonders begegnet es im Judendeutsch und in der Gaunersprache: „*Schlamassel*, das, Missgeschick, Uebel, Unfall, Unglück. *Schlamasselvogel*, der, Polizeidiener, Polizeisoldat; *schlamasselt*, verunglückt.“ J. K. v. Train, Wörterb. der Gauner- und Diebs-Sprache, S. 216. Vgl. F. E. Anton, Wörterb. der Gauner- und Diebes-Sprache, S. 61. Stern, Lexicon der jüdischen Geschäfts- und Umgangs-Sprache, S. 51. Richtiger erscheint daher die Ableitung von das *Massel*, jüdisch, das Glück (Train, a. a. O., 191; Anton, 51; Stern, 35) und dem hochdeutschen *schlimm*, also: *Schləmass'l* = schlimmes Glück, Missgeschick. — 3) *na*, suffigiertes *ihn*. 4) *gà*, (mit scharfem *g*-Laute) eine der fränkischen Mundart eigene Partikel, die die Aeusserung eines Bedenkens, Zweifels, Einwurfes einleitet. Es ist wahrscheinlich die Verhärtung eines mit besonderem Nachdruck gesprochenen *jà*. 5) *morigng bach'n mər*! morgen backen wir! — eine (spöttische) Zurückweisung dessen, der unverrichteter Sachen abziehen muss, — hergenommen von jener Vertröstung der Bäcker, mit welcher sie in theuerer Zeit ihre Kunden leer abziehen lassen. Zum Uebergang des *k*, *ck* in *ch* (bachen, Kalch, Marcht) vgl. Schmeller, §. 507. Schöpf, S. 15. 6) *nott'ln*, rütteln (an der Thüre); eigentlich: hin und her bewegen (althochd. *hnuttên*); verwandt mit *nud'ln* (die *Nudel*), *noll'n*, *null'n* etc. hin- und her rollen, auf und nieder bewegen. Schm. II, 720.

7) *sàbər*, sauber, rein; schön, zierlich; wird gern ironisch gebraucht: *ə̃ sàbərà Schmir* (Schmiere, d. i. unangenehme Geschichte, fataler Streich), eine schlimme Lage. — 8) *Hausərlà*, das, Miethwohner, Zinsmann; v. *haus'n*, wohnen, wirthschaften. Vgl. oben S. 288a. Z. 16. 9) *àf dər Erd'n*, zu ebener Erde, parterre.

10) *Tennà̃*, (Tennen), der, die Tenne, d. h. ursprünglich der festgestampfte ebene Lehmboden, namentlich in der Scheuer, auf welchem gedroschen wird; dann auch als Gang oder Vorplatz im Hause, von der Hausthüre zur Stube, Küche etc., auch wenn er gebrettert, gepflastert etc. ist: Hausflur. Schmeller, I, 446 f. — 11) Ausdruck der grössten Ueberraschung, des Schreckens: *mich trifft d'r Schlö'g* (Schlagfluss)! — 12) *grôd 'naus*, gerade hinaus, d. i. laut auf.

Der Herausgeber.

Der Hase und der Fuchs.

1) Matten Has'. [1])
(Ditmarscher Mundart.)

Lütt [2]) Matten de Has'
De mak sik en Spass,
He weer bi't Studeern [3])
Dat Danzen to leern,
Un danz ganz alleen
Op de achtersten [4]) Been.

2) əs Klàslà dər Hôs. [1])
(Koburger Mundart.)

əs Klàslà, dər Hôs,
Macht sich lusti'g in 'n Grôs;
ər 'studiert dərbei [2]) gàrn,
Möcht' 's Tanz'n gəlàrn, [3])
Un tanzt ganz əllà̃
Auf seĩ'n hintər'st'n Bà̃.

Keem Reinke de Voss
Un dach: das en Kost!
Un seggt: Lüttje [3]) Matten,
So flink oppe Padden? [5])
Und danzst hier alleen
Oppe achtersten Been?

Kumm, lat uns tosam! [6])
Ik kann as de Dam! [7])
De Krei [8]) de spelt Fitel,
Denn geit dat cánditel, [9])
Denn geit dat mal schön
Opp de achtersten Been!

Lütt Matten gev Pot: [10])
De Voss beet [11]) em dot;
Un sett sik in Schatten,
Verspis' de lütt Matten,
De Krei de kreeg een
Vun de achtersten Been.

Klaus Groth.
(Quickborn, 3. Aufl., S. 235.)

Kümmt 's Füchslá̃ abei [4])
Un denkt: du bist meĩ!
Sê'gt: Kláslá̃, Herr Jê! [5])
Wie kannstá gəgê! [4])
Un danz'st doch əllá̃
Auf dein hintər'st'n Bá̃?

Kumm, gê hár zu mir!
Ich tanz' schœ̃ mit dir;
Di Krâấ gei'gt auf,
No' get 's èr'st hélauf — [6])
Dés sollstá ə̃môl sá̃ [7])
Auf dein hintər'st'n Bá̃.

Dəs Kláslá schlégt eĩ:
Meĩ Fuchs packt'n feĩ, [8])
Trégt'n hintər ə̃ Heck [9])
Un lésst sich's wôl schmeck; — [7])
Di Krâấ kri'gt á'
So ə̃ hintərəs Bá̃.

Der Herausgeber.

---

3) Dər Hôs.

(Nürnberger Mundart.)

Án hərtli'ər [1] Hôs
Macht Mändlá [2]) in 'n Grôs,
Will ə̃ bisslá 'studêi'rn,
Dəs Tanz'n probêi'rn,
Und tanzt ganz əllá̃
Af 'n hintər'st'n Bá̃.

Kummt pfiffi' dər Fuchs,
ər glotzt [3]) wêi ə̃ Luchs
Und sa'gt: „Du bist g'schwind
Af 'n Bánən, lêib's Kind!
Wos tanz'st ganz əllá̃
Af deĩ'n hintər'st'n Bá̃?

4) Də' Hâs.

(Züricher Mundart.)

əs gumpət [1]) ən Hâs
Uf əm grüənigə Grâs;
ər i'st àm Studiərə̃,
Wott [2]) 's Tànzə̃ probiərə̃,
Und hüpft gànz əleĩ
Uf əm hindərə Beĩ.

Də Fuchs 'chund dezuə,
Und làd əm keĩ Ruə,
Seid: „Tûsigschœns [3]) Hásli,
Wiə 'spring'st uf əm Grásli!
Und tànzi'st əleĩ
Uf əm hindərə Bei?

Kumm tanz' mər za zweit! [4])
Ich mach dei˜ Dâm' g'scheid; [5])
Di Krâuá tout geig'ng, [6])
Di Fid'l brav 'streich'ng;
Sû tanz st' ganz əllã˜
Af dei˜ hintər'st n Bã˜.

in Hôs'n g'fällt dər Râut
Dər Fuchs beisst'n tâudt,
Tout, — wer will's 'n wiərn? —
əs Hêslá vərzîərn; [6])
Di Krâuá krêi'gt ã˜
Su ə˜ hintərəs Bã˜.

J. Wolfg. Weikert.

'Chum, gib mər di˜ Händ,
Mər tànzid mit ənànd!
I' màchə dir 's Meidli, [4])
D' 'Chræ gîget is weidli', [5])
Mer tanzid Drei-əlei˜. [6])
Uf əm hindərə Bei˜.

ər streckt əm sis 'Chlàpli, [7])
Də' Hâs gid əm 's Tàpli [8])
Héd 's Tànzə˜ vərgássə˜, —
Də' Fuchs hed ən g'frássə˜,
Und d' 'Chræ diə flügt hei˜ [9])
Mit əmə hindərə Bei˜.

U. Hug.

Sprachliche Erläuterungen.

1. 1) *Matten*, durch Assimilation für *Marten*, Martin, ein Beiname des Hasen und des Kaninchens, den im Reinaert der Affe erhält. Grimm's Reinhart fuchs. S. CLXIII. 2) *Lütt*, klein; s. oben S. 274, 11. 3) bei das (= dem) Studieren. 4) *achter*, hinter; goth. *aftra*, wieder; unser *after*, nach, hinter. 5) *Padden*, Plur., Pfoten, Füsse; vgl. bayer. *Patschen*. Schmeller, I, 302. 6) elliptisch: lass' uns zusammen oder miteinander (tanzen). 7) ebenfalls eine Ellipse: ich kann als (wie) die Dame (tanzen). 8) *Krei*, Krähe; althochd. *krâja*. 9) *canditel*, lustig, fröhlich, flott. 10) gab Pfote, namentlich vom Hunde gesagt. 11) biss.

2. 1) *Klás*, *Klásla*, Klaus, Nicolaus, ein Beiname des Hasen. Dem im Felde aufspringenden Hasen rufen die Kinder ein „*Klás*! *Klás! Klásla*, dei˜ Schwänzlá brennt!“ nach. — 2) dabei; s. oben S. 124. — 3) *gəlárn*, lernen; über diesen Infinitiv s. oben S. 123. — 4) *a˜bei* aus *anbei*, herbei. Mit *a˜bei! a˜bei!* werden im Kinderspiel die verteckten oder zerstreuten Mitspielenden zusammengerufen. — 5) *Herr Jê!* ein Ausruf der Verwunderung, des Schreckens, gekürzt aus *Herr Jesus*, dessen heiligen Namen man nicht unnütz führen will. Vergleiche die euphemistischen Verkleidungen in: *Herr Jêlá*, *Jêdi˜g*, *Jêdi˜glá*, *Jêmine*, *Jêrum*, *Jerg* (Jörg) etc. und die ähnliche Erscheinung an den Wörtern Gott (*Potz* —, *Botz* —, *Kotz* —), Teufel (*Deutsch*, *Deixl*, *Deiker*, *Deihenker* etc.), Seele (*Sex*; im Elsass: *mi Secht!*) und in fremden Sprachen (franz. *morbleu*, *parbleu*, *corbieu*, *diacre*, *diantre*, etc.; engl. *by cock*, by God; altengl. *cocksbones*, God's bones; *deuse*, *duse* = devil, etc.) in Schwüren und Verwünschungen. Schmeller, II, 262. III, 194. Grimm's mythologie [2], S. 14. 939. 6) *helauf*, auch *hellauf*, ein Aufruf zur Freude: wohlauf! hoch auf! flott! wird eher zum niederd. *hêl*, ganz (goth. *hails*, engl. *hail* und *whole*, holl. *heel*, unser *heil*, *heilen*; vgl. auch griech. *ὅλος*, lat. *solus*, *solidus* etc.) gehören, welches gern als verstärkendes Adverb gebraucht wird (z. b. *heel* wol, *heel* krank etc. Richey, hamburg.

Idiot., 91), als zum hochdeutschen *hell*, welches in unserer Mundart *häll* lautet. Auch in der alliterierenden Verbindung der *helle Haufe*, d. i. der ganze, volle Haufe, hat es sich an die Stelle jenes fremderen *heel* gedrängt. Mit mehr Recht scheint es in *hellauf* lachen, weinen, brennen etc. zu *hell* zu gehören. Vgl. Weigand, synon. Wbch. Nr. 932. 946. Diefenbach, II, 497 ff. Schmid, 255. Schmeller, II, 172. — 7) *sâ˘*, sehen; über diesen gekürzten Infinitiv (vergl. *gəlàrn*, *gəgê*, *schmeck*) s. oben S. 285, 25. 8) *fei˘*, fein, schön, wird in der Volkssprache gern als Adverb gebraucht, besonders mit verstärkendem Begriff (bei Imperativen und Adject.) Schmeller, I, 534. — 9) *Heck*, Hecke, ist die Form, deren sich die Landmundart um Koburg bedient; die Städter gebrauchen *Hêg*, d. i. Hag, Gehäge.

3. 1) *àərtli'*, artlich, was „eine Art hat" (vgl. artig), wohlgebildet, niedlich; vgl. Hebels *gattig* (zu Gattung), fränk. *gättlich*, passend, bequem; Schmid, 214. Schmeller, II, 80.; sonst auch: was seine eigene Art hat, sonderbar, seltsam, befremdend; án *àrtlichər* Mensch. Tobler, 25. 2) *Mànnlá*, (*Màndlá*) *mach'n*, Männlein machen, d. h. 1) „sich aufrecht setzen oder stellen, wie ein Mensch, Mann; — wird von Hasen, Kaninchen, Hunden etc. gesagt. Daher wol das *Mann'l*, *Mand'l*, mehrere (10—15) Getreidegarben, die auf dem Felde aufrecht zusammengestellt, und an dem oberen Ende mit einer umgekehrten Garbe, wie mit einem Hute, bedeckt werden." Schmeller, II, 578. Stalder, II, 197. 2) Künstliche Stellungen annehmen, sich verstellen, betriegen; Zarncke zu Brant's Narrensch., S. 450. Ueber das eingeschobene *d* in *Màndlá* vergl. man Weinhold, S. 76. Schöpf, S. 14. 3) *glotz'n*, mit weit aufgesperrten Augen stieren; vgl. oben S. 141, 2. Weigand, synon. Wörterb., Nr. 1713. 4) *zə zweit*, zu zweien; Schmeller, IV, 212. 5) *g'scheid*, gesunden Menschenverstand habend, geistig gewandt; 2. dem gesunden Verstande entsprechend, vortrefflich; wird in der (Nürnb.) Mundart gern, wie oben, als Adverb gebraucht: vortrefflich, sehr; z. B. Weikert: „Dés sîcht mər scho˘ dən Pfêr'n â˘, Dass dêi *g'scheid* könná làf'n." Schmeller, III, 324. Weigand, Nr. 1089. 6) *tout geig'n*, *t. vərziər'n* = geigt, verzehrt; s. oben S. 124, 1.

4. 1) *Gumpen*, muthwillig springen, hüpfen und tanzen. Stalder, I, 495. Schmeller, II, 48. Vgl. oben S. 95. — 2) wollte, möchte. 3) *tûsig* —, tausend —, dient zur Steigerung des Adjectivbegriffs. 4) *Meidli*, Mägdlein, Mädchen; unser fränkisches *Mádlá*, *Mèdla*, das hochd. *Mädel*. Schmeller, II, 559. Weigand, Nr. 1260. — 5) *weidli'*, weidlich; d. i. tüchtig, wacker; lebhaft, lustig. S. oben zu S. 292, 3. 6) *Drei-əlei*, ein beliebter ländlicher Tanz. 7) *'Chlàpli*, Pfote; verächtlich auch für Finger, Hand; Diminutiv v. *Chlopâ* (Stalder II, 109. Tobler, 180), fränk. (Koburg) *Klopp∂rn*, Hände; — wie die hd. *klauben*, *Klaue*, *Kloben*, *Kluft*, *Knoblauch* (aus *Kloblauch* verderbt), *Kluppe*, und das mundartliche *Klöber* (d. i. *Klieber*) eigentlich Holzspalter; dann: grober, handfester Mensch u. a. m., zum veraltenden *klieben* (spalten; ahd. *chliupan*, angels. *clúfan*, engl. *cleave*, franz. *cliver*) gehörig. Vgl. Schmeller, II, 351. Schmid, 316 (kleiben); Stalder u. Tobler. 8) *Täpli*, Diminut. v. der *Tôpá*, die Pfote (v. Hunden, Katzen etc.); bayer. die *Tappen*, verächtlich: Fuss, Hand, besonders, wenn sie breit und plump sind; daher *tappen*, breit und schwerfällig auftreten oder greifen etc. Stalder, I, 265. Tobler, 140. Schmeller, I, 450. Weigand, Nr. 1078. 1977. Zarncke zu Br. Narrensch., S. 420. 9) *hei˘*, heim.

Alphabetisches Verzeichniss

der in diesem Bande erläuterten Wörter und Sprachformen.

